Am Herdfeuer der Sennen

Johannes Jegerlehner, Hannah Egger

Digitized by Google

26256.38

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

GEORGE FRANCIS PARKMAN

(Class of 1844)

OF BOSTON

A fund of $25,000, established in 1909, the income of which is used

"For the purchase of books for the Library"

Digitized by Google

Digitized by Google

Am Herdfeuer der Sennen

Neue Märchen und Sagen
aus dem Wallis

Aus dem Volksmunde gesammelt
von
Dr. J. Jegerlehner

Illustriert von Hannah Egger

1.—2. Tausend

Bern
Verlag von A. Francke (vorm. Schmid & Francke)
1908.

Digitized by Google

26256.38

HARVARD COLLEGE
MAR 19 1914
LIBRARY.
G. F. PARKMAN FUND

Buchdruckerei Bühler & Werder in Bern

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Die Alpspende im Lötschental	1
Themistokles Guigoz	15
Die armen Seelen des Langgletschers	21
Die Gotwergini im Lötschental	26
Das Zwergenprinzlein	32
Das hübsche Vogelti	41
Der Bettensee	50
Der Betteltag im Turtmanntal	56
Der Prior und sein Knecht	62
Der Aggagspun	69
Der Märjelensee	76
Der geprellte Teufel	81
Schwager Leide	86
Der Schatz im Grafenschloß	93
Die Sternkinder	100
Das Weinfaß auf der schönen Kummen	107
Das Bettelmädchen	115
Johann der Bär	121
Der Emser Kasperli	129
Makolbus	137
Die arme Prinzessin	142
Hundert auf einen Streich	148
Die drei goldenen Äpfel	156
Schuster und Schneider	167
Der Teufelsblock von Erschmatt	175
Der Flötenspieler	179

Digitized by Google

Der arme Job 190
Der dumme Hansel 200
Vogel Strauß 208
Wer Gott am nächsten ist 218
Um einen Ofen voll Brot 226
Das Krämerlital 233
Die vier lustigen Gesellen 238
Wie der Lötschengletscher entstanden ist 251

Digitized by Google

Die Alpspende im Lötschental.

Zur Einführung.

„Habt ihr schon die Erzellete von der Alpspende, Herr?"

„Nein, die kenne ich nicht!"

„Ei, die kennt ihr wohl!"

„Nein, sicher nicht!"

„So will ich sie euch erzählen, aber ich kann sie halt nicht so gut wiedergeben, wie der Peter Henzel im Ried. So wie der sie erzählt, weiß sie keiner im ganzen Tal. Und für einen Schluck Muskateller setzt er sich hin und erzählt euch so lange ihr wollt!"

„So werde ich ihn morgen aufsuchen; aber ihr könnt sie mir auch erzählen, so wie ihr sie wißt. Setzt euch hier neben mich auf den Baumstamm! So, jetzt fangt nur an, der Stift ist gespitzt, ich bin bereit!"

Am nächsten Morgen um 10 Uhr sagte ich zur Pfarrersköchin in Kippel, ich gehe nach Ried zu Peter Henzel und sei zum Mittagessen wieder zu Hause, sie brauche aber nicht auf mich zu warten, es sei auch möglich, daß ich im Hotel in Ried zu Mittag speise; und es war gut, daß ich das hinzusetzte, sonst hätten der Herr Kaplan und seine andern Pensionäre lange auf mich warten können.

Bevor ich in Ried nach Peter Henzel fragte, kaufte ich im kleinen Hotel eine Flasche Muskateller und steckte sie in meinen Rucksack. Als ich mich nach dem Alten er-

Digitized by Google

kundigte, hieß es, er sei weiter oben in Weißenried. Da ich bis zur Mittagsstunde nun doch nicht in Kippel zurück sein konnte, ließ ich mich von einem prächtigen Lärchenwald verlocken, den weitern Weg über Platten einzuschlagen, statt den direkten, aber schattenlosen Zickzackweg emporzuklimmen, und so langte ich auch eine Stunde später im Dörfchen oben an, das auf luftiger Terrasse liegt und aus einer langen Zeile heller Holzhäuser besteht. Weißenried ist vor Jahren fast ganz niedergebrannt, drum fehlt der dunkelbraune Ton der Altersbeize. Die neuen Häuser unterscheiden sich außer in der Farbe nur dadurch von den alten, daß die Fensterchen um ein weniges größer geworden und die Butzenscheiben darin verschwunden sind.

Im Dörfchen schien sich keine Seele zu regen, da die Leute auf ihren Gütern mit der Heuernte beschäftigt waren. Jetzt zappelt und krabbelt, „humpet und gumpet" es an den Hängen. Es war Ende Juli, und da waren die Mähder schon bis in die obersten Regionen hinaufgerückt. Im Lötschental, wo die Alpen alle auf Sonnenhalb liegen, kann man nicht so genau sagen, wo die Wiesen aufhören und die Alpen beginnen, da beide unmerklich ineinander übergehen und kein zusammenhängender Waldstrich die beiden Zonen trennt.

Man hatte mir unten in Ried das letzte Haus in Weißenried als das des Peter Henzel bezeichnet, und da stand ich nun vor einem mit Kohl und Schotenerbsen bepflanzten Gärtchen und las auf der Hütte dahinter, groß aufgemalt, seinen Namen. Der Alte war, wie ich vermutet hatte, nicht zu Hause, und so schritt ich das Dörfchen wieder zurück und erspähte eine Frau, die auf einer Treppe kauerte und am braunen Wollstrumpf strickte. Sie schreckte bei meinem plötzlichen Auftreten leise zusammen und versteckte

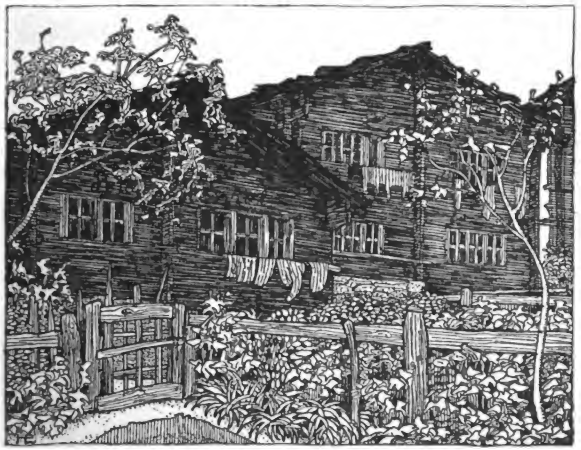
Digitized by Google

flink etwas unter der Schürze. Ich merkte aber bald, was sie verbarg, denn es roch nach sündhaft schlechtem Tabak.

„Guten Tag, Großmutter!“

„Gott dank euch,“ erwiderte sie und musterte mich.

„Warum raucht ihr nicht zu?“ sagte ich, „seht, ich habe auch eine Pfeife,“ und ich zog sie aus der Tasche.



„O, sie ist mir grad erloschen,“ entgegnete die Alte und strich mit der Hand über die dünnen, nach innen gezogenen Lippen, dann zog sie das Pfeifchen unter der Schürze hervor, eine kurze, weiße Gipspfeife mit messingenem Deckel und Kettchen.

„Das Rauchen nimmt mir das Hoitweh (Kopfweh), und so eine Pfeife ist schreckbar gut für das Hoitweh,“ sagte sie.

Digitized by Google

„Ihr seid aber keine Lötschtalerin, denn hier rauchen die Frauen nicht!“

„Äh, ich bin eine Gommerin aus Reckingen,“ sagte das alte Weib, „und vor fünfzig Jahren mit dem Herrn Kaplan, Gott hab ihn selig, nach Platten gekommen, und wie sie ihn begraben haben, da bin ich hier geblieben — ja wohl, Herr!“

„Der Henzel Peter ist nicht zu Hause, ich war soeben dort!“

„Äh, der ist droben im Netzbord beim Heuen!“

„Ja, wie alt ist er denn?“

„Er ist noch älter als ich, und ich gehe im dreiundachtzigsten!“

„Und er heuet noch?“

„Äh, das nicht, aber er ist immer noch dabei und hilft mit den Augen!“

„Ade, Großmutter!“

„Lebt wohl und macht gute Reis!“

Der schmale Weg führte nun durch kurz geschorene Matten, wo bei jedem Schritt ein Dutzend Heuschrecken aufsprangen, so daß meine Beine stets von einem Schwarm dieser gefräßigen Tiere umhüpft wurden. Ich hörte das Wetzen der Sensen und das Pfeifen der schneidenden Instrumente, als ich eine geraume Zeit aufwärts gestiegen und mich endlich am Netzbord glaubte, doch verbarg mir ein kleines Fichtenwäldchen die Mähder.

Ich ruhte aus, pflückte die großen blaubestäubten Heidelbeeren in dem lichten Gehölz und stieß dann zu den Heuern, bei denen ich auch einen alten Mann bemerkte, der abseits saß und zuschaute.

„Ritscha ho, ritscha ho,
Jetzt mäht alls, was mäje cho!“

rief er und ich war froh, ihn endlich gefunden zu haben.

Digitized by Google

„Ihr seid der Peter Henzel," redete ich ihn an.

„Der Henzel Peter? Nein, der bin ich nicht, der ist weiter oben!"

Mir schien, ich sei jetzt dem alten Manne lange genug nachgestiegen, aber grad vor dem Ziele wollte ich nicht umkehren. Der Spaziergang bei dem hellen Sonnenschein und dem tiefen Blau des Himmels war ja an und für sich schon ein Genuß. Ich sprach noch dies und das mit den freundlichen Leuten, die gerne eine kleine Pause machten in ihrer anstrengenden Arbeit, und stieg dann wieder aufwärts. Die Gletscher glänzten und silberten, die nackten Felsen sprühten goldene Funken, und ein herrlicher Heuduft strich über die Matten.

Noch eine ganze Stunde ging es, bis ich ihn erreicht hatte, den Peter Henzel. Aber endlich war ich bei ihm, und diesmal ganz gewiß; am Wegrand saß er mit zwei Buben, die wegliefen, als ich mich zu ihnen setzte. Er hatte den Hut tief ins Gesicht gezogen, einen von Regen und Schnee verwitterten Filz in allen Farben und ohne Band. Die langen Haupthaare waren mit dem zerzausten Barte verwachsen, und die kleinen, feuerroten Äuglein schauten scheu zu mir auf. Der Rock war mit vielen viereckigen Flicken versehen, die selten zu der Tuchfarbe stimmten. Er sah fast aus wie der Talboden der Lonza mit den vielen gevierten Äckerlein und Wiesenstücken. Die Brust neigte stark vornüber und die Hände zitterten beständig.

„Guten Tag gewünscht, Peter," schnaufte ich ihn an, denn es war steil bergauf gegangen, „einen Gruß vom Herrn Kaplan in Kippel!"

Er sagte nichts drauf, fächerte nur mit den Äuglein und zog die buschigen Brauen in die Höhe. Ich zog den Tabaksbeutel hervor und fing an, gelassen die Pfeife zu stopfen.

Digitized by Google

„Da sieht man die Bietschhornhütte gut von hier aus!" Ich deutete gegen den funkelnden Gletscher an der gegenüberliegenden Talwand, der wie ein schneeiges Linnen vom mächtigen Haupt des Bergriesen niederfiel.

Er wandte den Kopf nicht und sagte nichts. Er hörte wohl schlecht, der Alte; ja, wenn man weit über die achtzig hinaus ist, da begreift man schon, daß sich allerlei Übel einstellen. Da mußte ich ohne lange Umschweife aufs Ziel los. Ich rückte etwas näher und schrie ihn an: „Die Verzellete von der Alpspende hätte ich gern!"

Er drehte den Kopf und glotzte mich an.

„Ich höre gerne Sagen, Bozen- (Geister) und Hexengeschichten, und die wißt ihr am besten!"

Da schnellte er auf, so rasch, daß ich fast erschrak, schwang die Sense, die neben ihm lag, über die Achsel, fluchte und schimpfte, daß es keine Art hatte: „Ja, so ein Spott und dann jagen sie mir noch die Giffi über die Pletschen (glatte Felsen)! Alle bösen Geister wünsche ich euch an, und daß ihr's wißt! so ein Spott!"

Dann wackelte er eilig den abschüssigen Pfad hinunter, und die Buben, die abseits gestanden und nach und nach näher gekommen waren, sprangen in einem großen Bogen an mir vorüber und dem Alten nach. Da saß ich nun oben im frischen Kraut der Weritzalp, nicht weit von den Hütten, und dort unten humpelte der Henzel Peter davon, um dessentwillen ich heraufgestiegen war. Seit morgens 10 Uhr war ich unterwegs, und nun neigte sich die Sonne schon den Leuker Bergen zu. Entweder mußte der Alte den Verstand verloren oder mit fremden Leuten einmal recht böse Erfahrungen gemacht haben.

Ich verspürte Hunger und lenkte zu der Hütte der Schwestern Rot, die mit den andern Älplerinnen hier oben

Digitized by Google

die Milchwirtschaft besorgen. Sie führten mich in die Stube und stellten mir auf, was sie geben konnten. Ein Tisch und zwei Bänke, ein Gutschibett (Schubladenbett), etwas Kleinkram darüber auf einem Bänklein und einige farbige Bildchen, das war alles, was ich in der Stube bemerken konnte.

Ich klagte ihnen, wie übel es mir bei dem Alten ergangen sei, und da lachten sie aus vollem Halse, zeigten die weißen Zähne und sagten: „O, der ist zeitweilig verrückt, aber nicht bösartig, nur haßt er die Fremden, als ob es Bozen wären; aber die Geschichte von der Alpspende, die kennen wir auch, wir haben sie gewiß schon zehn Mal gehört von dem Peter. „Erzähl sie, Seraphine," sagte die ältere zu der Schwester, „du kennst sie besser als ich!"

„Ja, der Herr wünscht sie in der Sprache, die wir reden, und ich kann sie nicht so gut erzählen wie der Peter," wandte Seraphine ein, die einen lustigen Zug im Gesicht hatte und ein Naturkind war, das frisch von der Leber weg schwatzte, kicherte und plauschte wie ein Bergbächlein, das lustig in den Tag hineingurgelt.

„Nein, nein, Seraphine, ich schreibe die Geschichte schriftdeutsch, und die Ausdrücke des Alten, die kenne ich, „alle bösen Geister wünsche ich euch an;" ja wohl, alter Kauz, dein Wunsch ging in Erfüllung; da sitzen zwei solch böser Berggeister neben mir, beide mit Gesichtern wie Milch und Blut, und ich schwatze mit ihnen und freue mich ihrer Unschuld und Einfalt, und zu den Fenstern herein leuchten die Gletscher und täuschen mich weg über die Tagesstunde.

Ich schrieb die Sage zum zweiten Mal auf, so wie sie Seraphine erzählte, etwas ausführlicher als heute morgen, und vieles andere dazu; dann dankte ich für die

Digitized by Google

freundliche Aufnahme, stieg, von den beiden Sennerinnen noch ein Stück weit begleitet, bergab und erreichte bald eine einzelstehende Hütte, vor der ein Brünnlein plätscherte.

Da fiel mir die Muskatellerflasche ein, die immer noch im Sack steckte, und die ich in der Alphütte ganz vergessen hatte, sonst wäre sie dort oben geblieben. Ich zog sie hervor und hielt sie unter die Röhre zum Kühlen.

Nun hörte ich im Hause drin eine Männerstimme; „aha, der riecht es schon", dachte ich, und nun kam Peter Henzel heraus, den ich hier doch nicht erwartet hatte, fuchtelte mit den zitterigen Händen in der Luft herum und brummelte etwas, das ich nicht verstand.

Jetzt probiere ich es grad nochmals, ja wohl! „He, alter Bergbär, nehmt auch einen Schluck, es ist Muskateller, Lötschtalerreben von Niedergampel!"

„Nein, da wollt ich lieber betteln gehen, als euren Wein saufen," sagte er und stapfte wieder ins Haus hinein. Ich lachte des alten Narren, entkorkte die Flasche, setzte mich auf die Sitzvorrichtung vor dem Haus und trank einen Schluck. Es war spät geworden. Die Abendlichter über den Zacken des Torrenthornes verglommen, die helle Farbe des Tales war den dunklen Schatten gewichen, und ich hatte noch einen weiten Weg.

Es ging nicht lange, so kam der Alte wieder heraus mit einem Glas in der Hand. Ich schenkte ihm ein, und nun trank er das Glas aus, dann 'ging er wieder und holte Brot und Käse, das ich aber mit bestem Dank zurückwies. Eine halbe Stunde später wußte ich um seinen Kummer und konnte mir seinen Fremdenhaß erklären.

Vor vierzig Jahren weidete er auf der Kummenalp, wo der Weg über den Lötschenpaß vorbeiführt. Ein stockiger Nebel verhüllte die Alp und die weidenden Tiere, und die

Digitized by Google

Felsen weiter oben waren frisch überschneit. Da zogen zwei Fremde an der Herde vorüber, die ihm die Schafe weglockten, und den Schafen folgten zwei Rinder und sein Giffi, die schönste Lötschtaler Trinkelkuh (Alpkuh). Er gewahrte den bösen Streich erst, als es zu spät war; er rief den Zuhirten, der den Fremden nachjagte, sie aber erst oben auf den verschneiten Höhen einholte. Dort glitschten die Rinder und die Trinkelkuh aus, rollten über die Felsen und stürzten zu Tode, und der Bub entging nur mit knapper Not demselben Schicksal. Er sah die fremden Räuber nirgends mehr und trieb die Schafe wieder der Herde zu. Ob es Diebe gewesen sind oder Touristen, die sich einen groben Scherz erlaubt oder böse Geister, er hat es nie erfahren, aber seitdem sind in seinem Kopf Fremde und böse Geister ein und dasselbe, und wenn auch seitdem vierzig Jahre verstrichen sind, so hat er die böse Geschichte und sein Giffi doch nicht vergessen.

Mit meiner Muskatellerflasche, die ich ihm gerne überließ, habe ich dann zustande gebracht, was ich mit der besten Überredungskunst nicht erreicht hätte. Er erzählte mir die Sage von der Alpspende, nachdem er den Rest der Flasche getrunken, und ich schrieb sie auf, zum dritten Mal heute, wiederum etwas länger als ich sie heute morgen und dann bei den Schwestern Rot aufnotiert hatte, und da ist sie nun:

Die Alpen Faldum, Resti und Kummen waren in alter Zeit die fruchtbarsten Weidegebiete des Lötschentales. Dort wuchs den ganzen Sommer über ein feines, hohes Kraut, so daß die Kühe dreimal des Tages gemolken werden mußten. Die Älpler waren glücklich und freuten sich ihres Wohlstandes; doch als er sich stetig mehrte, wurden die Sennenfamilien übermütig, prahlten mit ihren schweren

Digitized by Google

Käslaiben und Butterballen und lästerten gegen die Kirche und alle Heiligen. Der Präsident war der schlimmste von allen. Er ließ die Knechte und Mägde auch an Sonn- und Feiertagen arbeiten, so lange die Sonne schien, schaffte die Gemeindegelder heimlich auf die Seite und brachte nach und nach den schönsten Teil der Alp an sich. Nach Jahren starb er, und nun wurde der Betrug entdeckt. Von nun an erschien jeden Sommer einmal ein böser Geist in den Ställen, jagte die Viehherde hinaus, fuhr mit ihr davon über Berg und Tal und brachte sie erst nach drei Tagen wieder zurück. Die Kühe, in deren Klauen Weinlaub und Weizenähren steckten, waren dann so müde, daß man sie zum Melken kaum auf die Beine brachte und sie drei Tage lang nur rote Milch gaben. Der Graswuchs der Alp nahm allmählich ab und verschlechterte sich von einer Alpzeit zur andern, so daß man die Tiere kaum noch zweimal des Tags melken konnte. Die Reichtümer schwanden dahin, und die Familien, die nur wenig Alpgeteile besaßen, verarmten. Die Leute ahnten wohl, wer der böse Geist war, konnten ihn aber von der Alp nicht wegbannen.

Da erbot sich Treyer Pauli, ein verwegener Jäger, der weder den Tod noch den Teufel fürchtete, sich auf die Lauer zu legen und den bösen Sennen zu stellen. Man warnte und beschwor ihn, sich des tollen Planes zu entschlagen, aber umsonst.

Der Geist erschien immer in einer der drei ersten Nächte des Juli. Als der Juni zu Ende war, legte sich Pauli vor die Ställe auf die Lauer. Die erste Nacht verlief ohne Störung und die zweite auch. Nun schlief er am Tage, um Kräfte zu sammeln für die dritte Nacht, denn nun mußte der Boze sich blicken lassen. Pauli lag vor einer der Stalltüren und stützte den Kopf auf den Ellbogen. Die

Digitized by Google

andern Sennen waren zu Bette gegangen, und die Kühe ruhten in den Ställen. Nur hie und da, wenn ein Tier sich bewegte, vernahm er einen dumpfen Glockenton.

Es war eine stille, sternhelle Nacht, wo die Tautröpflein vom Himmel fallen und sich den Blumen und Gräsern als Krönchen aufs Haupt setzen. Nichts regte sich um die Hütten; nur tief unten im Tale blitzte etwas Weißes herauf, und das war der Schaum der Lonza, die ihr Nachtlied murmelte.

Pauli hatte sich längst zurecht gelegt, was er machen werde, wenn der Geist erscheine: dreimal das Kreuz schlagen und ihn im Namen Gottes anrufen.

Mitternacht war schon vorüber, und ihn schläferte. Er war müde im Arm, legte sein Haupt auf die Schwelle des Stalles, guckte in die Sterne und dachte: „Wenn diese jetzt herunterfallen würden auf die Erde, alle die flimmernden Sternlein, die leuchten und ein ewiges Feuer darstellen, alles würden sie entfachen, die Wälder und die Hütten, die ganze Welt müßte in einer großen Flamme zum Himmel lodern. Dann fing er an, sie zu zählen. Wenn er mit dem Zählen fertig war und von neuem begann, erhielt er gut doppelt so viele Sterne als vorher, und je öfter er sie zählte, desto größer wurde die Summe, so daß er sich verwirrte; dann nahmen sie rasch ab und zuletzt sah er nur noch die matte Helle des Himmels, dann fielen ihm die Augen zu.

Da fuhr er zusammen. Die Tiere in den Ställen klirrten mit den Ketten und stampften auf den Boden. Er erhob den Kopf, wischte sich die schlaftrunkenen Augen aus und sah eine schwarze Gestalt, die blitzschnell von Stall zu Stall huschte. Er wollte aufspringen, aber seine Beine waren wie gelähmt. Er wollte das Kreuz schlagen, aber

Digitized by Google

da stand der Senne schon vor ihm, ein unheimlich schwarzes Wesen mit hohlen Augen und bartlosem, erdfahlem Gesicht, und fuhr ihm mit einer Salbe über die Stirne. Dann hörte er ihn laut rufen:

„Hei lobe bruni Chueh,
Lauf dem Mutzlihore (Mutthorn) zue!"

Die dumpfen, langgezogenen Worte drangen bis zu den hintersten Ställen der Alp. Die Tiere fuhren aus den Hütten, brüllten in die Nacht hinaus, hoben die Schweife, tollten in wilden Sprüngen herum und setzten über die Mäuerchen, Balken und Stämme, die herumlagen. Pauli wollte sie zurückhalten und an sich locken, aber die Stimme versagte ihm. In einem Augenblick war die ganze Herde bei der obersten Hütte versammelt und jagte, wie vom Teufel gehetzt, mit dem schwarzen Gesellen an der Spitze, den Berg hinauf, dem Mutzlihorn zu. Pauli, der den Boden unter seinen Füßen schwinden fühlte, wurde wie im Sturm mit fortgerissen und mußte die tolle Fahrt mitmachen, wie sehr er sich auch dagegen sperrte und sträubte. Als ob der Wetterwind sie trüge, ging es in wilder Jagd zwischen dem Mutzlihorn und den Felsen des Lötschenpasses durch, in rasendem Laufe über die blassen Eisfelder des Gletschers, die Gehänge hinunter wie eine Lawine, die ins Tal donnert, in den ebenen Grund der Kander, dann wieder die Steilwände hinauf, ohne Rast, ohne Ruhe. Er fühlte, wie ihn die Spitzen der Tannen an den nackten Füßen kitzelten, sah wieder Alpen und Schneepletschen (Schneeflecke) unter sich; dann sausten sie im Bogen über den Bergsattel, fuhren jenseits hinunter und mit Windeseile über die Alpen, Matten, Weiden, schwarzen Wälder und die Dächer und Friedhöfe der Dörfer hinweg, durchs Rebengelände der Talsohle, durch die Korn- und Maisfelder bis ans Ufer der spie-

Digitized by Google

gelnden Rhone, dann abermals zurück, ohne Aufenthalt, ohne Atem zu holen. In wilder Hetze jagten sie durch die Weizenfelder und Rebgärten, wo sie die Ähren, die Stecken und das Laub streiften, über die Dörfer an der Berghalde weg, über Matten und Weiden, Wälder, Gletscher und Felsköpfe — und so drei Nächte und zwei Tage lang.

Am Morgen des dritten Tages lagen die Tiere dicht aneinandergeschmiegt vor den Ställen, alle bachnaß, mit heraushängender Zunge, zitternd vor Aufregung, zu Tode erschöpft und elend. Die Sennen schliefen noch in der Hütte, und dem Pauli war es, als ob er zwei Wochen im Fegfeuer zugebracht hätte. Die Kleider hingen ihm in Fetzen vom Leibe, ihn fröstelte am ganzen Körper, er konnte kein Glied rühren und fühlte sich sterbensmatt. Er mußte neben den Kühen liegen bleiben, bis die Sennen kamen und ihn in die Hütte aufs Stroh legten. Die Kühe hatten Ähren und Rebenlaub zwischen den Klauen, rührten das Futter kaum an und gaben drei Tage lang gar keine oder nur rote Milch. Pauli schwebte den Sommer durch zwischen Leben und Tod, und bei der Alpentladung mußten ihn die Gefährten auf einen Laden gebunden ins Tal tragen; aber schließlich siegte seine kernhafte Bergnatur, und er kehrte langsam wieder zum Leben zurück.

Das Dorf Ferden war entschlossen, alles zu versuchen, um den schrecklichen Unhold von der Alp zu vertreiben. Der Präsident sandte zwei Männer zu den Kapuzinern ins Tal, die ihnen ein weißes Pulver mitgaben, das sie vor die Schwelle der Ställe streuten. Aber das nächste Jahr erschien der Geisterfenn gleichwohl wieder und fuhr mit der Herde davon. Doch nur eine Nacht und einen Tag blieb er aus; das Pulver war offenbar gut, aber zu wenig kräftig gewesen. Da errichtete die Gemeinde zwischen den

Digitized by Google

Ställen ein Missionskreuz, das weit über die Dächer hinausragte, und schrieb mit goldenen Lettern einen heiligen Spruch drauf, aber das half auch nichts. Nun beschlossen sie, eine Alpspende einzuführen und an die Armen des Tales jedes Jahr die Milcherträgnisse von einem Tag auszuteilen, und damit hatten sie den schönsten Erfolg. Der böse Senne blieb von da an verschwunden und kehrte nicht mehr zurück.

Die Alpspende wird jedes Jahr bis zur heutigen Stunde, immer am Ostermontag, an die Armen verteilt. Jeder, der sich im Gemeindehaus zu Ferden meldet, erhält ein Stück Weißbrot, zur Erinnerung an die Weizenähren, die die Kühe in den Klauen nach Hause getragen, und eine Kanne Rotwein, zur Erinnerung an die rote Milch.

„Das ist die Erzellete von der Alpspende," schloß Henzel Peter die Geschichte, „und das ist eine endliche Wahrheit; mein Großvater hat den Pauli gekannt, und der hat ihm die Geschichte mehr als einmal erzählt!"

„Ja, ja, Peter, das wird schon so sein," antwortete ich. „Ich sage euch schönen Dank, und jetzt steige ich hinunter nach Kippel; ade und schlaft wohl!"

„Und jetzt gehe ich den Morgen suchen. Behüt Gott wohl, Herr."

Digitized by Google

Themistokles Guigoz.

Ein stilles herrliches Tal ist es, das Val de Bagnes. Eine hohe, mit ewigem Schnee bedeckte Gipfelkette trennt es vom Großen Sankt Bernhard. Es zieht sich fast gerade hin von Norden nach Süden, und lange Bergkämme schließen es links und rechts ein. Die grünen und braunen Halden steigen zu beiden Seiten zu den weißen, wunderlich geformten Zacken und Zinnen empor. Durch das Tal fließt die stark rauschende und ab und zu in tollen Sprüngen eilende Dranse, die sich fast wie ein übermütiges Kind gebärdet, das bald wild davonrast, bald ausruht und ohne zu ermüden stundenlang sich im Spiele ergötzt. Wo das Tal umbiegt, vereinigt sich die Dranse mit den zwei andern großen Bergbächen gleichen Namens und strömt mächtig aufschäumend der Rhone zu.

Zu hinterst im Bagnestal liegt, der Sonne zugekehrt, die Alp Charmontana. Hier geht der schmale Saumweg vorbei und führt hinter den Matten hinauf zum Col de Fenêtres, von wo er sich jäh hinabsenkt ins Tal von Aosta, das schon den Italienern gehört. Von der Alp steigt es rings um auf zu mächtigen Gletschern, Felsen und fast unzugänglichen Gipfeln. Still und einsam ist es hier oben. Nur an den heißen Sommertagen vermischt sich das Glockengeläute der weidenden Herde mit dem Poltern der herunterfallenden Steine und Eisstücke. Obwohl diese Alp sich in

Digitized by Google

allen Teilen zur Walliserseite abdacht, so haben sie doch in früheren Zeiten die Valdostaner jenseits des Passes für sich beansprucht, und obschon sie durch einen Vertrag den Bagnarden zugesprochen wurde, haben ihre italienischen Nachbarn auf der Südseite doch mehrmals versucht, das umstrittene Besitztum wieder an sich zu reißen. Da kam das Jahr 1570, in dem die Valdostaner eine so gründliche Schlappe erlitten, daß sie ein für allemal genug hatten.

Der Pfarrer von Bagnes, ein gebürtiger Savoyarde, hielt es damals mit den Valdostanern und versprach ihnen, die Bagnarden durch eine List alle ans Messer zu liefern. Am Auffahrtstage verkündete er seinen Getreuen feierlich, daß er am Sonntag nach Pfingsten eine lange und ernste Predigt halten werde, wobei es ihm sehr daran gelegen sei, daß jedermann, gleichviel ob jung oder alt, gesund oder krank, sich dazu einfinde.

Als der bestimmte Sonntag kam und der Pfarrer nach der Messe zur Kanzel hinaufstieg, war die Kirche übervoll. Auf der einen Seite saßen die Frauen und Mädchen, auf der andern die Männer und Knaben. Alle waren gespannt zu vernehmen, was ihnen der Pfarrer so Wichtiges mitzuteilen habe.

Bevor der Geistliche mit der Predigt begann, rief er mit lauter Stimme dem Vikar zu, alle Türen zu schließen, damit kein Wort von seiner Rede verloren gehe, dann geißelte er heftig die Lehre Calvins, die damals von der Waadt her ins Unterwallis einzudringen drohte. In der Kirche herrschte bald die tiefste Stille.

Im ganzen Tal war nur ein einziger zu Hause geblieben, ein alter Soldat, namens Themistokles Guigoz aus Montagner, der eben aus französischen Diensten heimgekehrt war und nicht für nötig erachtete, der Predigt

Digitized by Google

beizuwohnen. Er ging in seiner Stube auf und ab, wobei der Boden unter seinen schweren Tritten knarrte, und rauchte von dem Tabak, den er aus Frankreich nach Hause gebracht hatte. Plötzlich fielen zwei große Blutstropfen von der Decke und dann nochmals zwei. Er guckte hinauf und gewahrte seinen Degen, der hin- und herschwankte, als ob er sich aus der Scheide zwängen wollte. Längs der Scheide rieselte das Blut und tröpfelte zu Boden. „Potz Himmel Sakrament, was ist los," brauste der alte Haudegen auf und sprang ans Fenster. Da die halb erblindeten staubigen Scheiben die Aussicht hinderten, riß er das Fensterchen mit einem kräftigen Ruck auf, und da . . . da . . ., das Herz klopfte ihm. Den Zickzackweg von Vinzier hinunter kam es daher in dichten Reihen, hier ein Trüppchen und dort eines und zu hinterst noch eines, eine ganze Armee italienischer Soldaten kletterte das Gehänge herunter, bewehrt mit Degen, Lanzen und Helmen — und das ganze Dorf war in der Kirche.

Guigoz machte zwei Schritte rückwärts und donnerte einen jener schrecklichen Flüche, die er jedesmal zum Munde herausließ, wenn er in der Schlacht einem Feinde das Haupt spaltete. Schon war die Vorhut der eilig niedersteigenden Truppen auf den Feldern von Lourtier angelangt. Das stand außer Zweifel, es konnten nur die Valdostaner sein, die gekommen waren, den Bagnarden die Köpfe abzuschneiden. Jetzt begriff er, warum der Pfarrer durchaus das hinterste Bein in der Kirche haben wollte. Er öffnete hastig den alten mit Schnitzwerk versehenen Trog in der Stube und entnahm ihm den Helm, der ihm schon so oft gegen die langen Piken der Kaiserlichen und die schweren Kugeln der Musketiere geschützt hatte, stülpte ihn auf den Kopf, gürtete das Schwert um und ergriff die Pike. Dann

Digitized by Google

eilte er zum Stall ſeines Nachbars und ſchwang ſich auf ein weißes Pferd ohne Sattel und Zaum, trieb es durch die wildſchäumende Dranſe und poſtierte ſich bei den großen Nußbäumen am Ausgang des Dorfes. Es war die höchſte Zeit, denn ſchon hatte die feindliche Kavallerie die Höhe von Verſégères erreicht, und ſechs Ausſpäher ritten in geſtrecktem Galopp auf das Dorf los.

„Ha-alt!“ ſchrie Guigoz mit Donnerſtimme, ſtreckte den Spieß vor und ſchaute den erſchrockenen Reitern ins Geſicht, ſo daß ihre Pferde ſich bäumten und dann ſtille ſtanden. In dieſem Augenblick erſchien die Hauptmacht der Italiener unter den Nußbäumen. Guigoz hielt ſich mit der Linken an der Mähne des Schimmels feſt und galoppierte mitten in die Feinde hinein, die vor ihm zur Seite wichen und durch ſein plötzliches Erſcheinen und ſeinen Baſiliskenblick wie gelähmt ſtehen blieben. Dann machte er kehrt und jagte in geſtrecktem Galopp zurück zur Kirche und ſchlug die Pike mit aller Kraft dreimal ins große Tor, pam — pim — pam!

Die eichene Tür wankte unter den drei wuchtigen Schlägen, flog auf, und herein ins Chor ritt Guigoz, der Gewaltige, in furchterregender Rüſtung auf dem lilienweißen ſchnaufenden Pferde ohne Zaum und Sattel. Der Pfarrer, der die Kirche ſchon von den Feinden umzingelt glaubte, ahnte die böſe Wendung und rief mit Aufwand ſeiner letzten Kräfte: „Wollt ihr die Kirche durch dieſen Heiden entweihen laſſen! Auf und ergreift ihn!“

„Zu den Waffen!“ ſchrie der Soldat und übertönte den Geiſtlichen, „die Valdoſtaner ſind da! Euer Pfarrer iſt ein Verräter! Zu den Waffen und zu der Steinwüſte!“

Während die Menge zu den Seitentüren hinausdrängte, machte er kehrt, gab dem Pferde die Ferſen und verſchwand

Digitized by Google

Digitized by Google

wieder unter den Baumkronen. Die Bagnarden schlugen den Pfarrer tot, eilten nach Hause und bewaffneten sich mit Gabeln, Sensen und Knitteln, aber die Frauen langten vor ihren Männern auf dem Schlachtfelde an, die Schürzen gefüllt mit Asche und glühenden Kohlen. Die Valdostaner erwachten nach und nach aus ihrem starren Bann, in den sie Guigoz mit seinem Basiliskenblick versetzt hatte, aber nun streuten ihnen die Frauen die glühende Asche in die Augen, und als die Männer auch zur Stelle waren, ergriffen die Valdostaner in voller Panik die Flucht. In der mit Steingeröll bedeckten Ebene, die noch heute die Wüste heißt, erlagen sie alle ihren Streichen. Nur drei Mann blieben am Leben, die aber arg verstümmelt wurden. Dem einen stachen sie die Augen aus und sagten ihm, er solle zurückgehen über den Großen Sankt Bernhard und erzählen, wie es ihm hier ergangen sei; dem zweiten schnitten sie die Zunge ab und höhnten, er solle zu Hause bekannt machen, was er hier gesehen habe; dem dritten hieben sie die Ohren ab und schrieen ihm zu, er solle dann berichten, was er im Bagnestal gehört habe, dann wurden sie laufen gelassen. Aber keiner von ihnen ist nach Aosta zurückgekehrt, denn weiter unten in Sembrancher wurden sie alle drei erschlagen.

Die Hütte des tapfern Themistokles Guigoz steht noch heute oben in der steilen Matte, dicht neben der Steinwüste, und sein Schwert hängt drinnen in der Stube, rot gefärbt vom Rost der vielen Jahre oder vom Blut der erschlagenen Feinde, wer kann es heute noch sagen?

Digitized by Google

Die armen Seelen des Langgletschers.

Ein junger Lötschtaler Jäger ging auf die Jagd. Nachdem er stundenlang über Felsen und Steinhalden geklettert war und nichts geschossen hatte, kam er zu dem Langgletscher, über den er hinwegschreiten mußte, um wieder in sein Alpdörfchen zu gelangen. Der Gletscher war stark zerschrundet und senkte sich jäh ins Tal, so daß der Jäger nur langsam vorwärts kam. Die Sonne sandte heiße Strahlen auf das Firneis, und in unzähligen feinen Drähten rieselte das Wasser von den zackigen Eisblöcken nieder. Bald zwang ihn eine klaffende Gletscherspalte, bald ein klotziger, schroff aufragender Eisturm zu einer langen Umgehung. Als er mitten auf dem Gletscher war, hielt er inne, denn ihn deuchte, er höre jemand singen. „Das werden die Bächlein sein, die in die Spalten stürzen," dachte er und schritt weiter, doch der Gesang drang immer deutlicher an sein Ohr, und doch konnte er nirgends ein menschliches Wesen erblicken. Als er um einen haushohen Eisblock herumgestiegen war, sah er den Sänger vor sich, und das war eine Gestalt, die bis über den Hals im Eise stak. Man hatte dem Jäger schon öfter erzählt, daß Quatemberkinder, (Sonntagskinder) zu denen er auch gehörte, an gewissen Tagen die Geister sehen sollen. Bis jetzt war ihm das noch nie vorgekommen, aber heute schien es so zu sein. Er wußte auch, daß im Gletscher die armen Seelen ihre Sünden, die sie im Leben begangen haben, abbüßen müssen.

Digitized by Google

„Wie mag nun diese Seele da noch singen zu all dem, was sie leiden muß," murmelte er, wagte aber nicht, sie in ihrem Gesange zu stören. Da hörte er ebenfalls ganz in der Nähe Klagelaute und bald bemerkte er eine andere Gestalt, der nur die Zehen eingefroren waren. Da nahm es ihn doch wunder, was nun das zu bedeuten habe, und er wandte sich der ersten armen Seele zu, die ihren Gesang soeben beendigt hatte, und fragte, warum sie singe und die andere, die doch weniger zu leiden habe, denn jammere.

„Wir büßen im Gletscher für unsere Sünden," erhielt er zur Antwort, „jene dort weint, weil ihre Leiden erst jetzt beginnen, ich aber singe fröhliche Lieder, weil ich meiner baldigen Befreiung aus dem Gletscher entgegensehe. Soeben entsproß ein Arvenkorn, daraus wird ein Baum erstehen, aus diesem eine Wiege; in diese Wiege werden sie ein Kind legen, das wird zum Priester aufwachsen und für meine Befreiung aus dem Gletscher beten!" Da zog der Jäger den Hut, schlug mit dem Daumen das Kreuz und beeilte sich, fortzukommen.

Als er das Ende des Gletschers erreicht hatte und über die hohe Moränenwand hinaufgestiegen war, schaute er auf den Gletscher zurück, und nun sah er, daß es in den Spalten wimmelte von halb und ganz eingefrornen Seelen; ihn wunderte nur, wie er über das Eis gekommen war, ohne den armen Verdammten auf die Arme und Beine oder auf den Kopf zu treten. Der Ausblick auf diese Stätte des Leides stimmte ihn unsäglich traurig. Die Jagdlust war ihm vergangen, und er machte sich auf den Heimweg. Bald war der Gletscher von dichten Nebeldünsten zugedeckt. Die Nebelschwaden stiegen mit ihm zu Tale und verschleierten alles mit grauem Gewölk, gegen das die Sonne mit aller Macht ankämpfte, aber ohne Erfolg. Als er, den Kopf

Digitized by Google

auf den Boden gerichtet und in trübe Gedanken versunken, in langen Schritten dem schmalen, kaum sichtbaren Moränenpfade folgte, vernahm er ganz nahe eine klagende Stimme. Sie kam von einer Frau, und er dachte, es habe sich jemand im Nebel verirrt. Er verdoppelte seine Schritte und erblickte nun die Frau, aber das war nicht eine Älplerin, sondern eine schöne vornehme Dame in feinem Gewande. Das Kleid war dünn, viel zu dünn für das rauhe Klima hier oben, über und über mit Eiszapfen behangen, die leise klirrten und einen feinen Ton von sich gaben.

„Was soll jetzt das bedeuten," brummelte er, „ich bin doch nicht mehr auf dem Gletscher, und das ist keine arme Seele, das ist eine Dame aus der Stadt, nur geht sie barfuß und ohne Hut!" Kleine, vor Kälte rot angelaufene Füße guckten unter dem Rock hervor, der mehr nur ein Hemd zu sein schien, und blasse Blutströpflein hingen dran, denn für die harten spitzen Steine waren diese Füße mit der zarten, dünnen Haut nicht geschaffen. Den weißen nackten Hals umschlang eine schwere goldene Kette, die Arme waren mit Spangen geschmückt, und an ihren schlanken, steif gefrornen Fingern glänzten Goldringe, die mit Diamanten und andern kostbaren Steinen besetzt waren. Man sah es der Dame wohl an, sie war des rauhen Weges nicht gewohnt, denn bei jedem Schritte zuckte sie zusammen, und über die feinen, blassen Wangen perlten die Tränen.

Da faßte der Jäger Mut und redete sie an: „Guten Tag gewünscht, meine Frau Gräfin, oder wer ihr seid, warum spaziert ihr hier herum und dazu noch barfuß, ohne Hut und Regendach?"

Da richtete die Dame ihre schönen traurigen Augen auf ihn und sagte mit schwacher Stimme, die wie ein fernes Herdenglöcklein klang: „Ich habe mich nicht verirrt,

Digitized by Google

ich bin ganz auf dem richtigen Wege; ich komme von Paris, wo mein Leib noch warm im Bette liegt. Meine Eltern und Verwandte stehen noch daneben und trauern um mich. Ich war das einzige verwöhnte Kind reicher Eltern, die mir zu liebe taten, was sie nur konnten. Kein Wunsch wurde mir versagt, und doch war ich stets unzufrieden und quälte durch meine Launen alle meine Angehörigen. Wenn ich ausgehen wollte, so standen Pferde und Wagen bereit, so daß meine Füße den rauhen Boden nie zu berühren brauchten. Immer dachte ich nur an mich und hatte kein Herz für fremdes Unglück. Ach hätte ich mich der armen Leute nur einmal erbarmt! Bald werde ich den Gletscher erreicht haben, wo ich zur Strafe dafür das Fegefeuer bestehen muß!

Der Jäger ließ den Hut, den er zum Gruße abgezogen, zu Boden fallen, einen solchen Eindruck hatte ihm die Rede des Fräuleins gemacht. Er bückte sich hastig darnach und hob ihn auf. Da war die vornehme Dame im Nebel verschwunden. Er hatte sie noch fragen wollen, ob er etwas für sie tun könne, aber sie zeigte sich nicht mehr. Er stieg noch einige Schritte den Weg hinan und rief ihr nach: „Fräulein — Fräulein — wo seid ihr?“ Aber die Stimme verklang im Rauschen des Baches und im Donnern des Gletschers.

„Wie wird sie auf ihrer Wanderung von Paris hierher gelitten haben, und wie viel wird sie erst im Gletscher leiden müssen, diese schöne junge Frau,“ dachte er und schritt langsam, immer noch zögernd und öfters zurückschauend, bergab.

Später trieb ihn eine wilde Sehnsucht immer wieder zu dem Gletscher hinauf, den er nie mehr zu betreten wagte. Es zog ihn zu der schönen armen Seele, die er so gerne

Digitized by Google

noch einmal erblickt und gesprochen hätte. Aber wenn er auch stundenlang an der Stelle wartete, wo er ihr begegnet war, und bis an den Rand des Gletschers hinauf stapfte und wieder zurück, sie zeigte sich nicht mehr. Oft glaubte er, ihre Seufzer zu vernehmen und schaute dann mit heißen Augen den Weg entlang, aber es war immer nur eine Täuschung.

Der Jäger ist ein Sonderling geworden, hat die Menschen gemieden, sich an keinen Festen mehr beteiligt und ist in frühen Jahren gestorben.

Digitized by Google

Die Gotwergini im Lötschental.

Im Lötschental befindet sich ein Fels mit drei Höhlen, die noch heute Gotwergilöcher heißen, denn darin wohnten die Zwerge oder Gotwergini. Mitunter erzeigten sie den Talleuten manche Wohltat. Wenn eine Kuh oder eine Ziege im Walde zurückgeblieben war oder sich verirrt hatte, so brauchte man nur die Gotwergini zu fragen, die immer den Ort anzugeben wußten, wo das Tier sich herumtrieb. So lange die Zwerge den Leuten Gutes erwiesen, mochte man sie gut leiden, aber mit der Zeit trübte sich das Verhältnis, denn man erzählte sich viel Schlimmes von diesen kleinen Wichten.

Im Tale unten lebte eine Frau namens Selber, die tagsüber spann, während ihr Mann auf Verdienst ausging. Fast jeden Tag schlüpfte einer der Zwerge zu ihr ins Haus, und zwar immer derselbe, ein Männchen mit einem dicken Kopf, schwammigen Wangen und einem in den Mund hineinhängenden Schnurrbart, und verlangte, daß sie ihm den Rücken kratze. Zuerst hatte sie Mitleid mit dem Kobold und tat ihm den Willen, aber schließlich wurde er ihr so lästig, daß sie es ihrem Manne klagte. Dieser sagte gleich: „Warte, dem will ich es schon aufs Brot streichen," zog die Kleider der Frau an und setzte sich hinter das Spinnrad. Die Werglocken aber wollten ihm nicht recht aus der Hand. Da erschien der Zwerg, tänzelte vor dem Spinnrad hin und her und foppte:

Digitized by Google

„Du ſpinſterleſt und ſpinſterleſt und windeſt wenig a,
Mir ſchynt, mir ſchynt, du ſigſt e Ma!“

Da ergriff der Angeredete die Hechel mit den eiſernen Borſten und fuhr ihn an: „Ich will dir jetzt den Rücken kratzen, du freche Blaſe!“ Er ſtrich ihm damit ſo derb über den Rücken, daß der Zwerg laut aufſchrie und davon ſprang. Er rief um Hilfe, und da eilten die andern Zwerge herbei und fragten: „Wer het der tan? Wer het der tan?“

„Selber, Selber,“ gab er jammernd zur Antwort.

Digitized by Google

Da sagten die Zwerge: „Selber ta, selber ha“ und gingen wieder davon.

Von nun an ließ der Zwerg die Frau in Ruhe.

Die Begehrlichkeit der Zwerge artete nach und nach in Frechheit und Barbarei aus. Es kam sie sogar die Lust an, Knaben einzufangen, in die Gotwergilöcher zu schleppen oder auf die Meggenalp hinauf, zu mästen und dann zu verzehren. Einst brachten sie einen Knaben aus dem Tale herauf. Er wurde in den Stall eines alten Zwerges gesperrt, der ein gar sanftes und liebliches Töchterchen besaß. Das Mädchen mußte dem Knaben das beste Essen auftragen, nicht nur Käse und Brot, sondern jeden Tag noch trockenes Schaffleisch dazu, dann kam von Zeit zu Zeit der Alte und sagte: „Halt mir dein Fingerlein her!“ Dann schnitt er dem Knaben hinein, um zu sehen, ob er bald fett sei. Jedesmal aber wandte sich der Alte ab und sagte: „Zu wenig fett, zu wenig fett!“ Da weinte allemal das Mädchen, denn es hatte den Buben lieb und wollte nicht, daß man ihm ins Fingerlein schneide. Wenn der Alte fort war, sprang es zu der Stalltür, schloß sie auf, ließ den Buben heraus und spielte mit ihm oder führte ihn spazieren. Dann sammelte der Bub Alpenrosen, das Mädchen wand ein Kränzlein daraus, legte es dem Gefährten aufs Haupt, schaute ihn mit glänzenden Augen an und sagte:

„Wie schön bist du, wie schön bist du,
Du lieber, lieber Bub!“

Als die Jungfrau merkte, daß er sich gern von ihr entfernte und zu entwischen versuchte, pflückte sie statt der Alpenrosen die Schürze voll Silenbar, flocht daraus eine Kette und legte sie ihm um den Hals. Darüber freute sie sich sehr, denn sie glaubte, die Pflänzlein hätten die Kraft, den Buben an sie zu fesseln.

Digitized by Google

Eines Morgens sagte er zu dem Mädchen, als es ihm das Essen in den Stall brachte: „Laß mich hinaus, dann wollen wir wieder spazieren gehen und uns freuen!“ „Ja, ja,“ sagte es freudig, „wir sind allein,“ und es faßte ihn an der Hand und lief jauchzend mit ihm davon. Sie wanderten über die Alp, jagten einander nach, bewarfen sich mit Zapfen und Steinchen, pflückten die schönsten Bergblumen, goldene Astern und tiefblaue Enzianen und schwatzten und lachten zusammen. Das Mädchen wand wieder ein zierliches Kränzlein aus Silenbar und ließ ihn mit dem Kopfe durchschlüpfen.

„Wie schön bist du, wie schön bist du,
Du lieber, lieber Bub,“

rief es und betrachtete ihn lange; doch als sie ins Buschwerk kamen, wo Erlen standen und verkrüppelte Arven, warf er das Kränzlein fort und schlich sich durch das Gebüsch davon. Das Mädchen aber schluchzte und weinte, als es den geliebten Freund nicht mehr sah, suchte ihn hinter jedem Busch und rief ihm nach, bis die Stimme versagte. Als es ihn nirgends mehr fand, klagte es:

„Silenbar hat er an sich,
So lang ich leb, gereut er mich,“

denn es wußte schon, daß er nicht mehr zurückkehren werde. Dann lief es mit verweinten Augen nach Hause und begegnete seinem Vater, der fragte, wo der Bub sei. Da jammerte das Töchterchen, er sei fort. „Du Stock,“ fluchte der Alte und schlug das Mädchen, daß es blutete, dann lief er zu den Höhlen und hetzte die andern Zwerge, die schneller laufen konnten als er, auf den Flüchtling. Sofort machte sich die ganze Schar auf die Verfolgung und jagte wie eine Gemsherde das Gehänge hinunter. Bei den wüsten Matten waren sie dem Buben schon dicht auf den Fersen.

Digitized by Google

Die Wiesen waren früh gemäht und mit kleinen Heuhaufen übersät. Da verkroch sich der Bub unter den letzten der Heuhaufen, sobald er merkte, daß die Verfolger ihn einholten, und deckte sich gut zu. Als die Zwerge die Heuhaufen erreichten, riefen sie: „Bis hierher ist er gekommen und weiter nicht!“ Sie durchstöberten die ersten Schochen, aber da sie ihn nicht fanden, sagten sie: „Ist er nicht unter den ersten, so ist er auch nicht unter den letzten,“ und stiegen langsam wieder zu den Höhlen hinauf. Kaum waren sie fort, kroch der Bub heraus, schüttelte die dürren Halme von sich und floh durchs Tal hinunter zu seinen Eltern, die schon lange um ihn getrauert hatten.

Im Herbst wenn die Meggenalp entladen war, fanden sich die Gotwergini auf der Ballimatte ein, um einen heimlichen Tanz abzuhalten. Das ist der schönste Platz im ganzen Lötschental. Auf drei Seiten grenzt die kleine Ebene der Wald ab, auf der offenen Seite schaut man über alle Berge und Gletscher des Tales weg.

Einst stieg ein Bursche hinauf, beschlich die lustig tanzende Gesellschaft und schaute ihnen hinter einem hohlen Lärchenstrunk versteckt die ganze Nacht zu. Er sah, wie sie tollten, sich kugelten und wie Heuschrecken herumhüpften. Um Mitternacht hielten sie ein köstliches Gastmahl. Da wurden auf goldenen Tellern die feinsten Gerichte aufgetragen, Speisen, die er in seinem Leben noch nie gesehen hatte, und in silbernen Kannen, die im Mondenschein blitzten und funkelten, wurde der Wein herumgereicht. Bei dem Mahl ging es her wie bei einer Hochzeit. Als der Tag sich meldete, schrie ein Rabe im Lärchenwald, worauf das Zwergenvolk davon stob und im Nu verschwand wie ein Traumbild.

Die Älpler wagten es nicht, die Zwerge zu vertreiben, aus Furcht, sie könnten ihnen heimlich viel Schaden zu-

Digitized by Google

fügen. Da kam einst ein fahrender Schüler durchs Tal, der auch viel Übles von den Zwergen zu erzählen wußte. „Warum duldet ihr das Zwergenvolk noch bei euch," sagte er in großer Entrüstung, „das sind Leute, die nur Böses im Schilde führen und an andern Orten schon längst vertrieben worden sind. Sie gehören auch gar nicht zu unserm Geschlechte und sind aus unbekannten Gegenden zu uns eingewandert. Und habt ihr die Zwergenfüße noch nie näher angeschaut? Sie sehen ja gar nicht nach vorwärts, sondern nach hinten, und wer ein Zwergenmädchen heiratet, der kann sich freuen, wenn er Kinder bekommt, solche, die die Füße nach rückwärts gedreht haben!"

„Ja ja, sie hätten es längst verdient, daß man sie aus dem Tal jagt," riefen die Bauern. Da trat einer zu ihnen, der grad von den Gotwergilöchern herunterkam. „Ich habe gesehen, wie sie ein altes Mutterli lebendig begraben haben," sagte er schwer schnaufend: „Einer der Zwerge ist zu mir gekommen und hat eine Schaufel verlangt. Ich habe sie ihm gegeben, und da hat es mich gewundert zu erfahren, was er damit anfangen wolle. Ich bin ihm heimlich nachgelaufen und habe gesehen, wie die Zwerge ein tiefes Loch gruben und ein armes Mutterli hineinlegten, das schrecklich jammerte:

„Laßt mich rächen (laufen),
Ich kann ja noch grächen" (kochen),

aber die Zwerge ließen sich nicht erweichen, gaben ihm Brot und einen Krug Wein mit und deckten die Grube wieder zu!"

Da erklärten die Älpler den Zwergen den Krieg. Tag und Nacht wurden Wachen aufgestellt, und als die Zwerge sich nicht zeigten, zog man zu den Gotwergilöchern, aber die Höhlen waren ausgeräumt und die Zwerge verschwunden; niemand wußte, welchen Weg sie eingeschlagen hatten.

Digitized by Google

Das Zwergenprinzlein.

Der Zwergenkönig Tonnegold hatte sich vorgenommen, einmal die verschiedenen Niederlassungen seines Volkes im Wallis zu besuchen. Aber da er sich alt und schwach fühlte und glaubte, er würde die Strapazen der großen Reise nicht aushalten, so betraute er seinen Sohn Minnegold mit dieser Aufgabe. Der Prinz sammelte ein großes Gefolge um sich, belud zwanzig weiße Eselchen mit kostbaren Geschenken und stieg über den Berg Ben ins Wallis. Er besuchte zuerst die Niederlassungen im Hetorn in den Natersbergen, dann die im Gistelberg und im Jeizenenberg, wo es noch heute „in die Gotwergini" heißt, dann stieg er mit seinem Gefolge und den Geschenken, die ihm noch übrig geblieben waren, hinauf ins Turtmanntal.

Zu hinterst im Tal, wo heute zu Füßen des Gletschers drei fruchtbare Alpen sich befinden, standen damals drei stadtähnliche Dörfer, nämlich Blumatt, Gruben und Meiden. Die Leute waren sehr wohlhabend, trugen die feinsten Kleider und spazierten im Schatten mächtiger Arven; die rundlichen, wohlgenährten Kühe stapften bis über die Knie hinauf im saftigen Gras und mußten dreimal im Tage gemolken werden. In Gruben wurde der feinste Wein getrunken, in Blumatt aß man das beste Gebäck und in Meiden die zartesten Braten.

In Blumatt wohnte ein Müller mit seiner Tochter Eva. Ihr Gesicht war weiß wie frischer Schnee, und ihre

Digitized by Google

Augen leuchteten wie Bergblumen, die zum erstenmal ihre Kelche öffnen. Als der Zwerg Minnegold die schöne Eva sah, dachte er an nichts mehr als an das Mädchen, und er wurde von solcher Liebe zu ihm ergriffen, daß er beschloß, um die Eva zu freien und im Turtmanntal zu bleiben. Er ließ in den Felsen von Blumatt, in der Nähe der andern Zwergenwohnungen, drei Höhlen graben, eine für sein Gefolge, eine für sich und die schönste für die Eva. Der Boden wurde jeden Tag mit frischen Blumen bestreut und die Wände mit Bergkristall und anderm glitzernden Gestein bekleidet. Das Prinzchen gefiel aber der Eva gar nicht, denn es war viel zu klein, konnte den Ziegen kaum über den Rücken wegschauen, war ganz braun im Gesicht und hatte, wie alle Zwerge, die Füße nach hinten gekehrt. Zudem hatte sie ihr Herz schon einem jungen Jägerburschen geschenkt, der in Meiden wohnte und sie von Zeit zu Zeit besuchte. Der Prinz legte ihr die mitgebrachten köstlichen Geschenke zu Füßen und wollte ihr ein Krönlein aufs Haupt setzen und ein Ringlein an den Finger stecken, aber beides war zu klein, denn es paßte nur für ein Zwergenmädchen. Die schönen Geschenke machten der Müllerin viel Freude, bereiteten ihr aber auch große Verlegenheit, denn sie war nicht gewillt, ihren Liebsten fahren zu lassen und das Prinzlein zu heiraten, und doch hatte sie nicht den Mut, die Geschenke zurückzuweisen.

Hinter Blumatt stand ein großer Arvenwald, in dem eine Hexe wohnte, genannt die Waldelster, die oft mit ihrem Drillichsack zur Mühle kam und Mehl und Kleie holte für ihre Schweine. Die Eva dachte, da ihr der Prinz stets von seiner Liebe sprach, sie wende sich am besten an die Hexe um Rat. Als die Elster bald wieder zur Mühle kam, erzählte ihr das Mädchen von den Werbungen des

Digitized by Google

Zwerges, zeigte ihr die schönen Geschenke und klagte ihr, wie sehr sie dadurch in Verlegenheit gerate.

„Mein liebes Kind," sagte die Hexe, „wenn nur das fehlt, so will ich dir schon helfen. Gib mir drei Haare aus deinem braunen Lockenkopf und einen abgetragenen Schuh von deinem linken Fuß, dann werde ich dir raten!"

Das Mädchen zupfte drei Haare aus ihrem Schopf, holte einen abgetragenen Schuh und gab beides der Hexe in Verwahrung. Als der Müllerknecht der Waldfrau den Mehlsack auf die Schultern lud, sagte sie zu dem Mädchen: „Jetzt geh' ich; sobald der Prinz wieder kommt, so laß mich holen. Gute Nacht gewünscht!"

Es ging nicht lange, so erschien der Prinz wieder, begleitet von seinem Gefolge, das Purzelbäume schlug und sonderbare Tänze vor der Müllerstochter aufführte. Sie sandte schnell den Müllerburschen zu der Hexe, und diese kam eilends daher, wandte sich an den Prinzen und sagte: „Dein Krönlein und dein Ringlein sind viel zu klein für die Eva, sende hin nach Venedig an die Straße der schwarzen Kunst, wo das Gold gehämmert und die Diamanten geschliffen werden und lasse eine Krone und einen Ring anfertigen, die der Eva passen. Ich werde dir drei Proben auferlegen, wenn du eine davon bestehst, so wird dich die Eva heiraten, und dann kannst du ihr die Krone aufsetzen! Morgen beim ersten Hahnenschrei komm her, da wirst du die erste Probe bestehen können!"

Der Prinz war hoch erfreut über diese Auskunft, sandte sofort den besten Läufer aus seinem Gefolge mit dem schnellsten Maultier des Tales nach Venedig und ging wieder zurück in seine Höhle.

Am nächsten Tag war er wieder bei der Mühle, noch bevor der Morgen graute. Die Hexe war auch da und

Digitized by Google

ſagte: „Ich habe einen Sack voll Getreide in den Bach geſtreut, wenn es dir gelingt, alle Körner wieder zu ſammeln, ſo wird dich lieb Eva heiraten!“

Der Prinz wandte ſich an das Gefolge und rief: „Ihr habt die Rede der Waldelſter gehört, marſch an die Arbeit!“ Die Zwerglein ſprangen ans Ufer des Baches, tauchten in das eiskalte Waſſer, ſchwammen drin herum wie die Fiſchlein, ſammelten flink all die Körner in einen Sack, und bevor es Abend war, keuchte der Prinz mit dem Sack voll naſſer Körner in die Mühle hinauf und

Digitized by Google

stellte ihn vor die Tür. Die Elster empfing ihn mit einem spöttischen Gesicht und sagte: „O Prinzlein, wie bist du betrogen; du glaubst alle Körner gesammelt zu haben, aber es fehlen noch drei!“ „Wie das, wie das,“ fragte der Prinz.

„Drei Fischlein im Bach haben drei Körner weggeschnappt, sind damit fortgeschwommen in den Fluß, der Fluß hat sie hinausgetragen ins Meer, und dort hat sie ein großer Fisch verschlungen; kein Netz von Seide so fein, und keine Angel von Gold so rein, würde imstande sein, diesen Fisch zu fangen!“

Der Prinz sagte nichts drauf, ließ betrübt den Kopf hängen und zog sich in seine Höhle zurück, wo er acht Tage lang trauerte. Am neunten Tage schaute er zum Höhlentor hinaus, sah am Ende des Dorfes die Mühle mit dem klappernden Rad und dachte an die schöne Eva. Auf einmal hielt er es nicht mehr aus in der Einsamkeit. Er begab sich zur Mühle, wo unter der Tür schon die Waldelster stand und ihn anredete: „Tröste dich Prinz, du hast noch eine zweite Probe zu bestehen; wenn sie gerät, so wirst du das Herz der Müllerstochter haben. Komm' morgen früh um die gleiche Zeit wie zur ersten Probe, ich werde den Flaum von dem Kopfkissen der Eva in die Luft streuen, und wenn du ihn sammelst, so daß auch kein Federchen fehlt, so wird sie dich heiraten!“

Am Morgen, bevor noch die Sonne über die Berge schaute, war Minnegold mit seinem Gefolge zur Stelle und erteilte sofort die Befehle zum Einsammeln des Flaumes, den die Hexe vom Giebelfenster aus in den Wind gestreut hatte. Die kleinen Männchen hüpften herum, rührten sich wie die Bienen, sammelten sorgfältig den Flaum in das Kissen, und als das letzte Härchen verschwunden war, brachte der Prinz das Kissen selbst in die Mühle und freute

Digitized by Google

sich, der Elster zurufen zu können, daß nicht ein Federchen fehle. Aber da stand die Hexe und sagte mit spöttischem Lächeln: „Doch, doch, Prinzlein, es fehlen drei Federn; drei schlechte Mütter habe ich zur Strafe für ihre Herzlosigkeit in Raben verwandelt, und diese Raben trugen die Federchen fort in die Nester für ihre Jungen. Schau Prinzlein, der eine haust im Wipfel einer Lärche, und wenn du dort hinaufkletterst, so hackt er dir die Augen aus. Der andere wohnt in einem Felsenklamm, und wehe dir, wenn du versuchen würdest, das Nest zu erreichen, es würde dein Unglück bedeuten. Der dritte Rabe hat sein Nest auf einem alten Kirchturm; steig nicht hinauf, sonst wirst du zu tode fallen!“

Da wurde der Prinz wieder traurig, ging mit seinen Begleitern in die Höhle zurück und weinte acht Tage lang. Als er am neunten Tage müde war vom Klagen und Jammern, hörte er wieder das Klappern des Mühlrades im Dorfe unten, und da ging sein Herz so schnell wie das Rad, denn von der Eva konnte er nun einmal nicht lassen. Die Sehnsucht nach der schönen Müllerstochter trieb ihn hinunter ins Dorf. Kaum war er dort, so rief ihm die Elster, die eben vom Walde herkam mit dem leeren Mehlsack auf dem Arm, schon zu: „Tröste dich Prinz, du hast noch den dritten Versuch, probiere es nur, vielleicht wirst du glücklich!“

„Ach Elster,“ jammerte das Zwerglein, „ich gebe dir Diamanten und Gold so viel du begehrst, hilf mir, so will ich die dritte Probe wagen!“

„Ich brauche dir gar nicht zu helfen“ sagte die Elster, „die dritte Probe ist die leichteste von allen, hör nur: Gestern hat der Müller seinen Garten mit Linsen besät, kannst du sie wieder alle aus dem Boden herausbringen, dann ist lieb Eva dein!“

Digitized by Google

Der Prinz dachte, das sei wirklich keine große Aufgabe und erteilte seinem Gefolge die Befehle. Die Männchen rannten über den Zaun weg in den Garten, hackten und gruben, schaufelten und siebten den ganzen Tag, und bis zum Abend war der Garten so fein gesiebt, wie der Sand am Flusse, und der Sack mit Linsen gefüllt. Der Prinz trug ihn hinauf in die Hütte, und das Herz zitterte ihm vor Aufregung, denn jetzt sollte er die Eva besitzen. Da hob die Elster den Zeigefinger auf und sagte mit ihrem bösen Gesicht: „Ach Prinzchen, auch diesmal wirst du nicht glücklich, drei Mäuse haben drei Linsen gefressen, und die hausen tief im Boden; wo willst du sie holen! Wenn du schon klein bist, so wärst du doch nicht imstande, ihnen nachzukriechen!"

Da schluchzte das Prinzchen auf, brach in helle Tränen aus, ging zurück in seine Höhle und schloß sich dort ein. Die Diener mußten einen großen Stein vor den Eingang wälzen, damit es das Klappern des Mühlrades nicht mehr höre.

In diesen Tagen mußte nun auch die Eva großes Leid erfahren. Im Turtmanntal gibt es eine Gegend, die Schinde heißt. Dort trieb sich seit vielen Jahren eine Gemse herum, die man den Schindebock hieß. Viele Jäger waren dem Tier schon nachgeschlichen und hatten darauf gefeuert, aber ohne zu treffen. Es hieß auch hier und dort, der Schindebock sei gezeichnet, und wenn ein Jäger eine solche Gemse schießt, so hat er sein letztes Tier nach Hause getragen, denn bald nachher muß er sterben. Da setzte sich nun der Geliebte der Eva in den Kopf, das Tier zu erlegen. „Ich habe nun schon so viele Gemsen geschossen," sagte er, „und will doch sehen, ob mir der Schindebock entwischt!" Die Eva bat ihn, von dem gefährlichen Unter-

Digitized by Google

nehmen abzustehen, aber das reizte ihn nur noch mehr. „Mein lieber Schatz, der Schindebock soll uns den Hochzeitsbraten liefern," sagte er, nahm den Knecht mit und stieg ins Gebirge. Es gelang ihm auch, wie später der Knecht erzählte, zu Schuß zu kommen und den Schindebock ins Herz zu treffen. Als sie das Tier ausweideten, fiel statt der Kugel ein bleierner Totenkopf heraus und da rief der Jäger: „Jetzt habe ich mein letztes Tier geschossen!" Auf dem Heimweg sind sie von Wölfen angefallen worden, und die haben den Jäger in Stücke zerrissen.

Als der Zwerg Minnegold die Kunde vom jähen Tode des Jägers vernahm, hoffte er, daß Eva ihm jetzt ihre Liebe zuwenden werde, aber auch darin sah er sich getäuscht. Die Müllerstochter bekam solches Herzweh nach ihrem Geliebten, daß sie das Prinzlein gar nicht mehr beachtete, in ihrem Schmerz das Essen verschmähte und dahin welkte wie ein blühendes Alpenpflänzchen, das ins Unterland versetzt wird. Bevor der Zwerg sich entschieden hatte, die Gegend zu verlassen, starb sie.

Am Trauerzug beteiligte sich das ganze Tal; die Älpler stiegen von ihren Triften, um der schönen Müllerstochter das letzte Geleite zu geben und eine Hand voll Erde ihr in die Gruft nachzuwerfen. Der Sarg war mit Goldblech ausgeschlagen, und vier Schulkameraden trugen ihn, gefolgt von dem unendlich langen Zuge der Verwandten und Freunde, zum Gottesacker. Nun kehrte auch der vom Prinzen gesandte Läufer aus Venedig zurück mit einer prachtvollen Königskrone und einem Ringlein, dessen Steine wie die Strahlen der Sonne funkelten. Der Prinz hatte der toten Eva die Krone noch aufs Haupt setzen und das Ringlein an den Finger stecken wollen, aber der Sarg war schon verschlossen und die Elster wollte ihn nicht mehr

Digitized by Google

öffnen lassen. Da warf der Prinz den Goldschmuck in die Wirbel des Baches und pflanzte auf den frischen Grabeshügel drei Blumen, die prachtvoll blühten. Aber bald kam der rauhe Nord und der kalte Winter. Die Blumen verdarben, und es schneite Tage und Wochen lang, so daß das Grab mit dem blauen Holzkreuz* unter der weißen Decke verschwand. Da sagte der Prinz Minnegold:

„Die schöne Eva ist gestorben,
Die Blumen sind verdorben,
Jetzt verlasse ich Gruben, Blumatt und Meiden,
Von meinem Liebsten muß ich scheiden!"

Da zog er mit seinem Gefolge wieder fort über die Berge, und von nun an sah man im Wallis keine Zwerge mehr.

---

* Im Wallis setzt man nur den verheirateten Personen ein schwarzes Kreuz aufs Grab.

Digitized by Google

Das hübsche Vogelti.

In einem Bergdorf wohnte eine Mutter mit ihren zwei Töchtern. Die jüngere blühte auf wie eine Flühblume und wurde schön und anmutig, aber da ihr niemand sagte, daß sie schön sei, so wußte sie es selber auch nicht. Nur die Mutter, die auf ihre eigene Schönheit eitel war, sah mit neidischen Augen, wie ihre Tochter jeden Tag schöner wurde. „Aber so schön wie ich ist sie noch lange nicht, die Seraphine," dachte sie, sonst hätte sie das arme Kind verstoßen.

Da humpelte einst eine Hexe vorbei, ein altes Weib mit krummer Nase, roten Augen und einem bösen Blick. Diese sagte zu der schönen Frau: „He, he, du meinst, du seiest die schönste und „wächste" (stattlichste) im Tal, es gibt eine, die viel „wächer" ist, wann du, und das ist deine jüngere Tochter!"

Da wurde die Mutter blaß vor Neid, und als sie die Seraphine musterte, die grad einen Zuber voll Wasser herzutrug, da mußte sie es selber eingestehen. Ja, ihr Kind war schöner als sie. Es hatte volle braune Haare, rote frische Wangen, große helle Augen und ein fröhliches Lächeln auf den Lippen. Da war die Mutter auch schon entschlossen, die Tochter fortzujagen.

Eines Tages sagte sie in barschem Tone zu ihr: „Du bist jetzt alt genug, um dich selbst durch die Welt zu bringen, du brauchst nicht immer zu Hause zu sitzen und von unserem Brot zu zehren! Pack dich!"

Digitized by Google

Die Tochter wollte etwas erwidern, aber die Mutter fuhr sie an und schlug die Tür zu. Das junge Mädchen konnte sich nicht vorstellen, was es verschuldet hatte, daß es so plötzlich verstoßen wurde; es bekam auf einmal eine solche Angst vor der Mutter, daß es fortlief, ohne die Sonntagskleider anzuziehen und etwas Speise mitzunehmen, weit, weit durch Wald und Feld und wieder durch den Wald, aus dem es nicht mehr herauskam. Müde und niedergeschlagen ließ sich Seraphine auf einen Stein nieder und aß die gepflückten Beeren und die Brotkrume, die sie noch in der Tasche vorfand. Dann lief sie wieder weiter und wußte doch schon lange nicht mehr, wo sie sich befand. Sie fürchtete sich vor den wilden Tieren, und die Angst beflügelte ihre Schritte, so daß sie es nicht mehr fühlte, wie sehr sie die Füße schmerzten. Da sah sie ein Lichtlein durch das Dunkel des Waldes schimmern. Auf das hielt sie zu und gelangte vor ein großes zweitüriges Haus. Sie wollte grad an die Tür klopfen, aber da besann sie sich und dachte, es könnten böse Menschen drin wohnen. Sie guckte durch das schwach erleuchtete Fensterlein und sah zwölf Männer an einem Tische sitzen, mit zerzausten Bärten, struppigen Kleidern und verwegenen Gesichtern. Sie schrak zurück und schlich sich von dem Hause weg. Zum Glück entdeckte sie in der Nähe eine Höhle, in die sie hineinkroch. Es ging nicht lange, so schlief sie fest auf dem harten Boden und erwachte erst am nächsten Morgen. Vorsichtig schlüpfte sie aus dem Versteck und sah wieder das Waldhaus vor sich, in dem die wilden Gesellen wohnten. Eben ging die Tür auf und elf Männer traten heraus, jeder einen breiten Filzhut auf dem Kopf und bewaffnet mit Spießen und Schwertern. Da sie am Abend zuvor deren zwölf gezählt hatte, mußte also einer zurückgeblieben sein. Bald darauf sah sie den

Digitized by Google

Rauch aus dem Kamin aufsteigen, dann entfernte sich auch der letzte, und nun war das Haus leer. Sie schlich zaghaft hinzu, öffnete die Tür, die nicht verschlossen war, und da duftete es so herrlich von frischgebackenem Brote, daß ihr der Magen zu knurren anfing. Sie schloß den Backofen auf und nahm ein braungebackenes Brot heraus. Jetzt hatte sie doch etwas zu essen. Sie kehrte in die Höhle zurück, hielt sich still und aß das Brot. Dann trug sie Laub zusammen, machte sich ein weiches Lager und schlief wieder die ganze Nacht durch. Am Morgen sah sie wieder wie die elf Männer sich entfernten, und als auch der Pfister seine Brote im Ofen versorgt hatte und dann als der letzte das Haus verließ, trat sie keck in die Stube, zog ein Brot aus dem Ofen, trug es in die Höhle und aß davon. So ging es mehrere Tage.

In dem Waldhause aber wohnten zwölf Gesellen, die tagsüber auf Raub und Mord ausgingen und jeden Abend mit ihrer Beute heimkehrten. Es fiel ihnen auf, daß jedesmal ein Brot auf dem Tisch fehlte, und sie rempelten den Pfister an, warum er zu wenig backe. Doch dieser ließ nichts auf sich sitzen. „Gewiß habe ich immer zwölf Brote in den Ofen geschoben, einen Eid kann ich drauf schwören, aber es muß jemand in der Nähe sein und uns ein Brot aus dem Ofen stehlen!“

Da schrieen die andern: „Pfister, du bist ein Gauch, du kannst nicht mehr zwölf zählen, das ist es; hier im Walde gibt es nur Wölfe und Bären, und die fressen dir das Brot nicht aus dem Ofen!“

Der Pfister entgegnete gelassen: „Was regt ihr euch deswegen auf! Ich weiß schon was ich mache, ihr Waldaffen, morgen bleibe ich zu Hause und passe auf, und wenn ich den Schelm nicht erwische, so könnt ihr mich hängen!“

Digitized by Google

Am nächsten Morgen wartete Seraphine, bis sie glaubte, die Räuber seien alle fort, dann ging sie ahnungslos auf das Haus zu, öffnete die Tür, schritt auf den Backofen zu und nahm wieder ein Brot heraus. Als sie damit gehen wollte, sprang der Pfister hinter der Mulde hervor und packte sie an dem langen braunen Haarzopf. Das Mädchen erschrak fast zutode, ließ das Brot fallen und vermochte keinen Fuß zu rühren. Der Räuber wollte roh auflachen, aber als er die zwei bittenden Augen sah, die wie Kohlenfeuer in sein Herz hineinleuchteten, lachte er nur leise und ließ den Haarzopf fahren. Mit dieser schönen, feinen Jungfrau konnte er nicht roh umgehen. Es überschlich ihn ein Gefühl, das er schon einmal empfunden, als er nach jahrelanger Abwesenheit wieder über die Berge kam und tief unten im Tale sein Heimatdorf im Schein der Abendsonne hatte liegen sehen. Etwas wie Rührung überkam ihn und er sagte:

„Verzeih' mir, Jungfrau oder heilige Jungfrau, oder wer du bist, ich wollte dich nicht erschrecken; ich schließe dich jetzt nur in diese Stube ein, damit du mir nicht davonläufst. Wenn am Abend meine Gefährten heimkehren, so werde ich dich wieder herauslassen, und es soll dir nichts geschehen, dafür stehe ich mit meinem Kopf!" Er führte sie sanft am Arm in die Nebenstube, brachte ihr Wein, Käse und Brot, hieß sie nehmen, so viel ihr Herz begehre, und sagte, in dieser Stube müßte sie dann wohnen, wenn es ihr gefalle, und sie müßte sich jetzt nur gedulden, bis seine Kameraden kämen. Dann schloß er die Tür ab.

Als am Abend die andern Gefährten zurückkehrten und sich an den Tisch setzten, sagte der Pfister: „So, jetzt habe ich das hübsche Vogelti gefangen, das uns das Brot wegpickte! Wenn ihr mir versprecht, dem Vogelti nichts

Digitized by Google

zuleide zu tun, so dürft ihr es schauen!“ Als sie gelobten, den Vogel nicht anzurühren, holte er das Mädchen nebenan. Es fürchtete sich vor den Räubern und schaute sie mit flehenden Augen an. Die Räuber erstaunten ob der Schönheit des Mädchens und baten es, bei ihnen zu bleiben als Haushälterin, sie wollten ihm gewiß nichts antun und es gegen alle Feinde beschützen. Der Älteste, namens Jose, ein Mann von würdigem Aussehen, mit einem langen, weißen Bart, sagte: „Du sollst es gut haben bei uns, Jungfer, genug zu essen und leichte Arbeit, und dort ist deine Stube!“

Als Seraphine sah, wie alle freundlich mit ihr waren, faßte sie Mut und sagte: „Wenn ihr immer so lieb mit mir seid, wie jetzt, so bleibe ich gerne bei euch!“ Da schrieen die Männer vor Freude wild durcheinander, so daß das Haus zitterte. Der Pfister holte Wein, das Mädchen mußte mit ihnen anstoßen, und sie tranken eine Kanne nach der andern auf die Gesundheit ihrer schönen Haushälterin.

Als sie am Morgen fortzogen, sagte der alte Jose: „Schließ' nur die Tür fest zu, Seraphine, und schau' gut zum Haus, keinen Menschen darfst du während unserer Abwesenheit hereinlassen!“

Unterdessen freute sich die Mutter im Bergdorf, daß die schöne Tochter fortgelaufen war; sie dachte, die wilden Tiere im Walde hätten sie zerrissen. Jetzt war sie wieder die schönste und hatte keine andere zu fürchten.

Eines Tages kam die Hexe wieder vorbei und sagte: „Du glaubst, du seiest die schönste, o nein, deine Tochter bei den zwölf Räubern im Walde ist noch viel die „gwächtere“ wann du!“ Da erschrak die Mutter und fragte: „Ja, ist sie denn nicht tot? Ich habe sie doch weggejagt, und da ist sie barfuß und ohne Speise fortgezogen und nicht mehr zurückgekehrt, so daß ich glaubte, sie wäre tot. So geh' doch

Digitized by Google

zu den Räubern, du kennst den Weg ja schon und kannst dir Zeit nehmen dazu, geh' und bringe sie um!"

Die Hexe versprach, es um schönen Lohn zu tun und machte sich auf die Reise. Sie verkleidete sich als Krämerin und zog durch den Wald zu dem Räuberhaus. Dort angekommen, wollte sie hineingehen, aber die Tür war verschlossen. Da pochte sie laut an, und nun kam das Mädchen und fragte, wer draußen sei. „Eine Krämerin mit den schönsten Sachen, die es gibt, mit Röcken, Kopftüchern, Bändern, mach' auf!"

„Ich darf nicht aufschließen, die Räuber haben es mir verboten," rief Seraphine, guckte aber auf ihr Gewand, das abgestoßen und fleckig war und dachte, ein neues Kleid hätte sie wirklich schon nötig. Die Alte merkte, wie es die Seraphine nach dem Kleide gelüstete und redete ihr so lange zu, bis sie endlich die Tür aufmachte. Dann verkaufte ihr die Händlerin ganz billig ein neues Gewand und schenkte ihr noch obendrein ein prächtiges Hemd. Sie half ihr das Hemd anziehen, doch kaum war dies geschehen, so fiel das Mädchen zu Boden und rührte sich nicht mehr. Die Hexe lachte so laut, daß die Waldvögel schreiend davonflatterten, schlug die Tür zu und entfernte sich.

Als die zwölf Räuber nach Einbruch der Dunkelheit heimkehrten, fanden sie ihre schöne Haushälterin tot am Boden liegen. Sie erschraken so sehr, daß sie lange sprachlos blieben, dann sagte der eine: „Tot kann sie nicht sein, sie hat noch rote Wangen, und sie atmet noch!" Da untersuchten sie die Kleider und sahen, daß sie neu waren. Sie trugen das Mädchen ins Kämmerlein und fühlten an seinen warmen Händen, daß noch Leben in ihm war. „Zieh' du sie aus, Jos", sagten sie, „und leg' sie ins Bett!" Der Alte zog ihr im Stübchen die Kleider aus, und da schlug

Digitized by Google

sie die Augen auf, erhob sich, zog rasch die alten Kleider wieder an und erschien bei den andern Räubern, die vor Freude in die Hände klatschten. Sie fühlten es schon, ohne ihre Haushälterin wäre ihnen das Leben öde vorgekommen. Nun mußte sie ihnen erzählen, was geschehen war und mit ihnen anstoßen, und die Stärksten trugen sie, als es Zeit war, auf ihren Schultern ins Stüblein hinüber. Das Hemd und die neuen Kleider aber wurden von dem Pfister in den Ofen geworfen und verbrannt. Am nächsten Morgen mußte sie ihnen versprechen, keinem Menschen mehr die Tür öffnen zu wollen.

Nach einiger Zeit kehrte die Hexe wieder bei der bösen Mutter ein und sagte: „Ja, ja, du glaubst, du seiest die schönste, aber deine Tochter bei den zwölf Räubern ist noch viel die „gwächtere" wann du!"

„Ja, hast du sie denn nicht umgebracht, wofür habe ich dir den großen Lohn bezahlt?" fragte die Mutter.

„Doch, ich habe sie ums Leben gebracht, die Räuber aber haben ihr das Hemd weggenommen, und da ist sie wieder aufgestanden!" Da schenkte ihr die Frau nochmals viel Geld, damit sie hingehe und das schöne Mädchen umbringe.

Die Hexe verkleidete sich ganz anders als das erste Mal, reiste wieder in den Wald und klopfte an die verschlossene Tür des Räuberhauses. Das Mädchen rief von innen, es öffne nicht, die Räuber hätten es strenge verboten.

„So guck' nur durch das Fenster," rief die Hexe, „und sieh, was ich alles mitgebracht habe!" Als das Mädchen ans Fenster stand, zeigte sie ihm ein goldnes Ringlein, das gar herrlich glänzte, und sagte: „Das schenke ich dir, wenn du mir eine Kleinigkeit abkaufst, es ist pures Gold!" Da

Digitized by Google

konnte das Mädchen nicht widerstehen, schloß die Tür auf und kaufte der Alten einen Besen und zwei Zinnteller ab, die sie für die Haushaltung grad nötig hatte. Dann hielt sie den schlanken Finger hin, und die Alte steckte ihr das Ringlein dran. Kaum saß es am Finger, so fiel das Mädchen unter der offenen Tür rücklings zu Boden. Die Hexe lachte und sagte: „Jetzt stehst du nicht mehr auf, du schöner Waldvogel!“

Als die Räuber nach Hause kamen und die Tür offen fanden, ahnten sie etwas Schlimmes. Sie erschraken noch mehr als das erste Mal, als sie die Jungfrau am Boden liegen sahen. Sie untersuchten in aller Hast ihre Kleider, fanden aber nichts Verdächtiges an ihrem Leibe, und da das Mädchen nicht mehr erwachen wollte, glaubten sie, es sei tot, und sie jammerten und trauerten die ganze Nacht. Am nächsten Tage verfertigten sie einen gläsernen Sarg und stellten ihn neben das Haus in den Schatten einer breitästigen Föhre. Ihre Liebe zu dem Mädchen war so groß, daß keiner mehr länger leben wollte. Neben dem Sarge stürzte sich jeder in sein Schwert, und die zwölf Räuber starben alle in derselben Stunde.

Am nächsten Tag fand in dem Wald eine große Jagd statt. Der Graf, der sie veranstaltete, verirrte sich mit seinem Diener und gelangte vor das Räuberhaus. Sie blieben vor dem gläsernen Sarge, in dem die wunderschöne Jungfrau lag, stehen und konnten sich nicht vorstellen, was das zu bedeuten hatte. Der Graf hatte ein Vermehrungsglas bei sich, guckte das Mädchen genau an und erkannte, daß es noch am Leben war. Das Ringlein am Finger, das nicht gleich aussah wie die andern Fingerringe, fiel ihm sofort auf, so daß er den Deckel öffnete und das Goldringlein vom Gliede zog, um es näher anzusehen. Da schlug das

Digitized by Google

Mädchen die Augen auf, erhob sich und erschrak vor dem fremden Herrn. Sobald es sich wieder erholt hatte, mußte es ihm alles erzählen. Als es die Räuber tot am Boden liegen sah, und auch den alten Jos dabei, da weinte es und konnte sich lange nicht trösten. Da lud der Graf das Mädchen ein, mit ihm auf das Schloß zu kommen und seine Frau zu werden.

„Wenn ich dir so gut gefalle, so will ich schon kommen," sagte Seraphine und trocknete ihre Tränen, „aber unter dem Fichtenbaume begraben müßt ihr mir meine lieben Räuber, damit sie nicht von den wilden Tieren gefressen werden!" Der Graf gelobte es und führte das Mädchen in sein Schloß; dann sandte er seine Leute in den Wald, um die Räuber zu bestatten.

Nach der Hochzeit wurde das große Gut der Räuber abgeholt und ins Schloß gebracht. Von Mutter und Schwester hat die holde Frau Gräfin viele Jahre lang nichts gehört. Nur durch einen Zufall vernahm sie später, daß beide an einer bösen Krankheit gestorben seien.

Digitized by Google

Der Bettensee.

Eine halbe Tagereise oberhalb dem Kirchdorfe Betten befindet sich der düstere, tintenschwarze Bettensee. Er liegt in der obern Region einer breiten Bergterrasse, die hinter dem See abermals in schwärzlichen Felsenschiefern zu einem hohen Bergrücken ansteigt. Die Bergstufe aber stellt ein einziges, mit goldnen Blumen geschmücktes Alpenfeld dar, zu dessen hellen Farben der dunkle See gar nicht stimmen will. Auch das Himmelblau der schönen Sommertage vermag die düstere Schwärze seiner unergründlichen Tiefe nicht aufzuhellen, und die hochroten Primeln und die azurblauen Glöckchen an seinem Ufer, sowie die bunten Falter, die über das Wasser gaukeln, lassen die schwarze Färbung nur um so kräftiger hervortreten.

In der Nähe des Sees weidet im Sommer eine stattliche Herde, deren helle Glockentöne weit vernehmbar die stille Einsamkeit unterbrechen und an der schwarzen Felsenwand ein leises Echo wecken, das aber eher aus dem Seegrund aufzusteigen scheint. Die Kühe meiden das Ufer, und wenn ein Tier, von den frischen Kräutern und den Wasserblumen angelockt und vom Hunger getrieben, bis hart an den Seespiegel heranstapft, so hebt es plötzlich den Schweif, sobald es das schwarze Wasser vor sich sieht, und rast laut brüllend in tollen Sätzen davon. Wenn die gelbschnäbeligen Dohlen in ihren Flugübungen sich dem Bettensee nähern,

Digitized by Google

so fangen sie ängstlich an zu pfeifen und flattern in einem großen Bogen an dem kreisrunden See vorbei.

In alter Zeit war an Stelle des toten Bergsees ein großes wogendes Kornfeld, das dem Besitzer der Bettenalp gehörte. Das war ein rüstiger Älpler, der mit seinen beiden Töchtern hier oben ein arbeitsreiches aber glückliches Leben führte. Sein Haus war groß und geräumig, aus Zerben- und Lärchenholz gezimmert und mit einem festen Wetterdach versehen. Davor stand ein Gärtchen mit Blumenbeeten und einigem Grünzeug für die Suppe. So weit man sich zurückbesinnen mochte, hatten die Vorfahren immer in diesem Hause gewohnt, das im Laufe der Zeiten stark nachgedunkelt und in ein schönes Samtbraun übergegangen war. Vor den Fenstern standen Nelken- und Geranienstöcke mit tief herunterhängenden Blüten und Dolden. Zur Seite des Hauses lagen aus Stein aufgemauert die Ställe, und daneben schäumte ein Bächlein, das man in einer kleinen Ebene zu einem Weiher einfing und staute, so daß das Wasser sich erwärmen konnte, bevor die Kühe es einschlürften.

Eines Tages fanden die Knechte den Vater zerschmettert am Fuß eines Felsens, und die große Alp ging nun an die beiden Töchter über. So lange die gemeinsame Trauer um den Vater sie verbunden hielt, kamen sie leidlich miteinander aus, als aber das Andenken an den Verstorbenen verblaßte und nur noch in den großen kirchlichen Festzeiten neu aufwachte, gerieten sie in Streit, und so beschlossen sie, ihren Haushalt zu trennen und das Erbe zu teilen. Die eine zog mit ihren Knechten und Mägden in das Erdgeschoß, die andere blieb im ersten Stock. Die Gerätschaften wurden bis auf das letzte Eimerchen abgezählt und in zwei Haufen zerlegt. Ihr ganzer Stolz war das Kornfeld, das weit und breit im Gebirge seinesgleichen

Digitized by Google

suchte. Es bedeckte eine fast unabsehbare Fläche und bot zur Reifezeit mit den hochroten Klatschrosen und dem wogenden Meer der gelben Ähren einen großartigen Anblick. Der Vater hatte die Töchter, vielleicht in der Vorahnung seines frühen Todes, noch einmal gebeten, das Kornfeld nie zu teilen, da es sonst böse Folgen haben könnte; wenn in frühern Zeiten etwa ein Alpenfeld zerstückelt worden sei, so habe man mit peinlicher Strenge darauf Bedacht genommen, den Kornacker in seinem ganzen Umfange zu belassen. Die Schwestern schlugen aber die Warnung des Vaters in den Wind, und da sie einander alles Böse zutrauten, so glaubten sie, erst Ruhe zu finden, wenn der Acker halbiert sei; deshalb schritten sie zur Teilung. Die Knechte mußten mit Stangen den Acker ausmessen und mitten durch eine schnurgerade Linie von eingerammten Pfählen anlegen.

Als die Marken den Acker in zwei Hälften zerlegten, war es erst recht um ihre Ruhe geschehen. Jedesmal, wenn die Erntezeit heranrückte, wähnte eine jede der Jungfrauen, von der andern übervorteilt worden zu sein.

Die Knechte wurden von ihren Herrinnen gegen einander aufgehetzt, rissen sich um die Garben und schlugen sich zuletzt in einer unflätigen Rauferei mit Gabeln und Bastseilen um die Köpfe.

Um den unseligen Streit zu beendigen, ließen die Schwestern einen Richter kommen, der ihnen das Feld genau in zwei Hälften teilte und die Grenze mit deutlichen Holzmarken bezeichnete; aber zum Lohn für seine Arbeit steckte er für sich ein schönes Zipfelchen ab und erklärte es als sein Besitztum. Die Schwestern bebauten im Frühjahr den Acker von neuem, aber es ging nicht lange, so gerieten sie abermals hinter einander, denn die Knechte hatten auf

Digitized by Google

ihr Geheiß die Marken heimlich ausgerissen und versetzt. Mitten auf dem Felde sprangen die Schwestern aufeinander los, wie zwei hungrige Krähen, hackten sich die Finger ins Gesicht und rissen sich die Haare aus, so daß die Knechte sie trennen mußten. Dann ließen sie den Acker von neuem durch zwei beeidete Richter abmessen und in ganz gleiche Hälften teilen, aber als im Herbst die goldenen Ähren sich neigten, da ging das Geschimpfe wieder los, indem eine jede behauptete, die Marken ständen am unrichtigen Ort. So ging es durch mehrere Jahre.

Da es immer schlimmer wurde im Älplerhaus, so daß die Gesichter der beiden Schwestern von den vielen Kratzwunden mit Schrammen kreuz und quer durchzogen waren, beschlossen sie, dem Streit so oder so ein Ende zu bereiten und schritten zum Prozeß. Sie holten sich aus dem Tale zwei Advokaten, jede einen für sich und legten ihnen den Handel vor. Diese besahen den Acker, machten allerlei Pläne und Aufzeichnungen und verschleppten den Prozeß, weil lange Prozesse die Advokaten fett machen. Die Schwestern mußten von Zeit zu Zeit einen Zipfel oder einen Strich des Kornackers verkaufen, um den Advokaten, die sie bedrängten, Vorschüsse auf ihre Rechnung bezahlen zu können. Die ländlichen Arbeiten auf dem Ackerfeld nahmen nun immer weniger Zeit in Anspruch, und die Stuben der Knechte und Mägde wurden leer, da die Schwestern das Gesinde nach und nach entließen.

Lange bevor der Prozeß entschieden war, erhielten die Schwestern von ihren Anwälten die Rechnung. Die Gesichter hätte man sehen sollen, als sie die großen vielstelligen Ziffern lasen. Wenn sie nicht in schimpflichen Konkurs geraten wollten, so mußten sie sich entschließen, den Acker zu versteigern. Das brachte sie in solche Aufregung, daß

Digitized by Google

sie alles dumm und verkehrt anstellten und sich am liebsten gegenseitig totgeschlagen hätten.

Als der Tag der Versteigerung kam, stiegen die Talbewohner den Berg hinan, um den berühmten Acker zu beschauen und ihn vielleicht zu kaufen, denn es hieß, die Schwestern müßten ihn um jeden Preis losschlagen. Es war ein trüber Regentag; die Nebel hingen in dichten Wolkenschleiern bis tief ins Tal hinunter. Die Wasser rauschten und fuhren schäumend und kalten Gischt ausspeiend zu Tale. Die Leute schritten auf dem vom Regen frisch gewaschenen Weg langsam bergan, schimpften über das schlechte Wetter und machten ab und zu eine Verbeugung, wobei der Regen, der sich auf der Hutkrämpe zu kleinen Tümpelchen gesammelt hatte, in kleinen Sturzbächlein zur Erde rann. Endlich hatten sie die Bergstufe erklommen und näherten sich der Bettenalp. Schon von weitem hörten sie das Geschrei und Gekrächze der beiden Schwestern. Diese waren die ganze Nacht beim Licht aufgeblieben und hatten einander aufgelauert. Als sie beim Tagesgrauen die Tür öffneten, um nach dem Wetter zu sehen, stürzten sie aufeinander los wie zwei Furien, bissen und kratzten sich, schlugen mit Milcheimern drein und nannten sich Hexenbrut und Teufelspack, dann wälzten sie sich am Boden herum, rissen sich die Kleider vom Leibe und stöhnten und quietschten wie die Schweine.

Die Leute blieben stehen ob dem Lärm, glaubten, es seien zwei wilde Bestien in die Ställe geraten und machten sich die Beute streitig. Der Nebel, der stockdick geworden war, verhüllte alles in graue Finsternis, aber auf einmal wurde es still in der Alphütte. Der Regen hörte fast plötzlich auf, und die Sonne stach mit goldenen Lanzen durch die fahlgrauen Nebelschwaden. Die Landschaft öffnete sich,

Digitized by Google

breitete sich aus im Glanz der Morgensonne, und die Älpler glaubten in eine andere Welt versetzt zu sein. Sie schauten vor sich hin und dann wieder rings herum auf die davonjagenden Nebelfetzen und wieder vor sich hin, geradeaus, und doch war es keine Täuschung. Der goldene Ährenacker samt der Sennerei war verschwunden. Wo der Acker gestanden, dehnte sich ein großer, rabenschwarzer See, und obenauf trieben, von den Wellen hin und hergeschaukelt, die Leichen der bösen Schwestern.

Digitized by Google

Der Betteltag im Turtmanntal.

Früher waren die Schlangen im Turtmanntal so selten, wie die weißen Mäuse. Man zählte vierzehn Alpen im Tale und ebenso viele Herden. Das Vieh weidete bis übers Knie im reichen kräftigen Futter, und die Turtmännerkuh gehörte zu der schönsten Rasse weit und breit.

Da erschien einst ein fremder Bettler, der von Alp zu Alp zog und die Sennen um Almosen bat; doch da kam er schön an; überall wurde er schnöde abgewiesen. Bei der hintersten Alp, die ganz dicht am Gletscher liegt, brach er vor Müdigkeit und Hunger zusammen, aber er ermannte sich und rief so laut, daß es durch das Tal gellte: „Da ihr mich weggewiesen habt, so will ich jetzt machen, daß ihr die Alpen auch verlassen müßt, ihr Racker und Geizteufel!" Er pfiff auf einem kleinen Instrumente und hatte in kurzer Zeit ein ganzes Heer von Schlangen um sich, die aus den Felsen und Eishöhlen hervorkrochen und ihm dicht auf den Fersen folgten. Er zog mit ihnen über alle Alpen, ließ überall einige dieser gefährlichen Reptilien zurück und verließ das Tal.

Die Schlangen vermehrten sich so rasch, daß die Sennen und die Herden vor ihnen nicht mehr sicher waren und die Alpen geräumt werden mußten. Die Älpler versuchten umsonst, sich der Schlangen zu erwehren, alle Mittel, die sie anwandten, blieben erfolglos. Man ging zu den Kapuzinern und Eremiten und holte Schlangenpulver und Hexensalben,

Digitized by Google

aber es half nichts. Da taten sich die Alpbesitzer zusammen und beschlossen in ihrer Not, einen Schlangenbändiger kommen zu lassen. Die meisten Alpgenossen waren damit einverstanden, nur die Geteiler (Besitzer) der Tschafelalp meinten, sie hätten kein Zutrauen zu einem Schlangenbändiger, man täte besser, es nochmals mit den Kapuzinern zu versuchen; wenn diese wirklich nicht helfen könnten, so sei es noch immer Zeit, den Schlangenbeschwörer herkommen zu lassen. Die Mehrzahl der Alpgenossen war aber nicht derselben Meinung und beschloß, den Bändiger zu holen.

Zwei Tage später war er schon da und verlangte als Lohn ein Gewand. Von der einen Alpgenossenschaft erhielt er die Schuhe, von der andern die Hosen und von der dritten den Rock und die Weste; dann wurde er von sechs Männern in das Tal hinaufbegleitet. Oben angelangt, fragte er die Älpler, ob sie je eine weiße Schlange in der Nähe gesehen hätten. Die Älpler schüttelten den Kopf und sagten: „Nur graue Vipern und Ottern haben wir gesehen, und deren genug, aber eine weiße Schlange, davon wissen wir nichts!"

„Doch," wandte der eine ein, „der Henzen Theophil von Ergisch hat mir erzählt, aber das war in alter Zeit, daß in der Alp Senntum immer eine weiße Schlange mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe zur Hütte gekommen sei. Das kleine Kind der Sennenleute habe jeden Tag mit der Schlange am Bache gespielt und ihr Milch zugetragen und da hätten die Eltern das goldene Krönlein gesehen und Verlangen danach gehegt. Jedesmal, wenn die Schlange gekommen sei, habe sie das Krönlein niedergelegt und es dann wieder aufs Haupt gesetzt, bevor sie im Bache verschwand. Da hätten die Eltern in der Nähe ein Häuschen gebaut, sich drin versteckt und die Krone weggenommen.

Digitized by Google

Die Schlange habe zwei Tage lang schrecklich getobt und gewütet und sei dann spurlos verschwunden!"

„Ja, aber das war in alter Zeit," sagten die andern Älpler, „so lange wir ins Tal hinaufziehen, hat man nie etwas von einer weißen Schlange gemerkt!"

Der Schlangenbändiger, der bei der Erzählung des Sennen ein ängstliches Gesicht gemacht hatte, schien sich wieder zu beruhigen, denn jetzt ging er ohne Säumen an die Arbeit und hieß die Älpler dürres Holz zu einem großen Haufen zusammentragen. Als das Holz aufgeschichtet war, zündete er den Stoß an. Das gab ein mächtiges Feuer, wie wenn eine Alphütte in Brand geraten wäre. Als die Flammen hoch aufschossen, stieg er auf einen morschen Baumstrunk, zog ein Büchlein aus der Tasche, las die Zaubersprüche und beschwor mit allerlei unverständlichen Zeichen die Schlangen.

Es ging nicht lange, so raschelte es von allen Seiten. Die Reptilien kamen dahergeschlichen, von den Weiden, unter den Steinen hervor, aus dem Gewurzel der Arven und Lärchen, in allen Größen und Farben, dicke und dünne, blaue, bleigraue, wurzelbraune und resedengrüne. Bei dem Feuer gerieten sie in hastige Bewegungen und stürzten sich mit wilden Ringelsprüngen und schrecklichen Zuckungen in die Flammen. Als die Bestien alle tot waren und das Feuer aus Mangel an Nahrung erlosch, stieg der Zauberer herunter und sagte, er habe sein Werk beendigt. In dem Moment hörte man ein pfeifendes Geräusch. Eine weiße Schlange zischte durch die Luft, und nun verlor der Zauberer all seinen Mut. Schlaff hingen ihm die Hände herunter und er zitterte am ganzen Leib. Er flehte die Älpler an, ihn auf der Stelle zu töten. Doch die Bergleute waren starr vor Schrecken und wußten nicht, was das zu be-

Digitized by Google

deuten hatte. Da riß der Bändiger in der Todesangst schnell seinen Rock vom Leib, schleuderte ihn der Schlange zu und floh in der Richtung nach der Tschafelalp. Die weiße Schlange stürzte sich auf den Rock und zerriß ihn in Fetzen, doch als sie den Irrtum gewahrte, schoß sie ihrem Opfer nach; aber der Bändiger hatte den Vollensteg, der über das Wasser führte, schon erreicht und sich in Sicherheit gebracht. Jenseits der Brücke hatte die weiße Schlange keine Macht mehr über ihn, da er sich hier auf dem Gebiet der Tschafelalp befand, deren Schlangen er nicht beschworen hatte. Mit einem entsetzlichen Zischen stürzte sie sich in den Fluß, und als die Älpler sich von ihrem Schrecken erholt hatten, trugen sie den Bändiger halb tot in die Hütte, wo er bis zu seiner Wiederherstellung wochenlang liegen mußte.

Seitdem zeigten sich im Tale keine Schlangen mehr. Nur auf der Tschafelalp vermehrten sie sich in erschreckender Weise. Während auf den übrigen Alpen das Vieh wieder weidete und glockte, mußten die Besitzer der Tschafelalp ihre Weideplätze verlassen, was ihnen großen Schaden verursachte. Der Unterschied war auffallend genug. Als einst ein Älpler von der Tschafelalp mit einer Bürde Heu über den Vollensteg ging und am Ende der Brücke etwas rastete, barst seine Bürde krachend auseinander. Eine große Schlange schoß heraus, streckte sich und verendete. Der Mann hatte sie mit dem Heu auf der Tschafelalp zusammengerafft, und als sie sich hier auf dem andern Boden fühlte, wo man die Schlangen beschworen hatte, hielt sie es nicht mehr aus im Heu, zersprengte die Bürde und fiel tot zur Erde nieder.

Von der Tschafelalp zogen die Schlangen im Verlauf der Jahre wieder in die andern Weidegebiete des Tales, sodaß es nach einigen Jahren auf allen Alpen wieder von

Digitized by Google

Schlangen wimmelte und man abermals nicht mehr wagte, das Vieh hinaufzutreiben. Die Älpler gerieten wieder in helle Verzweiflung und berieten, was man tun könnte, um des Ungeziefers Meister zu werden. Die Genossenschaft der Tschafelalp war nun die erste, die riet, den Schlangenbändiger nochmals zu holen, aber der war unterdessen gestorben und würde andernfalls sein Leben nicht mehr aufs Spiel gesetzt haben. Da wurde beschlossen, zu Meiden, im Tale hinten, eine schöne Kapelle zu bauen und einmal im Jahr dort Messe lesen zu lassen.

Die Kapelle wurde erstellt, ein neues Glöcklein mit hellem silbernen Ton in das Türmchen gehängt, und die Messe gelesen, aber die Schlangen blieben, wo sie waren und nahmen eher an Zahl noch zu. So wagte man es doch nicht, die Alpen zu bestoßen.

Da vereinigten sich die Alpgenossen zu einer feierlichen Zusammenkunft, und da erzählte nun ein alter Senne, wie es eigentlich gekommen sei, daß das Tal unter den Schlangen so viel zu leiden habe. Daran sei die Hartherzigkeit ihrer Vorfahren schuld, die einen fremden Bettler vor allen Türen abgewiesen und fortgejagt hätten. Er sei deshalb der Ansicht, man sollte einen alljährlich wiederkehrenden Betteltag einführen und den Alpnutzen eines Tages an die Bettler austeilen, er glaube, das würde eher helfen als alles, was man bisher versucht habe. Dieser Vorschlag gefiel so sehr, daß er von allen gutgeheißen und der 15. August als der Betteltag festgesetzt wurde.

Als man im nächsten Frühjahr ins Tal hinaufstieg, um zu sehen, ob man es wagen dürfte, mit den Herden hinaufzufahren, da waren die Älpler erstaunt, überall tote Schlangen liegen zu sehen. Jetzt galt es, Mut zu fassen

Digitized by Google

und den Beschluß durchzuführen. Unter großem Jubel wurden die Herden wieder auf die futterreichen Alpen getrieben; noch stieß man hier und dort auf ein Schlänglein, das langsam zur Seite kroch, wenn sich jemand näherte, als ob ihm die Kraft zum schnelleren Fliehen fehlte. Als am 15. August der Alpnutzen eines Tages zum ersten Mal an die Bettler ausgeteilt wurde, sah man keine Schlangen mehr.

Der Betteltag ist im Kalender der Turtmänner stehen geblieben bis auf die neueste Zeit. Am 15. August ziehen die Bettler aus der Talsohle der Rhone, im ganzen 40 bis 60 Personen, Männer, Frauen und halberwachsene Kinder, ins Turtmanntal hinauf und wandern von Alp zu Alp, wo jeder ein großes Stück Käse und Zieger erhält, und gegen Abend wandern sie in kleinen Trüppchen, mit dem Sack oder der Hutte voll guter Gaben am Rücken, wieder talaus, und es geht tief in die Nacht, bis der letzte wieder zu Hause angelangt ist.

Digitized by Google

Der Prior und sein Knecht.

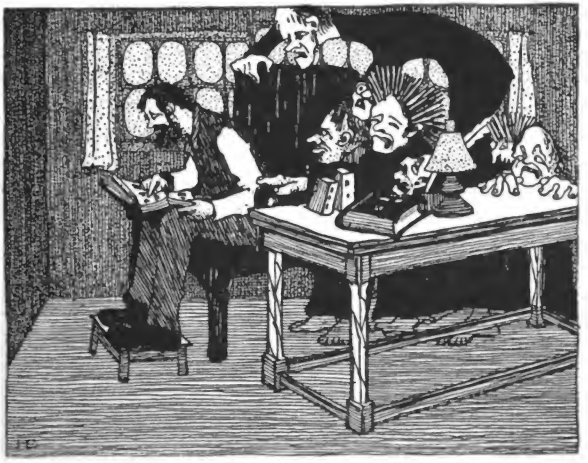
Der Prior Blötzer in Lötschen war weit und breit bekannt als Geisterbanner. Er wurde oft in die Hütten und auf die Alpen gerufen, um böse Geister in Flaschen einzusperren oder auf den Langgletscher zu treiben. Er hatte einen Knecht, namens Marti, der ihn auf seinen Spaziergängen ab und zu begleiten durfte.

Einst kam er mit dem Knecht von einer Wanderung zurück. Mitten im Dorf Kippel lag ein großer Steinhaufen, über den hinweg man nicht sehen konnte. Der eine der beiden ging links, der andere rechts um den Haufen herum. Auf einmal sah der Knecht den Pfarrer nicht mehr, und als er nach ihm ausschaute, sah er ihn oben ins Dorf einbiegen. Als er den Prior fragte, wo er gewesen sei, sagte dieser, zuhinterst im Tal beim Gletscher, wo er grad einen Geist gebannt habe.

Der Knecht hätte schon längst gerne ein bischen im Geisterbuch des Priors geblättert und sich einige Sprüchlein gemerkt, aber der Prior hatte ihm den Eintritt in seine Stube strenge untersagt. Einst, als der Pfarrer abwesend war, konnte der Knecht der Versuchung nicht widerstehen; er trat auf den Fußspitzen in die Stube, schaute sich ängstlich nach allen Seiten um, nahm das schwere Geisterbuch zur Hand und vertiefte sich in die großen Buchstaben. Zuerst las er ganz leise, dann immer lauter, und

Digitized by Google

als er bei einer unverständlichen Stelle aufschaute, ließ er vor Schrecken das Buch fallen, denn in der Stube standen alle die Geister, deren Namen er abgelesen hatte. Da gab es große und kleine, schlanke Riesen, die mit den Schultern die Decke berührten und Buckelmännchen, die kaum zu der Tischplatte heranreichten, grüne und rote, weiße und gelbe,



und alle die fahlen Gesichter blickten ihn drohend an und fragten, was er verlange. In seiner Angst wußte er sich gar nicht zu helfen und fing an aus voller Kehle zu schreien. Das hörte der Prior, der wieder zurückgekehrt war und noch im Garten die Bienenstöcke musterte. In voller Hast eilte er ins Haus, aber der Gang vor der Stube war so voller Geister, daß er sich kaum zwischen ihnen durchdrücken konnte. Als er seinen Knecht sah und das Geisterbuch zu

Digitized by Google

seinen Füßen, rief er aus: „Um Gotteswillen, was tust du! fort mit dem Buch!“ Und er gab dem Knecht einen kräftigen Puff in die Lende.

Die Geister aber begannen zu murren und riefen dem Knecht zu: „Warum hast du uns gerufen, was begehrst du von uns?“ Und das tönte wie der Schall einer fernen Lawine, die ins Tal bricht. Der Pfarrer, dem für das Leben des Knechtes bangte, flüsterte ihm etwas ins Ohr, das dieser begierig erfaßte und mit zitternder Stimme wiederholte: „Geht hinaus und lest mir drei Maß Gerstenkörner zusammen!“ Wie der Blitz huschten die Geister zur Stube hinaus, und obwohl ihrer unendlich viele in der Stube gestanden, war es doch, als ob nur einer hinausgegangen wäre.

„So, jetzt geschwind,“ sagte der Pfarrer und hob das Buch vom Boden auf, „jetzt will ich sehen, daß ich die Geister wieder zur Ruhe bringe, bevor sie zurück sind!“ Er blätterte die Seiten zurück und begann die Sprüchlein abzulesen, aber kaum hatte er angefangen, so waren die Geister schon zurück und stellten drei Scheffel gestrichen voll mit Gerstenkörnern, in die Stube: „Was sollen wir tun, gib uns Arbeit, oder wir zerreiben dich zu Mehl,“ riefen sie und reckten drohend die Arme gegen den Knecht, dem es bald siedend heiß, bald gletscherkalt über den Rücken rieselte. Seine Blicke hingen am Pfarrer, der allein noch helfen konnte. Der Prior flüsterte ihm wieder etwas zu, auf das er gierig lauschte und das er mit schwacher Stimme wiederholte: „Geht, werft die Körner in die Lonza und lest sie wieder zusammen!“

Der Pfarrer hatte drei Körner zurückbehalten, als er die Scheffel musterte, und sie unter die Fingernägel gesteckt, und kaum waren die Geister zerstoben, las er an seinen

Digitized by Google

Zauberspröchlein weiter. Er war damit noch lange nicht zu Ende, als die Geister schon wieder die Stube füllten, die drei Scheffel mit den nassen Körnern auf den Boden stellten und fragten, was sie tun sollten.

„Seid ihr fertig?“ fragte der Pfarrer.

„Ja, wir finden keine Körner mehr in der Lonza!“

„Doch,“ sagte der Pfarrer, „es fehlen noch drei!“

Da mußten die Geister wieder zur Tür hinaus, und nun neigte er sich schnell über das Buch.

„Wenn sie zum dritten Male wiederkehren,“ sagte er zum Knecht, „so sind wir beide verloren!“ Er betete in toller Hast weiter, während Marti hin und her lief und immer in Todesangst auf die Tür blickte. Zum Glück brachte der Prior die Beschwörung zu Ende, bevor die Geister umkehrten, und nun war ihnen die Rückkehr verschlossen. Aber das hatte den Prior eine heiße Stunde gekostet.

Der Knecht bekam einen derben Verweis und durfte zur Strafe acht Tage lang den Wein nicht mehr holen im Keller. Vor der Geisterstube hatte er einen solchen Respekt, daß er jedesmal Hühnerhaut bekam, wenn er daran vorüber ging.

Da der Pfarrer des Nachts öfters ausging, nahm es den Knecht wunder, wohin er sich begebe. Da schlich er ihm einmal nach, über den Friedhof hinab ins „Hereställi“, bei dem Beinhaus vorbei und die Märetmatte hinauf bis zu den Glockhäusern, wo er ihn aus den Augen verlor. Da brummte er: „Prior hin, Prior her,“ und ging wieder nach Hause. Am nächsten Tag fragte er den Pfarrer, wo er gestern abend gewesen sei, er möchte einmal wissen, wohin er immer gehe.

„Du kannst ja das nächste Mal mitkommen“, sagte der Prior und machte ein schlaues Gesicht. Und einmal

Digitized by Google

nahm er ihn mit. Er stieg mit ihm die Märetmatte hinauf bis zu den Glockhäusern. Dort erstreckte sich von den Felsen abwärts eine lange, mit Aletschbäumen überwachsene Schutthalde. „Du gehst links hinauf," sagte der Prior, „und ich rechts, und oben treffen wir zusammen!"

Als der Knecht keuchend oben ankam, sah er keinen Pfarrer mehr. Er ging um die Halde um und um und rief: „Wo seid ihr jetzt? Wo seid ihr jetzt?" Aber er erhielt keine Antwort. Da der Pfarrer verschwunden war, stieg er wieder hinunter, schimpfte drauf los und stoffelte nach Hause. Am andern Tag fragte er den Pfarrer: „Wie ist das gestern gegangen, wie seid ihr mir fortgekommen?" Da erwiderte der Pfarrer: „Da bist du mir halt zu wenig flink; als du oben anlangtest, war ich schon zu hinterst im Lötschental beim Kuhmattürchen!"

Eines Tages sagte Marti zum Pfarrer: „Wenn ihr immer des Nachts fortgeht und Geister bannt, so könnte euch einmal etwas Böses zustoßen, darum lasse ich euch jetzt nicht mehr allein fortziehen!" Und da der Knecht ihm keine Ruhe mehr ließ, nahm ihn der Pfarrer mit, mehr zu seiner Belustigung als aus Besorgnis, er könnte so ganz allein verunglücken.

Eines Tages wurde der Prior in das Dorf Jeizenen bestellt. Dort war ein Geist, der an Sonn- und Festtagen und in den großen Zeiten so schrecklich polterte und wütete, daß die Leute keine Ruhe mehr vor ihm hatten. Er brachte große Blöcke ins Rollen, versetzte Steinhalden ins Rutschen und ließ Lawinen niederdonnern. Der Knecht trug das Kreuz und das Weihwasserbecken und trottete hinter dem Pfarrer her. Es war Pfingsten, und die beiden schritten, um den Weg abzukürzen, durch ein großes Kornfeld, aus dem die ersten Ährenspitzen herausguckten. Als sie am Orte

Digitized by Google

anlangten, rief der Geist: „Heute werdet ihr mir nicht Meister, denn ihr seid beide Diebe!“

„Was Diebe,“ gab der Prior zur Antwort, „wir haben niemand bestohlen!“

„So blickt auf die Schuhe eueres Knechtes,“ sagte der Geist, „der hat Kornähren in seinen Schnallen!“ Da mußte der Prior gestehen, daß es so sei, und so kehrte er wieder um und schaffte mit dem Besitzer des Kornfeldes ab, der ihm den winzigen Betrag natürlich schenkte.

Am folgenden Tag stieg er mit Marti wieder den Berg hinauf. Da den Knecht der Schuh drückte, zog er ihn aus, riß einen Büschel Gras vom Wegbord und legte es in den Schuh. Da zeigte sich der Geist wieder, als sie oben waren und foppte: „Heute kommt ihr wieder umsonst, denn ihr seid halt Diebe!“

„Schon wieder Diebe,“ rief der Prior enttäuscht, „heute sind wir ja gar nicht durch den Kornacker gegangen!“

„So schaut eurem Knecht einmal in die Schuhe, der hat Heublumen drin, und die hat er gestohlen!“ Der Prior kehrte um und bot dem Besitzer der Matte Ersatz für den Schaden.

Den Tag drauf stiegen die beiden zum dritten Mal nach Zeizenen hinauf und blieben immer schön mitten im Wege. Da sagte der Geist: „Ihr habt gestern und vorgestern die Eigentümer aufgesucht und den Schaden gut gemacht und heute nichts gestohlen, nun muß ich euch folgen!“ Darauf wurde er vom Prior in einen wilden Krachen (Schlucht) gebannt, wo er keinem Menschen mehr Übles zufügen konnte.

Einige Zeit später wurde der Pfarrer in eine Hütte beim Gletscher gerufen, um einen Geist wegzutreiben. Der Knecht, der ihn durchaus begleiten wollte, erhielt die Er-

Digitized by Google

laubnis, mitzugehen, nur schärfte ihm der Pfarrer ein: „Wenn dich der Geist auch anredet, was ich nicht zum voraus wissen kann, so höre, was ich sage und antworte genau dasselbe!“

„Das werde ich tun,“ sagte der Knecht, „ich will schon aufpassen“, und er holte eilfertig den Weihwedel und das Kreuz.

In der Hütte angelangt, zog der Pfarrer das Buch hervor und beschwor den Geist herauf. Dieser ließ nicht lange auf sich warten. Er stellte sich vor den Pfarrer und fuhr ihn an: „Was bist du für ein Heiliger, he?“ Der Prior erwiderte: „Ein Heiliger bin ich nicht, aber mit der Gnade Gottes hoffe ich, einmal einer zu werden!“

Da wandte der Geist sich zum Knechte und fragte ihn: „Und du, was bist du für ein Esel?“ Der Knecht schloß die Füße, hielt die Hände ganz gleich wie sein Meister und sagte: „Ein Esel bin ich nicht, aber mit der Gnade Gottes hoffe ich einmal einer zu werden!“

Digitized by Google

Der Aggagspun.

Pfarrer Aggagspun im Vispertal genoß den Ruf, ein alles wissender Geistlicher zu sein. Aus den fernsten Bergtälern strömten sie zu ihm, um sich guten Rat zu holen.

In St. Niklaus wohnte eine Jungfrau, die so gottesfürchtig war, daß sie jeden Tag zur Messe ging. Es hieß denn auch bei Alt und Jung, sie sei weitaus die Frömmste im Dorfe. Sie starb noch in jungen Jahren, und die ganze Gemeinde trauerte um sie und gab ihr das Geleite zur letzten Ruhestätte. Dann ging man zurück ins Haus ihrer Verwandten, wo nach altem Brauch das Grabmahl aufgetragen wurde. Der Aggagspun saß oben am Tisch und hörte, wie die Leute zu einander sagten: „Heute haben wir ein gar frommes Tschutti (eine fromme Seele) begraben!" „Was fromm," fuhr der Pfarrer dazwischen und stellte die Kanne, die er grad an den Mund setzen wollte, wieder auf den Tisch, „zu unterst in der Hölle büßt sie ab!"

Die Nachbarn sahen sich verwundert an und glaubten, der Pfarrer habe zu viel Heidu*) getrunken, und doch fährt dieser Wein gewöhnlich in die Beine und steigt nicht zu Kopfe. Doch der Pfarrer wiederholte nochmals ganz deutlich, so daß es auch die unten am Tische hörten: „Ja, ja, zu unterst in der Hölle sitzt sie und büßt für

*) Bekannter Wein im Vispertal.

Digitized by Google

ihre Sünden!" Da steckten die Leute die Köpfe zusammen und stießen Drohungen aus gegen den Aggagspun, der so etwas zu behaupten wagte.

„Nun, wenn ihr es nicht glaubt," rief der Pfarrer, „so kommt mit mir, ich will es euch beweisen!" Da lief alles vom Essen weg und folgte dem Pfarrer in den Garten. Dort stand ein mächtiger, hundertjähriger Apfelbaum mit weitausgreifenden Ästen. Der Pfarrer winkte den zunächst Stehenden heran und sagte: „Hebe den linken Fuß und sieh mir über die Achsel!" Der Angeredete tat, wie ihm geheißen wurde und erblickte die Verstorbene zu unterst in der Hölle. Da machten die Dörfler kehrt und gingen still und in Nachdenken versunken ins Trauerhaus zurück und setzten die Gräbt fort. Der Aggagspun nahm seinen Platz oben am Tisch wieder ein, und nun fragte man den Pfarrer, warum das fromme Tschutti zu ewiger Pein verurteilt sei.

„Sie war eine Heuchlerin und gab sich den Schein, die frömmste Person im Dorfe zu sein," gab er zur Antwort. „Aus Hochmut ging sie zur Kirche, und dafür erleidet sie jetzt ihre Strafe!"

Einst gingen zwei Burschе ins Pfarrhaus, um zu sehen, ob das, was man sich in den Wirtshäusern und Abendsitzen vom Pfarrer erzählte, auch wahr sei und der Aggagspun wirklich mehr wisse als andere. Sie versteckten in der Scheune ihre mit Wein gefüllte Botille*) und fragten den Pfarrer, ob er ihnen nicht ein Glas Wein aufstellen würde, da sie so großen Durst litten. Da stellte der Pfarrer sich gerade vor sie hin, faßte sie scharf ins Auge und sagte: „Leert zuerst eure Botille in der Scheune draußen, ihr

*) Hölzerne Weinflasche.

Digitized by Google

Digitized by Google

Schlemmer und Versucher, der Wein dort drin ist besser als der meine!" Da machten die Burschе kehrt und zogen kleinlaut und beschämt ab.

An einer Konferenz der Geistlichen suchte man dem Aggagspun, den viele seines großen Wissens wegen beneideten, einen Streich zu spielen. Im Saal ließ man ihm keinen Nagel frei, woran er seinen Hut hätte aufhängen können. Als er fast zuletzt hereintrat und die Nägel alle besetzt fand, schlug er den Hut an die Wand, wo er auch ohne Nagel hangen blieb. Als es zum Essen ging, fehlte bei seinem Gedeck der Löffel, und man forderte ihn spöttisch auf, den Schuh auszuziehen und die Suppe damit zu löffeln. Er ließ sich aber nicht aus dem Gleichgewicht bringen, lächelte höhnisch und sagte: „Ich mache es halt wie die Römer, höhle eine Brotrinde aus und schöpfe damit die Suppe!"

Nach der Mahlzeit forderte er die Gesellschaft auf, ein Weidenkörbchen mit dünner Sahne zu füllen. Als sich niemand an den Versuch wagte, führte er ihn selbst aus, füllte das Körbchen mit flüssiger Sahne und setzte es mitten auf den Tisch, ohne daß ein Tröpflein verloren ging.

„So, hingestellt habe ich es," sagte er, „jetzt nehmt es weg, aber es darf kein Tropfen aus dem Geflecht sickern!" Als keiner es probieren wollte, machte er es selbst und seufzte dazu: „Ach, wie viele Herren (Pfarrer) sind hier versammelt, und doch so wenig Geistliche!"

In Staldenried wohnte eine Familie mit einem unfolgsamen Kinde. Eines Tages, als das Bübchen wieder recht böse war, riefen die Eltern im Zorn: „O du unflätiges Puppi, geh' hin zum Teufel!" Da lief das Kind fort und konnte trotz langem Suchen nicht mehr gefunden werden. Die Eltern holten beim Pfarrer Rat, und dieser

Digitized by Google

geleitete sie zu einer alten Scheune außerhalb des Dorfes und beteuerte, das Kind müsse hier drinnen sein. Obschon ihm die Eltern versicherten, sie hätten schon jeden Winkel durchsucht und keine Spur vom Kinde gefunden, ging er hinein und brachte es an der Hand zurück. Da fragten die Eltern das Büblein: „Warum hast du uns keine Antwort gegeben, als wir dich riefen, wenn du doch hier warst?“ Da sagte das Kind: „Der Teufel ist vor mir gestanden und hat mir immer den Mund zugehalten!“

Die Magd des Pfarrers hatte die üble Gewohnheit, jeden Tag die Rahmkelle abzuschlecken. Das wußte der Pfarrer ganz genau, aber er ließ sie gewähren. In der Fastenzeit ließ sie nun das Lecken sein. Da sagte der Pfarrer am Ende der Fasten, als er von der Kirche heim kam und sich zu Tische setzte: „So, Anni, jetzt habe ich für dich grad eine Messe gelesen!“ Die Magd, die eben eine braungebratene Scheibe vom Käse in den Teller strich, fragte, warum er das getan habe.

„Ei,“ sagte er, und lachte aus vollem Halse, „du hast ja so manchen Tag die Kelle nicht geleckt und das machte mir jeden Tag einen Batzen aus; als ich es nachzählte, reichte es grad für eine Messe!“ Da errötete sie und leckte von nun an die Kelle nie mehr ab.

Einst stieg der Pfarrer mitten in der Nacht mit den Sterbesakramenten auf den Berg und weckte die Wirtsleute. Als diese die Tür öffneten, waren sie erstaunt, den Pfarrer um diese Stunde hier oben zu finden, und sie fragten, was ihn um diese Zeit heraufführe. Da sagte er: „Ich komme, um zu verwahren“ (die Sakramente auszuteilen).

„Wozu denn,“ riefen der Mann und die Frau wie aus einem Munde, „im ganzen Haus ist niemand krank!“

Digitized by Google

„So kommt mit mir in die Stube hinauf," sagte der Pfarrer, „und seht euch die Magd an!" Die Wirtsleute schüttelten den Kopf, folgten ihm aber und fanden die Magd im Sterben. Der Pfarrer hatte kaum noch Zeit, ihr die letzte Ölung zu reichen.

Einst saßen drei Frauen beim Abendsitz, ließen das Spinnrad schnurren und sprachen von diesem und jenem und zuletzt vom Sterben, von den Toten und den Geistererscheinungen. Da klopfte es heftig an die Tür, so daß sie zusammenfuhren, das Plappern ließen und die Spinnräder herumjagten. Als die Hausfrau öffnete, war es der Aggagspun, der freundlich grüßend hereintrat. Sie fragten ihn, ob er wisse, wovon sie soeben gesprochen hätten, worauf er sagte: „Nun, ihr habt von den Geistern gesprochen und behauptet, es sei doch nicht möglich, daß der Mensch nach seinem Tode noch herumgeistere. Das glaube ich auch nicht, aber einmal ist doch so eine arme Seele zu mir zurückgekommen und hat zu mir gesagt: „Hochwürden, es fehlen mir noch drei Vergelts Gott; sobald ich sie habe, bin ich erlöst, tut mir den Gefallen und sucht sie für mich zu erwirken, aber ihr dürft meinen Namen nicht nennen, damit es nicht auffällt und sollt auch nicht sagen, ich hätte noch drei Vergelts Gott nötig zu meiner Erlösung!"

Ich habe dem Geist versprochen, für seine baldige Erlösung mein möglichstes zu tun, und ich habe mein Wort gehalten. Ich guckte bald in dieses, bald in jenes Haus hinein, hielt mich länger als sonst bei den Heuern und Sennenleuten auf und brachte wie zufällig das Gespräch auf die verstorbene Frau, aber nirgends habe ich ein Vergelts Gott geerntet. Da bin ich auch zu einer alten Frau gekommen, mit der ich zu plaudern anfing, wobei ich dann im Verlaufe des Gespräches auch den Namen der Ver-

Digitized by Google

storbenen erwähnte. „Ja, die," sagte das Weib, „die hat mir auch noch einmal einen Sack geliehen, Gott vergelts!" Da hatte ich schon eines, und das spornte mich an zu weitern Nachforschungen. Ich kam in andere Haushaltungen und zu andern Menschen, zu den Dreschern und Winzern und wußte das Gespräch ohne jede Absicht auf die Verstorbene zu richten, aber niemand wollte sich ihrer in Dankbarkeit erinnern, denn sie scheint im Leben wenig freigebig gewesen zu sein. Da begegnete ich einmal wieder der alten Frau und nannte, während wir plauderten, den Namen der armen Seele. „Ja, die hat mir auch noch einmal einen Sack geliehen," sagte sie, „Gott vergelts!" Da hatte ich deren zwei. Nach einiger Zeit, als ich gewiß bei allen Leuten davon gesprochen hatte, ohne ein Vergelts Gott einzuheimsen, suchte ich wieder die Alte auf. Als ich beim Abschied so nebenbei auf die Verstorbene zu reden kam, sagte sie: „Ja, die hat mir auch noch einmal einen Sack geliehen, Gott vergelts!"

Am andern Tag suchte mich der Geist in meinem Zimmer auf und sagte: „Ihr habt mich erlöst, Gott vergelts, ich werde für euch beten in der Ewigkeit!"

Digitized by Google

Der Märjelensee.

Ihr kennt den schönsten Alpensee noch nicht, denn ihr habt den Märjelensee noch nie gesehen. Zur Seite des mächtigen Aletschgletschers schläft er, eine Schale reinen Gletscherwassers. Den größten Teil des Jahres liegt er in winterliche Starre gebannt da, wie ein großes weißes Totentuch, und nur auf kurze Zeit zeigt er sich unverhüllt in seiner unvergleichlichen Schönheit. Weder Erlengebüsch noch Weiden, weder Birken noch Binsen, noch grüne Ranken wachsen an seinem Ufer; die ganze Gegend ringsum ist kahl, einsam, feierlich still.

Aber wenn die Strahlen der Julisonne brennen und ringsum die Schneehalden zerrinnen, beginnt er sich zu regen. Auf der blendend weißen Fläche bilden sich Bächlein und bleigraue Pfützen, die Schneedecke zerfließt, nun wird die Eisrinde gesprengt, Spalten, Kanäle und breite Straßen öffnen sich tagsüber und gefrieren des Nachts wieder zu; dann vergrößern sie sich und bleiben offen, und das azurblaue Wasser fängt an zu leuchten wie ein Stücklein Blauhimmel aus weißen Wolken. An seinen Ufern sprießen Anemonen und Glockenblumen, Silenen und Steinnelken, und in dem Wasser spiegelt sich der stolze, hoch aufragende Gipfel des Eggischhornes. Auf dem See treiben mächtige Eisblöcke, die das Wasser leise gluckſend beleckt. An der Seitenwand des turmhohen Gletschers, an der die Wellen

Digitized by Google

luſtig anſchlagen und plätſchern, öffnen ſich blaue und grüne Eisgrotten, die tief in den Leib des Gletſchers hineinragen. Was iſt im Vergleich zu dieſen märchenhaft ſchönen Eishöhlen die einzige blaue Grotte zu Capri!

Wenn die Strahlen der Sonne über die Berggräte ſchießen, beginnt nun in den Eisbändern der Gletſcherwand ein Farbenſpiel, an dem man ſich die Augen ausgucken kann. Blau, grün, violett leuchten die ſpiegelglatten Eiswände, wie wenn ſie von tauſend farbigen Lichtlein von innen heraus beſtrahlt würden. Die Eisklumpen im See ſilbern und blitzen im Sonnenſchein wie die Fittige fliegender Schwäne. Über den Mittag bröckeln von Zeit zu Zeit einzelne Partien von den vorſtehenden Firnkanten des Gletſchers ab und plumpſen ins Waſſer, das hoch aufſpritzt. Das Geräuſch, das in dieſer unendlichen Ruhe ſich weithin fortpflanzt, ſchreckt dann ſogar die Murmeltiere, ſo daß ſie ſchnell in ihre Höhlen ſchlüpfen.

Die grauen, ſpärlich bewachſenen Steinhalden beim Märjelenſee waren früher eine fruchtbare Alp, auf der ſogar der Weizen gedieh. Dann wurde das Klima rauher, die Gletſcher rückten vor, auf der Alp wuchs nur noch kurzes, ſaures Gras, das kaum für die Ziegen noch ausreichte.

Da wallfahrtete einſt ein frommes Ehepaar aus dem Fieſchertal, in dem der See liegt, nach Einſiedeln. Bei einer einſam ſtehenden Hütte in der Nähe von Rotenturm baten ſie um Obdach. Vor dem Hauſe ſaß ein eiſengraues runzeliges Mütterchen, das ihnen ſagte, es müſſe zuerſt in die Stube gehen und die Mutter fragen. Als es ſo langſam ins Haus ſtoffelte, ſagten die Wallfahrer zu einander: „Wie alt wird denn die Mutter ſein, wenn die Tochter ſchon ſo ausſieht!“ Bald darauf kam die Mutter

Digitized by Google

an zwei Stöcken heraus, mit einem kerzenblassen Gesicht, das nur aus Hautfalten und Knochen zu bestehen schien. Die Augen waren fahl und tiefliegend, der Mund zahnlos. Sie hieß sie mit schwacher Stimme freundlich eintreten: „Nehmt mit dem wenigen vorlieb, das wir haben; Bett aber können wir euch keines abtreten!“ Die Wallfahrer traten in die Stube, und nun fragte die steinalte Mutter: „Woher kommt ihr denn?“

„Wir kommen aus dem Wallis!“

„So, so, aus dem Wallis?“

„Ja, aus dem Fieschertal!“

„Dort haben wir auch gewohnt,“ riefen die beiden Alten zusammen aus, „ist die Märjelenalp immer noch bewohnt?“

„Die Märjelenalp?“, fragten die Wallfahrer verwundert und sahen einander an. „Das ist immer eine wilde Alp gewesen, so lange wir uns besinnen mögen und niemand hätte dort wohnen können!“

„Und doch haben wir dort den schönsten Weizen geschnitten und es blühten die Kornblumen in heller Pracht,“ gaben die Mütterchen zur Antwort, „aber eines Tages hatte der Brunnen Eis angesetzt, ein rauher Wind blies um die Hütte und da sind wir fortgezogen!“

* * *

Und wer würde es glauben, daß in dem See böse Geister hausen, die oft so schrecklich toben, daß das Wasser wilde Wellen wirft, den Gletscher durchbricht und auf seiner Bahn schreckliche Verwüstungen anrichtet! Im Märjelensee büßen eben die bösen Hirten ihre Sünden ab.

Das sollte auch ein Geißhirt erfahren, der in der Nähe des Alpsees seine Herde weidete. Er war armer Leute Kind und hatte die Erlaubnis, jeden Tag die Milch

Digitized by Google

aus den Eutern zweier Ziegen zu saugen, die ihm die Gemeinder eigens bestimmten. Um die Mittagszeit ließ er sich dann das Brünnlein in den Mund sprühen, oder wenn es ganz schnell gehen sollte, so legte er den Mund an das Euter und saugte es aus. Dazu aß er ein Stücklein schwarzes Roggenbrot; ab und zu lag eine dünne Kässcheibe dabei, die ihm eine Gönnerin in das schwarze Täschchen gesteckt hatte. Die beiden Ziegen, deren Euter er aussaugen sollte, waren aber störrische Wesen und wollten nicht recht stille halten, wenn er sich an den Boden legte und die weißen Milchstrahlen sich in den Mund spritzen ließ. Da dachte er eines Tages: „Ich mache es anders!" Er wählte die erste beste gute Milchziege aus und trank ihr die Milch vom Euter. Als er am besten dran war, hörte er einen schrillen Pfiff. Er dachte „aha, da hat mich jemand gesehen, jetzt heißt es aufpassen!" Er schnellte empor, wischte sich mit dem Ärmel den Mund und blickte herum, aber weit und breit war keine lebende Seele zu sehen. Vielleicht war es der Pfiff eines Murmeltieres gewesen. Da legte er sich wieder nieder und setzte die Mahlzeit fort. Nun pfiff es von neuem und viel stärker als das erste Mal. Er erhob sich schnell und schaute scharf umher. Aber er mußte sich doch geirrt haben; denn außer seinen Ziegen war er ganz allein in der Bergwildnis. Doch kaum lag er wieder unter der Ziege und strich die Zitzen, als es länger und gellender pfiff als vorher. Da fuhr er auf und hörte nun eine Stimme, die ihm zurief. Die Stimme schien vom See herzukommen. Er näherte sich dem Ufer und sah nun drei Männer, die mit ihrem Oberkörper aus der eiskalten blauen Flut tauchten und ihn anredeten: „Geißhirtji, saug nicht mehr an fremden Ziegen! Wir sind auch Hirten auf der Märjelenalp gewesen, haben

Digitized by Google

an den Eutern fremder Ziegen gesogen und müssen nun hier unser Letztes abbüßen!" Damit verschwanden sie in der Flut, die aufrauschte und sich leise kräuselte. Den Geisbub schauderte es, und er trieb die Herde nach Hause. Bei dem ersten Holzkreuz ließ er die Ziegen laufen und gelobte dem heiligen Antonius, nie mehr in seinem Leben unerlaubterweise eine fremde Ziege anzurühren.

* * *

Einst lauerte ein Jäger am Märjelensee den Murmetli auf. Da sich nichts zeigte, wollte er wieder nach Hause. Da warf er noch einen Blick zum See zurück und gewahrte auf einem Eisklumpen ein Weib, so schön, wie er noch keines gesehen. Er schaute der Wasserfrau lange zu und wagte kaum zu atmen. Da brachte sein Fuß einen Stein ins Rollen, der ins Wasser plätscherte und die Frau erschreckte. Wie ein Pfeil schoß sie davon und verschwand im See. Er starrte lange in das Wasser hinunter und hoffte immer noch, daß sie noch einmal auftauchen würde, aber sie zeigte sich nicht mehr. Da es schon eindunkelte, ging er nach Hause. Er konnte aber die schöne Frau nicht vergessen, und es zog ihn immer wieder zum See hinauf. Und da er dem Trieb nicht widerstehen konnte, nahm er eines Tages das Gewehr vom Nagel und schritt bergan. Seine Mutter, die schon lange gemerkt hatte, daß etwas in ihm brütete, hatte ihn flehentlich gebeten, doch zu Hause zu bleiben, aber umsonst. Der Jäger verschwand in der Richtung zum Märjelensee. An dem Tage aber brach ein fürchterliches Gewitter los, und der Jäger kehrte nicht mehr zurück. Auch hat man nie eine Spur mehr von ihm gefunden.

Digitized by Google

Der geprellte Teufel.

Ein armer Mann war so sehr in Not geraten, daß er nicht mehr wußte, wo aus und ein. In seiner Verzweiflung wollte er seine Familie im Stiche lassen, um an einem andern Ort Arbeit zu nehmen. Er nahm einen Imbiß zu sich und reiste fort. Er war noch nicht weit weg, als ihm ein städtisch gekleideter Herr begegnete, der ihn fragte, wo hinaus es gehe. „Das weiß ich selber nicht," sagte der Bauer und sah gar bekümmert aus, „ich weiß nicht, was ich meinen Kindern kochen soll, denn Keller und Speicher sind leer und Verdienst gibt es keinen mehr!"

Da machte der Herr ein überaus freundliches Gesicht und sagte: „Ich will dir helfen, nur mußt du mir auf deinem Gute für einen ganzen Tag Arbeit anweisen, und brauche ich nicht einen Tag zu dieser Arbeit, so gehörst du mir!"

Der Mann besann sich eine Weile, denn er wußte nun, daß er es mit dem Teufel zu tun hatte, dann er-

Digitized by Google

innerte er sich, daß der größte Teil seines Landbesitzes eine große Wildnis sei, die in einem Sommer nicht auszureuten wäre und wenn ihm das ganze Dorf beistehen würde, geschweige denn von einem Arbeiter allein und in einem Tage. So schloß er den Vertrag ab mit dem Teufel. Dieser schenkte ihm einen großen Sack voll Geld, worauf der Bauer wieder nach Hause ging und seinen Kindern das viele schöne Geld zeigte.

Am nächsten Morgen um fünf Uhr stand der Teufel vor der Tür und sagte: „Gib mir Arbeit für den heutigen Tag!" Der Bauer führte ihn vor das Dorf hinaus in eine unabsehbare Einöde, die mit Berberitzensträuchern, Dornen, jungen Birken und Erlenbüschen dicht besetzt war. „Ackere mir das um," befahl der Bauer und ließ den Teufel auf seinem Arbeitsfelde zurück. „Da hat er einmal den Richtigen erwischt, für einen Monat hat er Arbeit genug," lachte er, und wandte sich heimwärts.

Gegen Mittag ging er aufs Feld, um nachzusehen, wie weit die Arbeit vorgerückt sei. Da sah er statt des Buschwerkes und Dornengestrüppes ein unabsehbares Ackerfeld vor sich, mit rotbraunen Schollen, aus denen ein frischer Erdgeruch aufstieg. Weit ab, fast am Ende des Ackers, stand noch ein Zipfel der alten Wüste mit dem Baum- und Strauchwerk. Er glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Noch ein Stündchen, dann hatte der Teufel den Acker bestellt und was dann? Arbeit hatte er keine mehr und es war noch nicht einmal Mittagszeit. Da begegnete er einer alten Frau, die er noch nie gesehen hatte. Sie ging an einem Stock, trug eine nebelgraue Schürze und ein feuerrotes Kopftuch. Sie stand still und fragte ihn nach seinem Kummer. „Du siehst ja aus, als ob du Dornen verschluckt hättest, was fehlt dir, he?"

Digitized by Google

„Es wäre besser, ich hätte sie gefressen, als der andere," sagte er im Zorne und wollte weitergehen. Doch wie der Ertrinkende sich an den Strohhalm klammert, so hielt er sich an das alte, nicht Zutrauen erweckende Weib und fragte, ob sie ihm etwa helfen könne. „Ich habe mit dem Teufel einen Vertrag abgeschlossen und ihm Arbeit versprochen für einen Tag; noch ist der halbe Tag nicht um und er ist mit der Arbeit schon zu Ende!"

Da sagte die Frau: „Geh du nur nach Hause und setz dich zu Tische; wenn der Teufel mit dem Ackern fertig ist, so soll er Mittagsstunde halten, dann reiße ein Haar aus deinem Kopf und befiehl ihm, das Haar kerzengerade in die Höhe zu richten, doch ohne es zu brechen, da wird er schon Arbeit genug haben!"

„Damit wird er in einer Minute fertig sein," sagte der Bauer enttäuscht, „ich habe gesehen, wie schnell der arbeitet!"

„Tue was ich dich heiße," kreischte die Alte, nahm eine Prise und humpelte davon. Der Bauer schlenderte nach Hause und erwog, ob er nicht noch zum Pfarrer gehen sollte. Dieser verstand mehr als andere Geistliche, bannte böse Geister und hatte Pulver und Salben gegen Hexen und Teufelswerk. Da traf er den Sigrist, der zur Kirche schritt, um Mittag zu läuten. „Dem Pfarrer ist heute nicht wohl," sagte dieser, als er ihn darum befragte, „und er muß das Bett hüten!"

Da dachte der Bauer, ihm sei nicht mehr zu helfen, es müsse wohl so sein, daß er zugrunde gehe, und er setzte sich zum Ofen, denn ihn fröstelte, trotz des warmen Sonnenscheins. Als die letzten Töne des Betglöckleins verhallten, stand der Teufel schon im Hausflur und sagte: „Das Feld ist gepflügt, Bauer, geh, überzeuge dich selbst und gib mir andere Arbeit!"

Digitized by Google

Der Bauer geriet in eine Höllenangst, gedachte aber, die schreckliche Stunde, wo er mit dem Bösen von dannen ziehen mußte, hinauszuschieben und stammelte: „Jetzt ist Mittag, gönne dir zwei Stunden Rast, wie es bei den Herrenleuten Brauch ist, dann magst du wiederkommen!“

Als der Teufel verschwunden war, wurde ihm wieder leichter ums Herz, und er hoffte, es werde ihm etwas einfallen, womit er sich den Schrecklichen vom Halse schaffen könne, doch war jetzt keine Zeit zu verlieren. Er lief um das Haus herum, bald schnell wie ein Verrückter, bald langsam und bedächtig, guckte in alle Ecken und Winkel und suchte nach Arbeit, fand aber nichts, das den Teufel, der an einem Morgen eine Wüste in fruchtbares Land verwandelte, noch einen halben Tag beschäftigt hätte. Das größte Landstück, das ihm gehörte, war eben die Einöde gewesen, und was es hinter dem Haus, in Stall und Speicher für Arbeit gab, das hätte der Teufel im Handumdrehen fertig gebracht.

Da kam seine Base den Weg herunter mit dem Holzkorb am Rücken, den sie im Walde geladen hatte. Er winkte sie zu sich heran, drückte ihr ein Goldstück in die Hand und gestand ihr auf manchen Umwegen, wie schlimm er dran sei; wenn er dem Teufel nicht Arbeit verschaffe bis am Abend, so sei er verloren. Als sie hörte, um was es sich handle, gab sie ihm das Goldstück zurück und ging, ohne ein Wort drauf zu erwidern, davon.

Traurig schlurfte er wieder ins Haus, als es klopfte. Er schrak zusammen und raufte sich in den Haaren. Da fiel ihm der Ratschlag des alten Straßenweibes ein. Er dachte, probieren könnte er es schon, besser das als nichts. Er hieß den Teufel eintreten, zupfte sich ein Haar aus dem Kopf, legte es auf den Tisch und sagte: „Richte es

Digitized by Google

gerade auf und brich es nicht, und wenn du damit fertig bist, dann weiß ich nichts mehr!"

Der Teufel besann sich nicht lange, nahm das Haar in die Finger, fuhr mit den Krallen hin und her, verdrehte dazu die Augen wie ein Drache, neigte den Kopf bald nach rechts, bald nach links, wie einer, der eine feine Nadel einfädeln will, streichelte, glättete und dängelte das Haar, schmeichelte und fluchte dazu, aber je hastiger er dran herum strich, desto krümmer wurde es, und zuletzt rollte es sich auf und zerbrach. Dem Bauer, der dem Teufel in ängstlicher Spannung zuschaute, wurde immer leichter ums Herz, und zuletzt legte er die Arme über die Brust, stemmte den Nacken und machte ein lustiges Gesicht. Der Teufel stampfte auf den Boden und fluchte: „Stoß du das Haar der Hexe, die dir den Rat gegeben hat, in den Rachen!"

Damit schoß er davon, ließ aber einen so entsetzlichen Gestank zurück, daß der Bauer bald den Geist aufgegeben hätte.

Digitized by Google

Schwager Leide.

Ein Junggeselle, namens Leide, war seiner Armut so überdrüssig geworden, daß er eines Tages in der Verzweiflung ausrief, um einen Sack voll Geld würde er seine Seele dem Teufel verschreiben. Kaum hatte er den Wunsch geäußert, so stand der Teufel schon vor ihm in tiefschwarzen Kleidern und mit einem blattgrünen Hut, auf dem die Rabenfeder nickte. Er stellte einen großen Bündel Geld auf den Tisch und sagte: „Hier hast du das Geld, mach damit was du willst, die Sorgen werden dich nicht mehr drücken, nur darfst du dich sieben Jahre lang weder waschen noch kämmen, noch darfst du die Nägel schneiden, die Nase schneutzen und die Kleider wechseln!" Dem Burschen wurde es doch etwas übel dabei, aber als der Teufel das Geld auf den Tisch schüttete und er die funkelnden Goldstücke sah, die einen hellen Ton von sich gaben und einen großen Haufen bildeten, da schlug er ein, worauf der böse Feind urplötzlich in einer blauen Flamme verschwand.

Leide verdingte sich nun im Wirtshaus für sieben Jahre und bezahlte den ganzen Betrag des Kostgeldes in Goldstücken zum voraus.

Im Nachbarhaus wohnte ein armer Schuster mit drei Töchtern. Wenn diesen die böse Laune ankam, so legte er das Handwerkszeug beiseite, warf den Lederschurz in die Ecke und schlurfte ins Wirtshaus, wo er Tag für Tag

Digitized by Google

beim Schoppen saß und mit Karten und Würfeln spielte, bis er den letzten Rappen aus der Tasche gezogen hatte. Dann kam ihn ebenso plötzlich eine bessere Laune an, er mied das Wirtshaus wiederum für Tage und Wochen und klopfte und nähte in seiner Schusterwerkstatt vom ersten Morgenstrahl bis zum Abendrot. Er hätte sich auf diese Weise noch ordentlich durchgebracht, wenn ihn die Kunden bezahlt hätten, aber er mußte oft lange auf das Geld warten und gar viel in den Kamin schreiben.

Einmal geriet er in solche Geldverlegenheit, daß er den Wirt aufsuchte und ihn bat, ihm zwanzig Kronen vorzuschießen. Doch dieser sagte: „Wärest du nur etwas früher erschienen, gern hätte ich dir gegeben, was du verlangst, aber jetzt bin ich mit dem Geld eben ausgekommen; doch wohnt bei mir ein reicher Kostgänger, du hast ihn wohl auch schon gesehen; das ist der Mann mit dem langen Bart, dem schmutzigen Köhlergesicht und den muffigen Kleidern. Ein abscheulicher Kauz ist er, der sich nicht wäscht und kämmt, aber der hat Geld wie Tannzapfen und wird dir schon aushelfen!“ Da suchte der Schuster den Leide auf und brachte ihm sein Anliegen vor. Leide hatte ein gutes Herz und war gleich bereit, ihm aus der Not zu helfen. Er gab ihm, was er verlangte, und als der Schuster das Kerbscheit vorwies, damit er einen Strich hinsetze, sagte er: „Stecke es nur wieder ein, ich brauche es nicht!“

Einige Jahre darauf war der Schuster, der nun einmal von dem Wirtshausleben nicht mehr abzubringen war, wieder in Geldverlegenheit. Er sprach abermals bei dem Wirte vor, aber dieser sagte, er habe kürzlich eine größere Zahlung gemacht und sei infolge dessen nicht bei Geld. Er wies ihn an den reichen Kostgänger, der unterdessen noch viel schmutziger und unansehnlicher geworden war, aber

Digitized by Google

immer noch Geld hatte wie Heu und davon austeilte, so daß seine Gutherzigkeit in aller Munde war.

„Sündhaft reich muß er sein," sagte der Wirt, „er zahlt nur in Gold!"

„Und mir hat er nichts ins Kerbholz geschnitten," sagte der Schuster, „als er mir das letztemal borgte, das rechne ich ihm hoch an!"

Leide gab dem Schuster wieder, so viel er begehrte, und als dieser dankte und stammelte, er werde ihm später alles zurückbezahlen, da klopfte ihm der Junggeselle auf die Schulter und sagte: „Das hat alle Zeit, sorge dich nicht deswegen!"

Unterdessen hatte Leide an den Schusterstöchtern großen Gefallen gefunden. Sie waren nicht die feinsten im Dorfe, aber groß, stark und gesund. Warum sollte er nicht heiraten, Geld hatte er ja genug, und ob jetzt sein Gesicht ein bischen schmutziger war als das der andern, das nahm man in den Bergdörfern nicht so genau, es hat nicht jedermann Zeit, sich jede Woche einmal zu waschen. „Auch der Schuster mit seinen pechschwarzen Händen und den verfilzten Haaren sieht nur grad am Sonntag, wenn er das frische Hemd angezogen hat, etwas besser aus als ich," brummelte er. „In den Wochentagen aber ist wohl kein Unterschied!"

Als er so darüber nachdachte, kam der Schuster zum drittenmal und bat um einen Vorschuß. Leide setzte ihm vom besten Walliser Roten auf, und als die Kanne zum zweiten Mal gefüllt wurde, faßte er ein Herz und sagte: „Ich bin gerne bereit, dir aus der Not zu helfen, du hast aber drei junge Töchter und da mußt du mir eine, gleich welche, zur Frau geben!"

Der Schuster schaute den garstigen Leide von oben bis unten an, fuhr mit den Händen durch die Haare und

Digitized by Google

Digitized by Google

sagte: „Ich will sehen, was meine Töchter dazu sagen. Zwei sind ja nicht hübsch, das weiß ich, aber die jüngste, das ist eine feine, die tät mich reuen!“ Dann trank er aus und ging.

Als die Schusterstöchter die Minestra auftrugen und alle vier aus der gemeinsamen Zinnschüssel löffelten, klopfte der Alte mit dem Löffel auf den Tisch und sagte: „Hört das Neueste! Der Leide ist auf Freiersfüßen und wünscht sich eine von euch dreien zur Frau. — Wißt ihr, warum der Fluhsepp nicht mehr gekommen ist? Er hat es überall erzählt. Er hatte es auf die Töchter zweier Familien abgesehen, die ihm beide gleich gut paßten, und da entschloß er sich, ein wenig umzuschauen und das Mädchen zu heiraten, das haushälterisch sei. Da ist er auch zu euch gekommen und hat gesagt, die werde er heiraten, die am meisten Stroh hinter dem Strohsack am Boden liegen habe! „Da darfst du schon eine von uns auswählen,“ habt ihr dann gerufen, — stimmt das, he? — „bei uns liegt das Stroh vom ganzen Sommer hinter dem Bett!“ Aber da hat er gedacht, „hoidelu, hol mich der Kukuck,“ eine von euch nehme er schon nicht. Da ist er zu der Marie gegangen und hat ihr das gleiche gesagt: „Ich habe mich entschlossen, diejenige zu heiraten, die recht viel Stroh unter dem Bette hat,“ aber die hat erwidert: „Da kannst du mich halt nicht nehmen, denn ich habe kein Stroh unter dem Kasten. Ich wische es jeden Morgen weg. Da mußt du schon zu den Schusterstöchtern gehen, die treiben den Strohhandel im großen! „Da hat er zugegriffen und die Marie geheiratet.“

Der Schuster fischte die Fliegen weg, die unterdessen in die Schüssel gefallen waren und fuhr dann fort: „Und jetzt ist der Nachbar Leide da, und das ist ein stein-

Digitized by Google

reicher Mann und will eine von euch zur Frau. Die schönste braucht es nicht zu sein, und ihr wißt, daß ich sein Geld nötig habe!"

Da schimpfte die Älteste und schnitt eine Grimasse, wie wenn sie in eine grüne Nuß gebissen hätte. „Pfui, dieses schmutzige Rüsselvieh zum Manne, nein, lieber will ich mich henken!"

Die zweite schlug mit der Faust auf den Tisch, daß der Löffel des Schusters emporjuckte, und sagte: „Und nochmals pfui, so einen Aasgeier, eher springe ich in die Rhone!"

Nur die dritte schwieg. Da wandte sich der Vater betrübt an sie: „Und du, Anna, willst du mich auch im Stich lassen? Wenn ich das Geld nicht erhalte, so kann mich der Teufel holen, und das Geld bekomme ich nur, wenn eine von euch die Frau des reichen Leide wird!"

Da sagte die Anna: „Dir und den Schwestern zuliebe will ich ihn heiraten, aber alle Sonntage muß er mir zum Brunnentrog!" Der Vater machte ein vergnügtes Gesicht, wischte den Löffel mit dem Rockärmel aus und legte ihn in die Tischschublade. Er ging sogleich zu Leide hinüber, der sich vor Freude kaum fassen konnte, als er vernahm, daß die Anna ihn zum Gemahl begehre. „Jetzt Schuster, kaufe ich dir ein schönes Gut, und Geld kannst du haben, so viel du willst," schrie er ihn an und schnalzte mit der Zunge. Die Hochzeit schob er noch hinaus, indem er vorgab, er müsse noch Einkäufe besorgen. In einigen Wochen waren die sieben Jahre verstrichen, seine Leidenszeit ging zu Ende, und diesen Zeitpunkt wollte er abwarten. Seine Braut zeigte kein Verlangen nach ihm und war froh, daß er mit der Hochzeit nicht so eilte. Doch endlich hieß es, Schwager Leide und die Anna würden getraut.

Digitized by Google

Für den zum Waldmenschen herabgesunkenen Bräutigam war es ein Freudentag sondergleichen. Er durfte sich wieder waschen und kämmen, die Nägel und die Haare schneiden, wozu er einen ganzen Tag brauchte, und die Kleider wechseln. Als er das besorgt hatte, war er ein gar stattlicher Hochzeiter. Fein gekleidet und sauber gewaschen erschien er im Haus seiner Braut, die außer sich geriet vor Freude. Der garstige Nachbar erschien ihr jetzt eher fast zu vornehm für eine Schusterstochter. Die beiden ältern Schwestern glotzten ihn lange an, musterten sein Gewand von oben bis unten und erblaßten vor Neid. Sie schimpften und tobten im Haus herum, dann jagten sie wie wilde Tiere hinaus und wurden tags darauf tot aufgefunden. Die Älteste hatte sich erhängt und die andere war ins Wasser gesprungen. Nun erschien der Teufel, um seinen Lohn zu holen. Er klopfte dem Neuvermählten auf die Schulter und sagte:

„So, Schwager Leide, du hast eine, und ich habe zwoon,
Und nun haben wir beide unsern Lohn!"

Digitized by Google

Der Schatz im Grafenschloß.

Zwischen Unterbäch und Eischol stand in alter Zeit ein Grafenschloß. Auf der einen Seite schützte es eine tiefe wilde Schlucht, auf der andern ein dichter Arven- und Dählenwald. Im Rücken des Schlosses stieg der Berg kerzengerade in die Höhe. Wie es so geht, das Grafengeschlecht verarmte und starb aus, und als der letzte seines Namens bestattet war, wurde das Schloß nicht mehr bewohnt. Des waren die Bauern froh, denn die Grafen hatten sie gequält und zu hartem Frohndienst gezwungen. Vor den frechen Junkern war kein frisches Mädchengesicht sicher gewesen, und darum vergoß auch niemand eine Träne, als das Totenglöcklein ins Land hinaus verkündete, daß der letzte seines Geschlechtes gestorben sei.

Der Pfarrer nahm die Schlüssel zu der einsamen Burg in Verwahrung, und die inneren Einrichtungen blieben in dem Zustande, in dem sie der letzte Burgherr zurückgelassen hatte. Trotzdem es im Volke hieß, einer der Grafen hätte in den Kellergewölben unermeßliche Schätze begraben, so wollte doch niemand sich hinunterwagen oder im Schloß wohnen, denn es ging das Gerücht, es sei nicht richtig in den Gemächern. Kam ein Fremder ins Dorf und verlangte Obdach, so sandte man ihn gewöhnlich zum Pfarrer. Dieser sagte dann, er könnte ihm ein Zimmer im Schloß vergeben, aber er wolle ihm grad offen herausbekennen, daß es drin spuke, und so begehrte natürlich niemand hinein.

Digitized by Google

Einst kamen zwei fremde Gesellen, denen er auch von den Gemächern im Schlosse sprach. Sie sagten, vor dem Teufel hätten sie keine Furcht, und begehrten hinauf. Der Pfarrer öffnete ihnen die Tür zum Schlosse und machte sie nochmals auf die Gefahren aufmerksam. Sie lachten ihn nur aus und wünschten ihm gute Nacht. Als sie am nächsten Morgen nicht herunter kamen, ging der Pfarrer mit seinem Knecht hinauf und fand sie neben dem Bett tot am Boden liegen.

Seitdem vergingen sieben Jahre, ohne daß jemand das Schloß betreten hätte. Auf den Zinnen wucherte das Unkraut, und im Hofe bauten die Füchse ihre Höhlen. Da erschien eines Tages ein junger Bursche beim Pfarrer und bat ihn um Unterkunft. Der Pfarrer sagte, in seinem Hause sei kein Platz, aber er könnte ihm oben im Schlosse zwei Zimmer anweisen, doch des Spukes wegen sei es nicht ratsam hinaufzugehen und die Nacht dort zuzubringen, sonst könnte es ihm ergehen, wie vor sieben Jahren den zwei armen Gesellen, die man tot und schrecklich verstümmelt am Fuß des Bettes aufgefunden habe. Der Bursche erwiderte: „Just deswegen komme ich hierher, ich will schon sehen, mit den Geistern fertig zu werden. Gebt mir eine Pistole mit, einen Dolch, eine geweihte Kerze und Gesegnetes, dann will ich den Geistern schon den Meister zeigen."

Der Pfarrer stellte ihm vor, er renne mutwillig in den Tod, aber der Bursche beharrte auf seinem Vorhaben und ließ sich das Verlangte geben. Dann geleitete ihn der Pfarrer zum Schloßeingang, öffnete mit großer Mühe die Tür und nahm Abschied von ihm, indem er dachte, der werde seine Verwegenheit mit dem Leben bezahlen. Der Pfarrer rief ihm nochmals zu, doch umzukehren, als

Digitized by Google

die Tür schon wieder zu war, aber umsonst. Der Bursche zündete die Kerze an, stapfte die Treppe hinauf und schloß die Tür zu den beiden Zimmern auf. Er schaute sich um. Er sah, daß Wände und Decke mit hölzernem Getäfel bekleidet waren. In einer Ecke stand ein Bett mit seidenen Decken und dunklen Umhängen, an den Wänden bemerkte er eine geschnitzte Kommode, Polsterstühle und andere alte Möbel, alles voller Staub. Die Kerze erhellte das große muffige Zimmer grad so viel, daß er sich gut zurecht finden konnte. Er wollte die Fensterladen öffnen, aber es gelang ihm nicht, und so ließ er es bleiben. Er verschloß die Tür mit Schlüssel und Riegel, legte die Waffen neben sich, zog die Schuhe aus und ging in den Kleidern zu Bette. Er war müde von der langen Reise und schlief bald ein unter der weichen Decke.

Er mochte noch nicht lange geschlafen haben, als er durch heftiges Klopfen geweckt wurde. Er hob den Kopf und rief: „Herein!" Da wurde nochmals geklopft. Er rief zum zweiten Mal „herein"! Jetzt polterte es gewaltig an die Tür. Da rief er: „Tut selbst auf, ich öffne nicht!" Da sprang die Tür auf, und fünf schwarz gekleidete, häßliche Zwerge mit großen runden borstigen Köpfen und nach hinten gedrehten Füßen erschienen und winkten ihm, mitzukommen.

„Ich mache mir nichts draus", sagte er, „ich komme schon, wartet nur, bis ich die Schuhe angezogen habe;" dann steckte er die Waffen in den Gürtel, nahm die Kerze, die immer noch brannte, in die eine, das Gesegnete in die andere Hand und folgte den Geistern, die mit ihm drei lange Treppen hinunterstiegen. Er glaubte, tief unter der Erde zu sein, soweit ging es hinab, und doch mußten sie noch im Schlosse sein, denn er sah im Licht der flackernden

Digitized by Google

Kerze dicke Mauern und große viereckige Säulen, die sie stützten.

Die Zwerge blieben in der Mitte des Gewölbes stehen, ergriffen Pickel und Schaufel, die bereit lagen, und deuteten ihm, Hand anzulegen. Er aber steckte die Hände in die Hosentaschen und sagte: „Das geht mich nichts an, wer hier graben will, tue es selbst!“ Sie pickelten und gruben, und nach einiger Zeit kam ein vor Alter schwarz gewordener Kessel zum Vorschein. Die Männchen legten das Werkzeug beiseite und gaben dem Burschen ein Zeichen, denselben zu heben. Er aber sagte mit derselben Gelassenheit: „Nein, ich nicht!“ Da faßten sie selber an und hoben ihn hinaus. Nun gaben sie ihm zu verstehen, er möchte daneben ein Loch graben. Als er sich weigerte und dieselbe Antwort gab, gruben sie selbst und entblößten einen alten, schwarz behaarten Koffer mit schwerem Eisendeckel. Sie deuteten ihm mit lebhafter Gebärde, den Deckel zu heben. Als er wiederum den Kopf schüttelte, öffneten sie ihn selber, und da lag zusammengerollt eine dicke, schwarze Schlange im Koffer. Sie deuteten ihm in vollem Entsetzen, das Ungetüm zu packen und hinauszuwerfen. „Das will ich schon,“ sagte er, „ich habe schon mancher Viper den Kopf zerdrückt!“ Als er mit der Hand gegen die Schlange fuhr, öffnete sie den Rachen und spie blaues Feuer. Er ließ sich nicht abschrecken, packte sie fest mit beiden Händen und schmetterte sie mit aller Kraft gegen die Wand. Aber statt der Schlange fiel ein Rosenkranz zu Boden.

Da seufzten die fünf Zwerge, reckten die Arme, so daß sie in die Höhe wuchsen, hoben die Brust und sagten: „Wir sind erlöst. Hättest du uns beim Graben ein einziges Mal geholfen, so hätten wir dich zerrieben wie Kraut.

Digitized by Google

Jetzt bist du auch frei, aber noch nicht außer Gefahr. Wenn es dir gelingt, Kessel und Koffer samt ihrem Inhalt noch vor dem Beteläuten ins Zimmer hinaufzuschleppen, so bist du der Gefahr entronnen und zum Besitzer unermeßlicher Reichtümer geworden. Behalte aber nicht alles für dich, sondern gedenke auch der Armen, sonst wirst du wenig Genuß von deinen Schätzen haben!" Sie geleiteten ihn hinauf ins Zimmer, öffneten die Laden, verwandelten sich in fünf weiße Tauben und flogen zum Fenster hinaus.

Nun hieß es, die Schätze so rasch wie möglich ins Zimmer hinauf zu tragen. Er stieg die Treppen wieder hinunter, fand aber die Tür zum Keller verschlossen. Er rüttelte mit beiden Händen daran, aber sie gab nicht nach. Schon wollte ihm bange werden, als ihm die Pistole einfiel. Er spannte den Hahn, richtete den Lauf gegen die Tür und schoß mitten hinein. Unter donnerähnlichem Krachen flog sie auf, und da saß die Schlange schon wieder auf der Kiste, züngelte nach ihm und spie blaues Feuer. Er hatte noch einen Schuß im zweiten Lauf. Damit schoß er die Schlange mitten durch den Kopf, und nun verschwand sie für immer. Der Deckel des Koffers sprang von selber auf, und er sah mit glänzenden Augen, daß der Behälter bis an den Rand mit viereckigen Goldstücken gefüllt war. Er lud ihn mit einem kräftigen Ruck auf die Schultern, keuchte damit die Treppen hinauf ins Zimmer, streute Gesegnetes darüber und stieg wieder zum Keller hinunter, um den Kessel zu holen. Da fand er die Tür abermals versperrt. In der Pistole hatte er keinen Schuß mehr, was sollte er jetzt tun! Da zog er den Dolch und stieß ihn mit aller Gewalt in die Tür, die wieder mit großem Krachen aufsprang. Nun kauerte auf dem Kessel ein gräßlicher Drache mit einem fettig glänzenden Stachelpanzer und einem tellergroßen

Digitized by Google

feurigen Auge mitten in der Stirne. Der Bursche schleuderte ihm das Gesegnete in den aufgesperrten Rachen, worauf das Ungeheuer schleunig verschwand. Der Kessel war voll von goldenen und silbernen Tellern, Kannen und Bechern, die so schwer waren, daß er viermal daran hinauftragen mußte. Als er den Rest im Zimmer oben niederlegte, läutete im Dorfe das Betglöcklein. Er wischte sich den Schweiß vom Gesicht, atmete tief auf und setzte sich in den Lehnstuhl, um ein bischen auszuruhen. Dann streute er den Rest des Gesegneten über die Schätze, ließ sie im Zimmer zurück und stieg zum Pfarrer hinunter.

Als die Köchin die Tür aufschloß und den Burschen von gestern erkannte, stieß sie einen Schrei aus und sprang davon. Bald darauf kam der Pfarrer, der hoch erstaunt war, ihn wiederzusehen, und dazu noch heil und gesund an allen Gliedern.

„Nun erzählt mir, was ihr da oben bei den Schloßgeistern alles erlebt habt," redete er ihn an und musterte ihn neugierig, aber der Bursche verlangte zuerst zu essen und zu trinken, da ihm sonst übel werde.

Nachdem er eine Tasse Kaffee mit viel Schnaps zu sich genommen, erzählte er dem Pfarrer, während er wieder eingoß, was sich in der Nacht zugetragen hatte, und lud ihn ein, ihm ins Schloß zu folgen. Dieser aber hegte immer noch Bedenken und hatte keine Lust, das Geisterschloß zu betreten. Da sagte der Bursche, er brauche sich nicht zu fürchten, die Geister seien erlöst und der Schatz in Sicherheit. Da begleitete ihn der Pfarrer bis zum Schloß, dann nach einigem Zögern die Treppe hinauf ins Zimmer. Als sie die Tür öffneten, saßen die fünf weißen Tauben auf den Schätzen und flogen bei ihrem Erscheinen zum Fenster hinaus.

Digitized by Google

Der Bursche übergab einen Teil der Reichtümer dem Pfarrer, damit er sie an die Armen austeile, den andern behielt er für sich und seine zahlreichen armen Angehörigen. Das Schloß blieb auch fernerhin unbewohnt, zerfiel im Laufe der Jahre und dann fegte ein Bergrutsch die Überreste weg, so daß heute jede Spur davon verschwunden ist.

Digitized by Google

Die Sternkinder.

Ein König ließ vor Zeiten, als mehrere Ortschaften seines Reiches durch Feuersbrunst zerstört wurden, durch seinen Herold ausrufen, wer nach Feierabend noch bei Licht sitze, müsse des Todes sterben. Er dachte, damit der Feuersgefahr steuern zu können.

Weitab von der Stadt, in einer Waldhütte, die von Felsblöcken und mächtigen Tannen beschirmt wurde, lebte eine Mutter mit ihrer Tochter, die sich beide vom Spinnen nährten. Da sie sehr feines Garn spannen, erfreuten sie sich einer guten Kundschaft. Sie saßen am Spinnrad vom ersten Morgenstrahl weg bis in den Abend hinein und oft noch beim Licht der Unschlittkerze.

Die Stimme des Herolds war auch bis zu ihnen gedrungen, und da sie die Befehle des Königs nicht übertreten wollten, waren sie gewillt, nach Sonnenuntergang zu feiern und dafür jeden Morgen eine Stunde früher aufzustehen, um doch einen guten Taglohn zu verdienen. Eines abends ging die Mutter früh zu Bette, die Tochter aber zündete die Kerze an, um noch eine Locke Werg abzuspinnen. Sie dachte, einmal dürfe man schon eine Ausnahme machen, aber da sie den ganzen Tag das Spinnrad gedreht hatte, schlief sie vor Müdigkeit darüber ein. Und wie es so geht, an dem Abend kam ein Diener des Königs auf seiner Runde bis zur Waldhütte und bemerkte das

Digitized by Google

Licht im Stübchen. Als es an die Türe pochte, schrak die Tochter zusammen und löschte das Licht schnell aus, aber der Diener tappte herein, faßte die Erschrockene am Arm und führte sie vor den König. Dieser schaute ihr so scharf ins Gesicht, daß ihr das Herz vor Angst klopfte. „Warum hast du meinen Befehlen getrotzt, du ungehorsames Ding?“ fragte er.

Sie hob ihre großen, mit dunklen Brauen überspannten Augen zu ihm auf und sagte: „Ich habe nur noch eine kleine Locke abspinnen wollen und bin sonst immer vor Nacht zu Bette gegangen. Mit dem Spinnrad verdiene ich mein Brot, und da bin ich über der Arbeit eingeschlafen, und das Licht hat über den Feierabend hinaus gebrannt. Aber nun muß ich euch noch grad erzählen, was ich dabei geträumt habe. Mir träumte — denkt nur, was mir träumte — ich werde zwei Kindern das Leben schenken, und das eine werde einen goldenen, das andere einen silbernen Stern auf der Brust tragen!“ Ihre Stimme klang nicht mehr leise, sondern hell und stark wie die Glocke der Waldkapelle. — „Aber das war nur ein Traum, und der wird wohl nie in Erfüllung gehen, ich bin ja nur eine arme Spinnerin!“

Sie schlug die Augen nieder und erwartete, daß der König eine Strafe über sie ausspreche. Der alte Monarch aber war kein Tyrann und befahl seinem Sohn, der neben ihm stand, daß er das Mädchen wieder nach Hause geleite. Der sonderbare Traum gab ihm zu denken.

Der junge Prinz aber entbrannte in Liebe zu der schönen Spinnerin und dachte nur noch an sie.

Als der Vater bald darauf starb, holte er sie aus der Hütte am Waldrand und nahm sie zur Frau. Seine Mutter, die im Land als böse Hexe verschrieen war, hatte

Digitized by Google

ihn von der Heirat abzubringen gesucht, aber umsonst. Er hatte nur der Stimme seines Herzens nachgegeben. Die alte Königin haßte die schöne Frau ihres Sohnes und überlegte, wie sie die ehemalige Spinnerin verderben könnte. So lange der Sohn zu Hause war, verbarg sie ihren Haß, aber als er auf Reisen ging, machte sie kein Hehl mehr aus ihrer bösen Gesinnung.

Die junge Königin schenkte bald nach der Abreise ihres Gemahls zwei schönen Knaben das Leben, und wie sonderbar! Der eine trug einen goldenen, der andere einen silbernen Stern auf der Brust. Während die Mutter schlief, ließ die alte Königin die beiden Kinder entfernen und in einem Rückenkorb in den Wald tragen, wo sie ihrem Schicksal überlassen blieben. Als die Mutter wieder aufwachte und die Kleinen suchte, sagte die Alte zu ihr: „Deine beiden Kinder sind bald nach der Geburt gestorben und liegen draußen in der kühlen Erde!"

„Ei was," rief die Mutter bestürzt und fuhr in die Höhe. „Ich habe sie doch schreien hören, wo sind sie?"

„Das hat dir nur geträumt, tot sind sie beide," entgegnete die böse Königin mit erheuchelter Teilnahme und entfernte sich rasch, um weiteren Fragen auszuweichen.

Bald darauf streifte der Jäger Wendelin im Forst herum und gelangte, durch das Gebell seiner Hunde aufmerksam gemacht, zu dem Baum, wo der Korb hing und die Kleinen schrieen. Er hatte selbst zehn Kinder zu Hause, aber er dachte, zehn oder zwölf sei ungefähr dasselbe, und an seinem langen Eßtisch hätten sie später schon noch Platz. Er löste den Tragkorb vom Aste, hing ihn an den Rücken und trug die beiden Zappler raschen Schrittes heimzu.

Als seine Frau die Bescherung sah, schlug sie die Hände zusammen und rief: „O Maria und Josef, was

Digitized by Google

bringst du mir da noch zwei Würmer, und wir haben kaum genug, um unsere eigenen Kinder durchzubringen! Denk so zwölf Kinderschnäbel, was das alles verschlingt!" Wendelin aber hatte schon die Milch übers Feuer gesetzt und sagte: „Schau sie zuerst an, liebe Frau, bevor du aufbegehrst! Sind das nicht zwei feine rosige Knirpse, und dann siehst du nicht die Sterne auf der Brust, hier den goldenen und bei dem da den silbernen? Das sind gewiß Herrenkinder, und die dürfen nicht zugrunde gehen!"

So blieben die Knaben in der Jägersfamilie und wuchsen mit den andern Kindern auf. Als sie groß waren, sagte der Jäger zu ihnen: „In Gottes Namen, jetzt müßt ihr gehen, ich bin zu alt, um euch bei mir behalten zu können. Und vielleicht gelingt es euch, in Erfahrung zu bringen, wer eure Eltern sind! Geht und sucht nur den Burgvogt auf, der über dem Walde wohnt in dem Schloß mit dem hohen Turm und sagt, ich hätte euch fortgeschickt, damit ihr etwas lernt bei ihm!" Die Knaben dankten ihren Pflegeeltern und nahmen mit feuchten Augen Abschied.

Der Wald war groß und weit. Gegen Abend kamen sie zu der Burg und baten um Aufnahme. Der Burgvogt sagte, zwei so blutjunge Bürschchen könne er nicht gebrauchen, aber als sie ihm von Wendelin die Grüße ausrichteten und recht schön um Arbeit baten, machte er ein freundliches Gesicht und sagte: „Aha, der alte Wendelin, das ist ein braver Waidmann, den kenne ich schon; so wollen wir sehen, was sich mit euch tun läßt. Wenn ihr willig seid, so sollt ihr meinethalben hier bleiben!" Sie wurden dem Gärtner übergeben und mußten nun die Wege säubern, die Bäume schneiden und den Garten wässern. Den Kindern schlug es hier gut an und sie wünschten nur, recht lange auf der Burg bleiben zu können.

Digitized by Google

Bald ging der Lärm durchs Land, bei dem Burgvogt seien zwei Knaben mit Sternen auf der Bruſt, und die leuchteten wie die Sternlein am Himmel. Die Mär drang auch zu den Ohren des Königs, dem ſie großen Eindruck machte. Seine Frau war längſt nicht mehr bei ihm. Als er damals nach der Geburt der beiden Kinder wieder heimkehrte, ſagte ihm die Königin Mutter, ſeine Gemahlin habe zwei tote Kinder geboren. Das gab ihm einen ſolchen Stich ins Herz, daß er gleich wieder weg zog in den Krieg.

Während ſeiner Abweſenheit jagte die böſe Königin die unglückliche Mutter fort. Dieſe irrte jahrelang in der Welt herum, bis ſie als Magd auf der Burg Anſtellung erhielt, wo nun auch ihre beiden Kinder weilten. Sie geriet faſt außer ſich vor Freude, als ſie ihre Söhne wieder erkannte. Sie verſchwieg ihnen aber das Geheimnis, aus Furcht, es könnte ſonſt zu den Ohren der alten Königin dringen und die Knaben würden ihr wieder weggenommen werden.

Die alte Königin aber hatte ihrem Sohne nach ſeiner Rückkehr aus dem Kriege vorgegeben, ſeine Frau ſei ihm unterdeſſen untreu geworden, und da habe ſie die Gauklerin fortgejagt.

Als der König nun Kunde erhielt von den Sternkindern, beſann er ſich wieder auf den Traum ſeiner verſchwundenen Frau. Dieſer merkwürdige Traum hatte ihm damals geſagt, daß die Spinnerin nicht eine gewöhnliche Taglöhnerin ſein könne, und jetzt fragte er ſich, ob ſie wohl noch irgendwo am Leben ſei. Tag und Nacht quälte ihn dieſer Gedanke, und um ſeinem Zweifel ein Ende zu bereiten, rüſtete er ſich zur Abreiſe und ſagte zu ſeiner Mutter: „Ich muß bei beiden Sternkinder ſehen, von denen das ganze Land ſpricht. Ich reite zum Burgvogt und

Digitized by Google

weiß noch nicht, wann ich zurückkomme. Vielleicht bringe ich die Knaben grad mit!"

Da dachte die böse Alte: „Nur das nicht; wenn er die Kinder sieht, so kommt die ganze Geschichte an den Tag!" Sie schüttete dem König zum Frühstück in die Tasse ein betäubendes Pulver, so daß er darüber einschlief und seinen Plan nicht ausführen konnte. Als er zum zweiten Mal die Absicht kund gab, den Burgvogt aufzusuchen, mischte sie wieder ein Pulver in seinen Trank, worauf er längere Zeit das Bett hüten mußte. Aber jetzt hatte er die Mutter durchschaut. Er erwähnte das nächste Mal nichts mehr von den Sternkindern und dem Burgvogt, verschwieg den Grund seiner Abreise, und ritt davon.

Als er auf der Burg erschien, wurde er von der Magd empfangen. Sie erkannte ihn sofort als ihren früheren Gemahl, verbarg aber ihre innere Aufregung und geleitete den Ahnungslosen die Treppen hinauf in den Saal. Der Vogt war hoch erfreut über den vornehmen Besuch und stellte dem König die beiden Knaben vor. Als diese sich vor ihm entblößten, da glänzte auf der Brust des einen der goldene, auf der des andern der silberne Stern so hell wie der Abendstern in dunkler Nacht.

Dem König gefielen die beiden Brüder, und er griff sich immer wieder an die Stirne und konnte nicht klug daraus werden. Da verlangte die Magd, auch vorgeführt zu werden. Als sie vor dem König stand, fragte sie ihn, ob sie ihm ihre Geschichte erzählen dürfe. Der König war gerne bereit, sie anzuhören, und nun vernahm er den schändlichen Betrug, den seine Mutter an ihm und seiner Familie verübt hatte. Er erkannte seine Gemahlin wieder und schloß sie mit den Knaben in tiefer Rührung in seine Arme.

Digitized by Google

Die Bruſt erfüllt von glücklichen Gedanken, zog er mit der Frau und ſeinen Söhnen auf ſein Schloß zurück, ließ ſeine Mutter ins Gefängnis werfen und den Scheiterhaufen herrichten. Als ſie auf den Richtplatz geführt wurde, um als Hexe den Scheiterhaufen zu beſteigen, mußte ſie noch ſehen, wie der König, umringt von der Jägerfamilie Wendelins und dem Burgvogt, ſeine Gemahlin, die wieder die Krone trug, am Arm hielt und wie ſich die beiden Knaben an ihre Eltern ſchmiegten. Dann wurde der Brand in den Stoß geworfen und die Hexe gerichtet.

Digitized by Google

Das Weinfaß auf der schönen Kummen.

Über dem Bergdorfe Unterbäch und einem stillen schwarzen Tannenwalde türmen sich hohe zackige Felsen auf mit großen Mulden und tiefen Einschnitten, wo nur in ganz heißen Sommern der letzte Schneerest wegschmilzt. Eine lehnstuhlähnliche Mulde, in der kein Gräschen gedeiht, heißt der schöne Kummen, und dort hat in alter Zeit das Dörfchen Helminen gestanden. Grüne Rebberge säumten es ein und Apfel- und Birnbäume beschatteten die Hütten und Speicher. Unlängst hat man dort Fensterrahmen gefunden, einen Mühlstein und Spuren einer gepflasterten Straße entdeckt. Der ewige Jude Ahasver soll auf seiner Wanderung durch das Wallis den Ausspruch getan haben, zu Meiden im Städtchen, der schönsten Alp im Turtmanntal, und zu Helminen im Dörfchen habe er den besten Wein getrunken. Als infolge des Klimawechsels sich große Gletscher bildeten mit lang herabhängenden Zungen, und die Fruchtbarkeit sich von Jahr zu Jahr verringerte, wurden die Weingärten und Hütten von Helminen verlassen, die Älpler bauten weiter unten das Dorf Unterbäch und waren froh, in den Weiden von Helminen noch das Vieh alpen zu können; dann verkümmerten auch die guten Milchkräuter, weil ein fahrender Schüler den Fluch darüber aussprach, wie die Sennen erzählen.

Digitized by Google

Die Alp war zuerst von solcher Fruchtbarkeit, daß man die Kühe dreimal des Tags melken konnte. Die Gemeinde Unterbäch aber hatte fremde Sennen angestellt, die lieber tanzten und allerlei Kurzweil trieben, als das Vieh besorgten, und es verdroß sie sehr, daß sie zu mitten des Tages ihren Tanz unterbrechen mußten, um die Kühe zu melken. So wanderte einst ein fahrender Schüler über die Alp. Die Sennen bewirteten ihn mit Milch und Rahm und klagten ihm, daß die große Fruchtbarkeit der Alp ihnen nicht gestatte, sich nach Herzenslust zu ergötzen. Als er sie fragte, welche Kräuter die besten seien, nannten sie ihm Buttermilch, Dürriggragg und Platrian. Da sagte er: „Schenkt mir den besten Käse, dann werde ich den Fluch über die drei Pflanzen aussprechen!“ Als man ihm den Käse brachte, einen Laib so groß und dick wie ein Mühlstein, stellte er sich auf einen Felsblock, streckte die Arme aus und rief durch den Milchtrichter:

„Verflucht sei Buttermilch, Düriggragg und Platrian,
Weil man zu Helminen nicht kann zum Tanze gahn!“

Von dem Moment an verschmähte das Vieh die drei Kräuter und gab des Tags nur noch zweimal Milch. Nach und nach verwilderte die Alp vollständig, so daß man sie nicht mehr bestoßen konnte und während den drei Sommermonaten nur noch die Ziegen hinaufführen ließ. Auf dieser Alp geschah nun einmal ein Wunder, das unten im Bergdorf das größte Aufsehen erregte.

Der Ziegenhirt war ein junges Bürschlein mit einem verschimmelten Ledertäschchen an der Seite, das ihm der Gewalthaber, nachdem er ihn an der Gemeindesitzung zum Dorfhirten ernannt, gleichsam als Bestätigung seiner Wahl umgehängt hatte. In diesem Täschchen trug er jeden Morgen sein Mittagsmahl mit, und das bestand Tag für

Digitized by Google

Tag, an Sonn- und Werktagen, aus steinhartem Roggenbrot und einer fast eben so harten Kässchnitte. Drei Stunden lang mußte er mit den Ziegen auf einem schlechten Fußweg durch Mattland und Tannenwald aufwärts steigen, bevor er die Felsen der schönen Kummen erreichte, dann ließ er den Tieren freien Lauf, guckte nach den Flühblumen aus, oder baute aus Waldrinde und kleinen Steinen einen Stadel.

An den bunten Mineralien hatte er seine besondere Freude. In den Felsbändern fanden sich Steine in allen Farben, nur konnte er sie mit den Händen nicht losbrechen. Da verfertigte er einen Hammer, mit dem er nach Herzenslust an dem Gestein herumklopfte und sich nach und nach eine schöne Sammlung anlegte, die er in einer Höhle wohl verbarg.

Wenn die Mittagssonne recht heiß niederbrannte, so legte er sich unter einen Felsen an den Schatten und schlummerte, so lange die Ziegen rasteten. Schon längst war ihm ein freiliegender Stein seiner rundlichen Form wegen aufgefallen; wäre es nicht ein grauer, von Moos und Flechten überwachsener Felsblock gewesen, er hätte gewettet, es sei ein großes Weinfaß. Dort hinauf kletterte er fast alle Tage, um sich platt hinzulegen und in der Morgensonne zu baden. Da träumte er von verborgenen Schätzen und großen Weinbergen in der schönen Kummen, von denen er an den Winterabendsitzen so oft hatte erzählen hören.

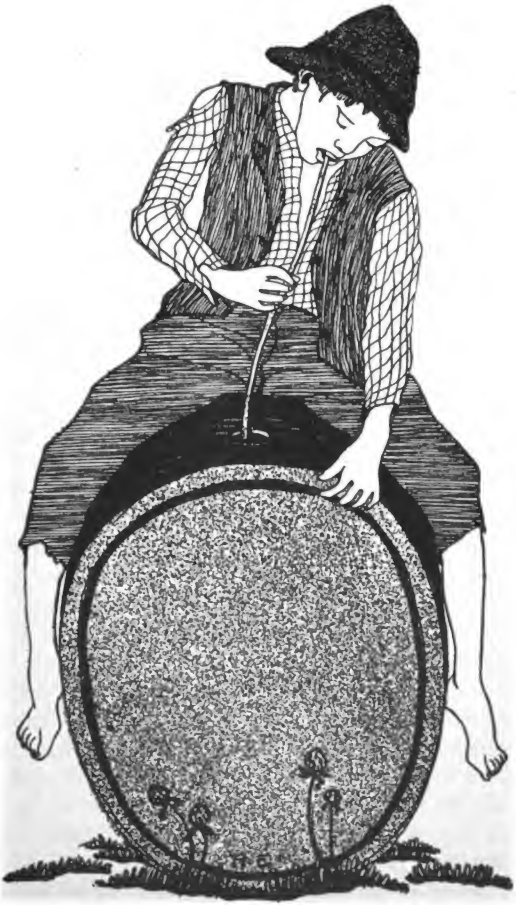
Einst, als er rittlings auf dem Steine saß, zu den funkelnden Gletschern hinüberschaute, ein Liedlein trällerte und dazu mit dem Hammer gedankenlos vor sich herklopfte, da schlug er plötzlich ein Loch in den Stein und ein herber Duft von rotem Wein stieg ihm in die Nase. „Sollte das

Digitized by Google

doch ein Weinfaß sein?", sagte er und staunte eine Weile, dann legte er sich flugs auf den Bauch und guckte lange in das Loch hinunter, sah aber nur in eine schwarze Finsternis. Er streckte die Zunge durchs Loch, so weit sie hinabreichte, und als er damit nichts erlangte, tauchte er den Stiel des Hammers hinein, und wie er ihn herauszog, fielen Tröpflein roten Weines zu Boden. Der Stein unter ihm war wirklich ein großes Weinfaß, das noch aus der Zeit stammen mußte, als hier oben Reben gepflanzt wurden. Eine Ewigkeit hatte das Faß warten müssen, bis der rechte Hirte kam und es anzapfte, und darüber konnte kein Zweifel sein, daß das Faß ihm gehörte, ihm ganz allein. Sein schöner Traum war in Erfüllung gegangen.

Er sprang in größter Aufregung den Hang hinunter, wo Aletschbäume mit roten Schluckbeeren und anderes Buschwerk den Boden bedeckten, schnitt sich aus dem Gesträuch ein Röhrchen, schritt dann wieder aufwärts und kletterte behend aufs Faß hinauf. Dann tauchte er das Stäbchen durch das Loch hinunter und sog daran. Ha, wie ihm das warm und wohlig durch alle Glieder rieselte; das war etwas anderes als der Mehlrost, den ihm die Mutter jeden Abend kochte; das war ein köstlicher Wein, wie ihn sicher der Gewalthaber und der Pfarrer auch noch nie getrunken hatten; aber die sollten kein Tröpflein davon bekommen, und die andern Gemeinder auch nicht, sonst geben sie ihm den Lohn nicht im Herbst, wenn er auf einmal so reich geworden war. Er überlegte sich, was er mit dem Wein anstellen wolle. Verkaufen konnte er ihn auch nicht gut, sonst wäre es an den Tag gekommen. Das beste war, er trank ihn selber, jeden Tag eine tüchtige Portion, dann schmeckten auch der Käse und das Brot

Digitized by Google



Digitized by Google

ganz anders dazu. Er sog noch eine gute Weile an dem Röhrchen, bis ihm schien, der Himmel fange an sich zu drehen und die Berge begännen zu wackeln und sich zu wiegen. Auf einmal schwanden ihm die Sinne und er fiel wie betäubt vom Faß herunter.

Als er erwachte, war es stockfinstere Nacht. Er sah Glühwürmchen über seinem Bett und griff darnach, aber die Würmchen wichen zurück; er erhob sich, stand auf und griff wieder zu, und jetzt, wo war er — das waren ja die Sterne, die am Himmel glitzerten, und er war noch oben in der schönen Kummen, ganz allein, denn die Ziegen waren fort. Sie hatten sich ohne den Hirten nach Hause begeben, als es Zeit gewesen, und nun mußte er bleiben, wo er war, bis der Morgen dämmerte.

Als die Sonne endlich ins Tal schaute, war er froh, sich in ihren Strahlen sonnen zu können, denn er zitterte vor Kälte am ganzen Leibe. Er dachte, die Herde werde schon wieder heraufgeführt werden, und da sei es am klügsten, hier oben zu warten. Weiter dachte er nicht viel, denn der Kopf lastete schwer auf seinen Schultern. Als nach einigen Stunden ein Schulkamerad die Herde heraufbrachte, log er ihm vor, er hätte sich den Fuß verstaucht und vorgezogen, hier oben zu bleiben und in der Höhle die Nacht zuzubringen. Der Kamerad sagte nicht viel dazu, hütete für ihn die Ziegen und riet ihm, sich nur gehörig zu schonen, damit er am Abend mit ihm heimtreiben könne. Das Büblein befolgte den Rat, schlief bald an der Sonne, bald am Schatten, immer dort, wo es sich am wohlsten fühlte, dann trieb er mit dem Kameraden die Ziegen nach Hause und zog zum Schein immer ein bischen das eine Bein nach.

Bevor er am nächsten Morgen die Ziegen im Park

Digitized by Google

holte, zog er aus Großvaters Tabakspfeife das lange Rohr und versteckte es unter dem Rock. Kaum war er oben in der schönen Kummen, so hüpfte er auf das Faß hinauf, steckte das Pfeifenrohr durch das Loch hinunter und sog daran. Ein paar Mal spie er wieder aus, aber bald hatte der Wein den ihm eigenen guten Geschmack. Durch das Loch konnte er nun trinken wie am Bergquell; in allen Stellungen konnte er sich festsaugen, er konnte auf dem Rücken liegen, auf dem Bauche oder auf der Seite und mit dem Ellbogen den Kopf stützen. In dieser Stellung trank er gewöhnlich zuletzt, und er hätte am liebsten gesogen, bis es Nacht geworden wäre vor seinen Augen. Aber er dachte an seine Hirtenpflichten, unterdrückte sein Gelüsten und hörte auf, bevor ihm die Beine den Dienst versagten.

Von nun an kam der Ziegenhirt jeden Tag betrunken nach Hause. Die Dörfler wußten nicht, was für ein Teufel in den Buben gefahren war. Kein Mensch wollte ihm Wein oder Schnaps aufgestellt haben, und doch war das Büblein berauscht; in seiner Trunkenheit schwatzte er dann von einem Weinfaß, das ihm der liebe Gott oben in Helminen geschenkt habe, aber der Wein gehöre ihm und sonst habe niemand ein Recht daran. Kein Mensch glaubte es ihm, und doch mußte es so sein, denn der Bursche war jeden Abend pumpenvoll und schwatzte die tollsten Sachen.

Eines Morgens, als er die Herde aus dem Dorfe führte, gesellte sich der Präses zu ihm und sagte: „So, Bub, jetzt komme ich mit hinauf, und du zeigst mir das Weinfaß, von dem du immer faselst; etwas Wahres muß daran schon sein, sonst wärest du nicht alle Tage besoffen!“ Das Hirtlein wollte es ihm ausreden und nichts von einem Weinfaß wissen, aber schließlich gestand es, daß es so sei, und so stiegen sie zusammen bergan. Der Geißbub führte

Digitized by Google

ihn zu der Stelle, wo er sich so manchen Rausch geholt hatte, aber das Weinfaß war verschwunden, und so sehr sie darnach suchten, so konnten sie es doch nirgends mehr finden. Auch später, als der Bub wieder allein war mit seinem Ziegenvolk, konnte er keine Spur mehr von dem steinernen Weinfaß entdecken, und es war wohl gut so, sonst wäre er ein großer Lump und schließlich ein armer Tropf geworden.

Digitized by Google

Das Bettelmädchen.

Ein Graf, der schon über die siebzig hinaus war, lebte mit seinem einzigen Sohne ganz allein auf seinem Schloß hoch auf den Felsen, die schroff ins Tal abfallen. Er wünschte, daß sich sein Sohn bald eine Frau holen möchte, damit sein Geschlecht nicht erlösche und das Burgrecht in der Familie bleibe. Bei einem Mahl, das der Vater seinen Freunden spendete, sprach er den Wunsch aus, daß sein Sohn sich bald verheiraten möchte. Der Sohn erwiderte, er sei bereit, sich zu vermählen, nur solle man ihm die Wahl überlassen und nichts einwenden, ob er nun ein reiches oder ein armes Mädchen heimführe. Die Hauptsache sei, daß ihm seine Braut gefalle. Der Vater lobte den guten Vorsatz und sagte, er überlasse ihm die Wahl gerne, da er doch alt genug sei, um selbst herauszufinden, welche Frau ihm am besten passe.

Bald darauf unternahm der Sohn eine Reise. Nachdem er an wilden Schluchten, braunen Dörfern, Landhäusern und Kirchen vorübergefahren war, erreichte er ein von einem Kastanienwäldchen verstecktes Dörfchen, in dem er eine junge Wäscherin am Brunnen sah, die ihm überaus gut gefiel. Über die Haare hatte sie ein flammrotes Tuch geschlungen, das ihr auf den Hals niederfiel, auf der Stirne aber ein paar krause, dunkle Haare frei ließ, die das Gesicht um so heller und freundlicher erscheinen ließen. Mit ihren

Digitized by Google

ſtahlblauen Augen ſchaute ſie ihn an und grüßte nickend. Ihre Geſtalt war ſchlank, biegſam und viel feiner als gewöhnlich bei den Bauernmädchen. Der junge Graf war

von ihrer Schönheit ganz geblendet. Als er wieder zu Hauſe anlangte, beſtellte er die Schneiderin und ließ einer der Mägde, die etwa von derſelben Größe war wie die Wäſcherin, ein ſchönes Kleid anmeſſen. Als es fertig war, wurde der

Digitized by Google

Wagen angespannt, und dann ging es in rascher lustiger Fahrt mit dem neuen Kleide davon durch weite grüne Wiesenflächen, an schön bewaldeten Bergketten und wilden zerrissenen Schluchten vorüber, bis er das einsam gelegene, schmucke Dörfchen seiner Geliebten erreichte. Vor dem bescheidenen, mit Topfpflanzen geschmückten Häuschen hielt er an, stieg die hölzerne Treppe hinauf und bat die Mutter um die Hand ihrer Tochter. Er sagte, er habe sie am Brunnen gesehen und sein Herz trage Verlangen nach ihr. Die Mutter war ganz betroffen ob dem vornehmen Besuch und noch mehr ob dem seltsamen Begehren. „Ihr treibt gewiß nur Scherz mit einer armen Frau, oder es hat euch nur geträumt, ihr liebtet meine Tochter; ich lebe wie die armen Leute und besitze weiter nichts als das Hüttchen, in dem wir wohnen!“ Der junge Graf aber sagte, er habe Geld genug, daß er das Mädchen heiraten könne, das ihm gefalle, worauf die Mutter die Hände faltete und sprach: „Wenn es euer ernster Wille ist, und ihr mein Kind glücklich machen könnt, so nehmt sie denn in Gottes Namen!“ Sie rief die Tochter herein, die hinter dem Hause Wäsche aufhängte, und als das schöne schwarzgelockte Mädchen hereintrat, wiederholte er sein Begehren. Das Mädchen errötete und äußerte dieselben Bedenken wie die Mutter, aber der verliebte Graf zerstreute sie und suchte sie von seiner Liebe zu überzeugen. Als das Mädchen in herzlicher Zuneigung die schönen Augen zu ihm aufschlug, zog er es freudig an sein Herz und sagte: „So, jetzt wirst du meine liebe Frau und sollst dich schön kleiden und das Waschen den Mägden überlassen, aber das mußt du mir versprechen, mit Herz und Hand, mir immer gehorsam zu sein!“ Das Mädchen lächelte und sagte: „Das verspreche ich dir gerne, du Lieber du,“ worauf er das schöne Kleid

Digitized by Google

auspackte und es ihr auf den Arm legte. Sie sprang damit in ihr Stübchen, zog es an und tanzte vor Freude und Ausgelassenheit, weil es ihr so gut paßte. Sie besah immer wieder die Spitzen und samtenen Bänder, kehrte und drehte sich, er aber zog sie fort in den Wagen und legte den Weg in so rascher Fahrt zurück, daß die Achsen rauchten, als der Wagen anhielt. Dann hielt er Hochzeit.

Die junge Frau hatte sich auf dem Schloß bald in die neue vornehme Welt hineingefunden und verstand es, sich überall beliebt zu machen. Sie vergaß ihre niedere Herkunft nie und streute die Gaben mit vollen Händen aus. Nach zwei Jahren glücklicher Ehe gebar sie ein Mädchen, ein Kind mit roten Wangen und lieben stahlblauen Augen, und sie hätschelte es und wollte es keiner Amme vertrauen.

Als es zwei Jahre alt war, sagte der Graf zu ihr: „Du hast mir versprochen, stets gehorsam zu sein, nun wird es sich zeigen, wie du dein Wort zu halten gedenkst. Das Volk murrt, daß das Erstgeborne nicht ein Knabe ist, daher wäre es besser, wenn wir das Kind entfernten!“ Die Mutter erblaßte, dann färbten sich ihre Wangen purpurrot vor Angst und sie erwiderte: „Was ich versprochen habe, bin ich bereit zu halten, tue was du für gut findest!“ Sie gab der Kleinen ihren Segen und ließ sie forttragen. Sie wußte nicht, wohin sie geführt wurde und wagte nie, darnach zu fragen.

Nach weitern zwei Jahren gebar sie einen Sohn, dem sie all ihre mütterliche Liebe schenkte. Doch kaum waren zwei Jahre verflossen, so trat der Graf wieder vor sie hin und sagte: „Jetzt hätten wir ein Söhnchen, aber das Volk ist gleichwohl unzufrieden und murrt, daß die Mutter des Kleinen ein ehemaliges Bettelmädchen sei; daher ist es besser, wir geben den Knaben fort!“ Die Mutter wurde

Digitized by Google

totenblaß, seufzte schwer auf und sagte: „Ich habe dir versprochen, in allen Teilen zu gehorchen, darum tue, was du verantworten kannst!“ Sie küßte das Söhnchen, segnete es und ließ es forttragen. Mit feuchten Augen schaute sie durch das Fenster und sah den Davonziehenden nach, dann sank sie gebrochen auf einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit ihren Händen. Seitdem war das Glück aus ihrem Herzen verschwunden, aber sie verbarg ihre Gefühle vor dem Gemahl und weinte nur, wenn sie in stiller Stunde an ihrem Fenster saß und in die grünen Kronen der Schattenbäume hineinstarrte. Doch sollten ihrer noch schwerere Stunden harren.

Nach einigen Jahren versetzte sie der Graf abermals in großen Schrecken. „Das Volk murrt gegen mich,“ sagte er, „daß ich dich geheiratet habe. Wenn ich Frieden haben will, so müssen wir uns trennen; geh du wieder zu deiner Mutter zurück und ich werde sehen, daß für euch gesorgt wird.“ Der Frau traten die Tränen in die Augen, aber sie blickte ihrem Manne ins Gesicht und sagte: „Wenn du es verlangst, so werde ich gehorchen!“ Sie holte ihre Bauernkleider aus dem Schrank, zog das schöne Gewand aus und schlüpfte in den alten, abgenutzten und farblosen Kittel, den sie seinerzeit am Brunnen getragen, dann ließ sie sich in der Kutsche nach Hause führen. Dort warf sie sich an die Brust ihrer Mutter, die noch lebte, und weinte sich aus.

Zwei Jahre später wurde sie wieder in das Schloß gerufen. Der Graf wollte sich zum zweitenmal vermählen, und da sollte sie die Gemächer herrichten helfen. Das war eine harte Zumutung für sie, aber sie gehorchte und besorgte stillschweigend ihre Arbeit. Dem Grafen gingen jedesmal die Augen über, wenn er in das früher so blühende,

Digitized by Google

jetzt aber schmal und scharf gewordene Gesicht schaute, mit seinen großen bittenden Augen. Und nun putzte und schaffte sie in den ihr so vertrauten Räumen wie die niederste der Dienstboten.

Am Morgen des Hochzeitstages bat er sie, ihm aufwarten zu wollen. Sie ließ auch diese Demütigung über sich ergehen und sah zu, wie der Graf seine Braut, eine blutjunge, schöne Jungfrau, zu Tische führte. Neben der Braut saß ihr Bruder, der einige Jahre jünger sein mochte. Der Graf fragte die Aufwärterin, die bleich und kummervoll aussah, wie ihr die Braut gefalle. Da sah sie ihn so elend an, als ob sie sagen wollte: Ist es noch nicht genug, was du mir getan hast, muß ich auch das noch ertragen? — „Sie gefällt mir gut," sagte sie leise und niedergeschlagen, „nur wünsche ich, daß sie euch gefallen möge bis an euer Ende und daß sie nie so hart abgewiesen werde wie ich!"

Da zog der Graf die arme Frau, die umzusinken drohte, an sein Herz und rief aus: „Du bist ja mein liebes Weib! Ich wollte nie eine andere heiraten! Das ist nicht meine Braut, die du da siehst, so jung und hold, das ist unsere Tochter, die ich von dir genommen und standesgemäß habe erziehen lassen, und der schlanke kräftige Jüngling zu meiner Linken ist unser Sohn. Ja staune nur und freue dich mit mir und lebe wieder auf! Du bist wieder meine Gemahlin und sollst in meinem Schlosse bleiben, denn ich weiß, das Volk verehrt dich jetzt höher noch, als wenn du aus dem ältesten Fürstengeschlechte stammtest, ja gewiß, und nun halten wir treu und fest zusammen auf immer und ewig!"

Digitized by Google

Johann der Bär.

Ein großer wilder Bär brach eines Tages ins Dorf ein und schleppte eine junge Frau, samt ihrem Kindlein an der Brust, in seine Höhle. Er hatte aber nicht die Absicht, sie zu fressen, sondern er war gut mit ihnen und streichelte die Mutter und das Kind mit seinen mächtigen Tatzen und liebkoste sie. Doch die arme Frau fürchtete sich vor dem wilden Tier und suchte zu entfliehen, aber eine leichte Sache war das nicht. Wenn der Bär auf Raub ausging, verschloß er die Öffnung seiner Höhle mit einem schweren Block, den die Frau trotz aller Anstrengung nicht auf die Seite zu rollen vermochte.

Als der Kleine ein Jahr alt war und sah, wie seine Mutter sich jeden Tag bemühte, den großen Stein vor dem Ausgang zu entfernen, wollte er es auch versuchen, denn die Kraft des Bären schien auf ihn übergegangen zu sein, aber die Mutter sagte: „Gedulde dich noch zwei Jahre, mein lieber Johann, dann wirst du stark genug sein und mir helfen können!“

Als das Söhnchen drei Jahre alt war und sich kräftig genug fühlte, den Stein fortzuwälzen, sandte die Mutter den Bären mit einem Körbchen in den Wald, um Wasser zu holen. Er blieb sehr lange aus, da er sich die größte Mühe gab, den Weidenkorb vollzuschöpfen, was ihm aber nicht gelingen wollte. Unterdessen hatte Johann der Bär,

Digitized by Google

wie er später von den Leuten genannt wurde, den Block allein zur Seite gestemmt und war mit seiner Mutter geflohen. Nach langem Suchen und Wandern fanden sie sich in ihre Heimat zurück und zu dem Vater, der sich freute, sie wieder zu sehen. Johann gefiel es aber nicht daheim. Er war zu sehr an das rauhe Höhlen- und Waldleben gewöhnt, und als er zum Jüngling herangewachsen war, nahm er Abschied von seiner Mutter, indem er ihr erklärte, er ziehe wieder in den Wald, um den großen Bären aufzusuchen und zu töten.

Tief im Hochwald drinnen traf er mit einem Menschen zusammen, der die größten Waldbäume an den Ästen erfaßte und entwurzelte. Als dieser den Burschen sah, zeigte er stolz auf sein Werk und forderte ihn auf, es auch einmal zu probieren. Johann erwiderte nichts, sondern erfaßte mit der Linken eine Tanne, mit der Rechten die daneben stehende und riß beide zugleich aus, zum großen Erstaunen des Kameraden. Da forderte ihn Johann auf, sich ihm anzuschließen, da er im Begriff sei, den größten Waldbären aufzusuchen und zu töten; ihrer zwei würden schon nicht zu viel sein. Das war dem andern recht, mit einem so starken Burschen auf Abenteuer auszugehen, daher zog er mit.

Als sie den Wald verlassen hatten, gelangten sie auf ihrer Wanderschaft in die Nähe einer großen Stadt. Auf einem Hügel zeigte sich ihnen ein Geselle, der ein Dutzend großer Mühlsteine neben sich aufgetischt hatte und sich ein Vergnügen daraus machte, sie wie Kieselsteine über die Dächer der Stadt hinweg zu schleudern. Als dieser die beiden Zuschauer bemerkte, fragte er sie, ob sie auch Lust hätten, es ihm nachzumachen. Ohne ein Wort zu verlieren, ergriff Johann der Bär mit jeder Hand einen Stein und

Digitized by Google

schleuderte sie so weit über die Dächer der Stadt hinaus, daß man sie gar nicht niederfallen sah. Dann lud er den erstaunten Steinwerfer ein, mit ihnen zu reisen. „Drei Burschе wie wir braucht es schon, um den großen Bären zu töten!“

Der neue Kamerad nahm die Einladung an, und so wanderten die drei davon. Bald gerieten sie wieder in den großen tiefen Wald. In einer Lichtung stand ein schönes Haus mit Lauben, hohem Giebel und beschwertem Schindeldach, mit wohlbestellten Kartoffel- und Maisfeldern auf der einen und einem zierlichen Blumengärtchen auf der andern Seite. Sie traten ins Haus, bemerkten aber nirgends eine Seele, und doch war der lange Tisch in der Stube gedeckt für drei. „Man könnte glauben, sie hätten uns erwartet,“ sagten sie, setzten sich lachend zu Tische und ließen sich die Speisen wohl schmecken. Da nirgends ein Mensch sich zeigte, blieben die drei Kameraden vorläufig im Waldhaus, wo es ihnen ausnehmend gut gefiel. Johann sagte immer: „Wenn wir den großen Bären töten wollen, so können wir ihn hier im Walde am ersten treffen, darum wollen wir uns hier vorläufig niederlassen!“

Einmal blieb der Baumfäller zu Hause, um das Mittagessen zu bereiten, die andern zwei gingen auf die Jagd nach Wildbret. Als sie zur Mittagszeit wieder zu Hause anlangten, waren sie erstaunt, den Tisch ungedeckt zu finden. Der Baumausreißer empfing sie blaß und verstört und gab auf ihr Befragen immer nur die Antwort: „Der, welcher morgen hier zurückbleibt, wird dann schon sehen, was hier vorgeht!“ Am zweiten Tage mußte der Mühlsteinwerfer die Küche besorgen, und die beiden andern jagten die Hasen im Walde. Als sie mit großer Beute und knurrendem Magen nach Hause kamen, stand der

Digitized by Google

Tisch abermals leer da. Der Geselle hockte in einem Winkel und starrte ins Leere. Johann konnte auch aus ihm nichts weiter herausbringen, als die Worte: „Wenn du morgen hier bleibst, wirst du schon sehen, warum die Suppe nicht auf dem Tische steht!“

Am dritten Tage blieb Johann der Bär zu Hause, und die andern schlugen sich in die Büsche. Sobald er allein war, stellte er die Pfanne übers Feuer, röstete Zwiebeln und Mehl und goß dann das Wasser darüber. Als die Suppe kochte, rührte er sie mit der Kelle und vertiefte sich ganz in seine Arbeit. Da schreckte ihn ein heftiges Geräusch auf; eine der großen Steinplatten in der Küche wurde in die Höhe gehoben und ein wildes Gesicht mit feuerrotem Bart tauchte auf. Dann stemmten sich zwei Riesenarme auf den Boden, zogen den Körper und die Beine nach und es wollte kein Ende nehmen. Auf einmal stand der Riese am Herd und sagte, er werde sich wohl am Feuer ein wenig wärmen dürfen. Johann hatte seine Fassung bald wieder erlangt und rührte die Suppe, aber da steckte der Unhold seine Pratzen in die Asche und warf eine Hand voll mit grinsendem Lachen in die Pfanne. „Du hast ja das Salz vergessen, du Lauser,“ sagte er und lachte, daß das Haus erzitterte.

Johann stellte die Kelle weg und erwiderte in vollem Zorn: „Versuch' es noch einmal, du Gauch, dann sollst du sehen!“

Der Riese riß sein Maul weit auf, fletschte mit seinen großen gelblichen Kuhzähnen und warf wieder ein Häuflein Asche in die brodelnde Brühe. Da spreizte Johann seine Beine, verstemmte sich mit den Fußsohlen, duckte sich wie eine Tigerkatze, sprang dem Riesen an den Hals und warf ihn zu Boden. Der große rote Bart blieb in seinen Händen,

Digitized by Google

während das Ungeheuer durch die Öffnung des Schachtes verschwand, durch die es gekommen war. Johann schmiß den Flachsbart in den Schnitztrog, schüttete die verdorbene Suppe weg, holte aus dem Gärtchen eine Zwiebel und Grünzeug und goß frisches Wasser in die Pfanne.

Als die Kameraden aus dem Walde zurückkehrten, fanden sie den Tisch gedeckt und das Mahl fertig.

„Das begreifen wir gar nicht," sagten sie, „wie hast du nur die Suppe fertig gebracht; ist der Rote denn nicht gekommen?" Johann öffnete den Trog, zeigte ihnen den feuerroten grausigen Bart, mit dem er wie mit einem Reisbesen den Boden kehrte und fragte, ob sie den schon gesehen hätten.

„Jawohl kennen wir den," riefen beide zusammen aus, „das ist der Bart des Riesen, der uns die Suppe versalzen hat. Aber wie bist du dazu gekommen, das möchten wir wissen?"

Sie legten den Löffel weg und Johann erzählte nun, was sich in der Küche zugetragen hatte. Dann schlug er auf den Tisch und fügte hinzu: „Damit dürfen wir uns nicht zufrieden geben, wir müssen dem Riesen auf den Leib rücken! Den Bart haben wir ja schon!"

„Ja, das wollen wir," stimmten die Kameraden freudig bei, „dem wollen wir das Handwerk legen!" Sie leerten eine Kanne auf gutes Gelingen und hoben gemeinsam den Block in der Küche, unter dem ein finsterer Schacht sich auftat. Dann holten sie ein langes Seil, und Johann versuchte zuerst den Baumentwurzler und dann den Mühlsteinwerfer hinunter zu lassen, aber das Seil erwies sich als zu kurz. Kühner gestimmt als die beiden Gefährten, ließ er sich nun selbst hinunter seilen, und als er sich am Ende der Leine fühlte, rief er hinauf, das Seil fahren zu

Digitized by Google

lassen. Sie ließen oben los, und nun fiel er so tief hinunter, daß er beim Aufschlagen ein Bein brach.

Als er seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatte, schleppte er sich vorwärts, wobei er bald inne wurde, daß er sich in bewohnten Räumen befand. Er öffnete eine Tür und erblickte auf der Ofenbank schlafend ein altes Weib, das er anfuhr: „Wenn du mir nicht sofort eine Heilsalbe zur Stelle schaffst, die mein gebrochenes Bein wieder herstellt, so schlage ich dich nieder, du Runzelhexe!“

Die Alte fuhr zusammen, wußte in ihrer Verlegenheit zuerst nicht, was anstellen, holte in einem Töpfchen eine ziegelrote Salbe und rieb ihm damit das Bein ein, das sofort wieder heilte wie durch Zauberwort. Dann verlangte er zu wissen, wo der Riese sich aufhalte, dem er den Bart ausgerissen habe. Die Alte tat, als ob sie nichts von einem Riesen wüßte. Aber als er ihr die Faust vor die Krummnase hielt, sagte sie mit schnarrender Stimme: „Da drinnen schläft er, aber hüte dich vor ihm, er ist stärker als du und wird dich zu Mehl zerreiben!“ Johann schob die Alte beiseite, stieß die Türe mit einem Fußtritt auf, ergriff einen scharf geschliffenen Säbel, der an der Wand hing, und ging auf seinen Feind los, der von dem Lager auffuhr und nicht wußte, wie ihm geschah. Bevor der Gewaltige seine Glieder recken und sich versehen konnte, lag er mit zerspaltenem Haupte zu Füßen seines Angreifers.

Dann ging Johann wieder auf die Alte los, die totenblaß unter der Türe stand, und verlangte, daß sie ihm alles herausgebe, was sie besitze.

„Äh, äh, ich habe nichts,“ jammerte sie, „der Riese hat mich nie etwas von seinen Reichtümern sehen lassen; äh, äh, drei junge Töchter habe ich nur, und die sind da drinnen!“ Johann sagte: „Die sind mir auch recht, das macht

Digitized by Google

für jeden von uns drei grad eine, nur möchte ich nicht die böseste für mich!" Die Alte öffnete eine Seitentür und winkte den drei Töchtern, die hastig herbei eilten.

Unterdessen waren die beiden Gefährten oben in der Küche nicht müßig geblieben. Sie hatten auf dem Estrich ein langes Seil gefunden, das sie nun durch den Schacht herunter ließen. Johann band eine der Töchter daran fest und gab das Zeichen zum Ziehen. Die beiden Kameraden waren hoch erfreut ob der schönen Beute, die da zum Vorschein kam, aber da sie beiden sehr gut gefiel und sie nicht wußten, daß unten noch zwei Schwestern harrten, zankten sie um das Mädchen. Da gab Johann abermals das Zeichen, die zweite hinauf zu ziehen, was sie sogleich besorgten. Diese war viel hübscher als die erste, und jeder der beiden Kameraden wollte sie für sich besitzen. „Ich habe dir ja die dort abgetreten," sagte der eine. „O du Lügenwolf du, dir gehört sie und die da ist mein," schrie der andere, und so stritten sie sich herum, bis unten abermals das Zeichen gegeben wurde zum Ziehen. Als die dritte Jungfrau oben war, fanden sie, das sei die schönste und vergaßen in ihrem Streite die beiden andern, um die sie soeben schon einen heißen Kampf gefochten hatten. Aber nun galt es, Johann den Bären ans Tageslicht zu befördern. Wenn der oben war, beanspruchte er natürlich die schönste für sich, das wußten sie, darum waren sie gleich einig, ohne darüber ein Wort zu verlieren, der müsse unten bleiben.

Johann, der die schlechte Gesinnung seiner Kameraden erriet, wollte sie auf die Probe stellen. Er schlang das Seil um einen dicken Baumstamm und zupfte an dem Strang. Die beiden Gesellen waren der Meinung, daß Johann der Bär am Seile hange und ließen es plötzlich

Digitized by Google

fahren, als sie ihn in halber Höhe glaubten. Der Baumstumpf stürzte, schlug auf und zersplitterte in tausend Stücke. Nun wußte Johann, was er von seinen Gefährten zu erwarten hatte. Er wandte sich neuerdings an die Alte und sagte: „Ich verlange, daß du mich aus diesem Schachte beförderst; sieh', wie du es zustande bringst!" Die Alte wagte nicht mehr zu widerreden und holte einen großen, schwarz gesprenkelten Vogel, der stark genug war, ihn ins Freie zu tragen. „Er hat nie etwas anderes als Fleisch und Milch zu essen bekommen, der wird dich hinauftragen, als ob du eine Fliege wärest!"

Als Johann zwischen den Flügeln festsaß, erhob sich das Tier und schwebte mit ihm hinauf in die Küche. Kaum war er draußen vor dem Hause, so stürzten seine Gefährten auf ihn los, um ihn in den Schacht zu werfen, aber als er sich zur Wehre setzte und ihnen mit den Fäusten um die Köpfe schlug, daß es im Walde dumpf widerhallte, packte sie die Furcht und sie suchten das Weite.

Johann erkor nun das schönste der drei Mädchen zu seiner Frau, und die beiden andern blieben bei ihm in der Waldhütte als seine Dienerinnen. Sie pflegten das Gütchen und bebauten die Felder, und als sein Vater gestorben war, holte er die Mutter zu sich und führte noch lange ein glückliches Leben. Von dem großen, wilden Höhlenbären, der ihn und seine Mutter geraubt hatte, war nie mehr eine Spur zu finden.

Digitized by Google

Der Emser Kasperli.

Der Emser Kasperli war auf dem Markte gewesen und hatte dort zwei Trinkelkühe verkauft. Mit dem gewonnenen Gelde konnte er wieder wochenlang im Wirtshaus sitzen und ganze Nächte durch spielen. Um seine Frau zu Hause, die doch ein braves Weib war, hat er sich in seinem Trinkerleben nie viel gekümmert. Sie besorgte die Haushaltung, füllte im Sommer die Scheune mit schweren Heuballen, bearbeitete im Frühjahr den Weinberg unten in der Talsohle und hirtete im Winter das Vieh. Kasperli kaufte aus seinem Verdienten den Zucker und den Kaffee in die Haushaltung, und wenn ihm einmal der Traubenschnaps ausging, so schimpfte er, die Frau arbeite zu wenig; aber geprügelt hat er sie im ganzen doch nur zwei Mal.

In seiner Freude über den guten Kuhhandel hatte sich Kasperli einen festen Muskatellerrausch angetrunken. Auf dem Heimwege sang und johlte er:

„Gut Eigel, gut Äpfel, gut Eigel, gut Bier,
Lustig sind's ander Lüt, lustig sind's wir!"

Oft war es aber mehr ein Schreien, und ab und zu stolperte er unsanft über die großen Steine des holperigen Weges. Auf einmal blieb er stehen und schrie: „Wenn jetzt nur der Teufel käme, der müßte mir noch mehr Geld geben! Lustig ist es auf der Welt, mit dem großen Sack voll Geld!"

Digitized by Google

Da raschelte es in den Aletschbäumen, mit denen die Halde bewachsen war. Er glaubte schon, der Teufel werde in zwei Sätzen sich vor ihn hinstellen, mit den Bocksfüßen scharren und ihn auf die Hörner laden. Aber es zeigte sich niemand. Es war nur ein Schlänglein gewesen, das, durch das Gepolter aufgeschreckt, davon huschte.

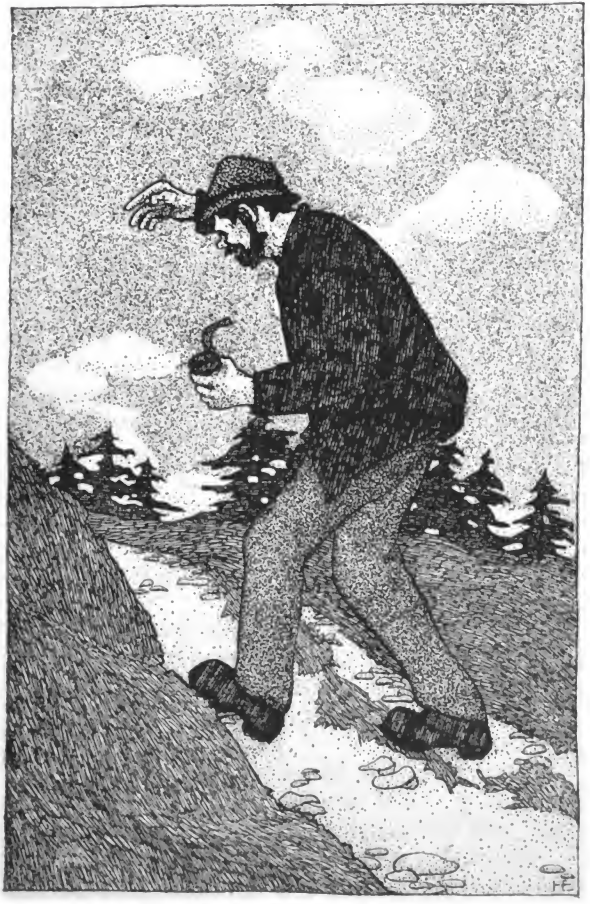
Er setzte den Weg fort und putschte bei der nächsten scharfen Biegung mit einem Herrn zusammen, der vornehm gekleidet war und einen großen Drillichsack auf der Achsel trug. „Da hast du das Geld, Kasperli!"

„Ja, zum Teufel, bist du etwa schon der Teufel?" sagte Kasperli und pustete.

„Du sagst es," erwiderte der Herr, „ich verlange für den Geldsack — hm — was will ich dafür? — eigentlich nichts, ich verlange nur, daß du mir das überlässest, was vor der Haustür ist, wenn du heimkommst!"

Der Kasperli war nun doch überrascht, so schnell seinen Wunsch erfüllt zu sehen, aber er dachte, „was wird vor der Haustür sein, wenn ich nach Hause komme? Was immer dort liegt; wenn es nicht die Katze ist, so ist es ein Stoß Brennholz, das weiß ich schon, ich habe ihn noch gestern frisch aufgerichtet!" Er maß mit den Augen den Geldsack und schlug ein, zog aber die Hand schnell wieder zurück, denn die Tatze des Teufels war eiskalt. Er packte den Sack fest an und schwang ihn auf die Achsel, so daß die Goldstücke klirrten, wobei er beinahe zu Falle gekommen wäre, denn die Last wog schwer und sein Fuß war unsicher. Jetzt stieg er rasch den Berg hinauf, gröhlte und pfiff und redete laut: „Ist das ein vornehmer Herr, dieser Teufel, Hörner hat er ja gar keine, und den Geldsack hat er mir umsonst gelassen, den Holzstoß mag er sich selbst holen," und er fuhr wieder fort zu gröhlen:

Digitized by Google



Digitized by Google

„Gut Eigel, gut Äpfel, gut Eigel, gut Schnitz,
Gut Meitschi tu 's Lädi für, hinet gits Wix!
Hoiodulidu!"

und er hörte erst auf, als seine Frau ihm unter der Haustür zurief: „Wie bin ich froh, daß du kommst, Kasperli, ich hatte schon Angst, es sei dir unterwegs etwas Böses zugestoßen, und da wollte ich zur Nachbarin gehen und sie fragen, ob ihr Mann auch noch nicht nach Hause gekommen sei."

„O du Schneegans," rief er aus, „das hat jetzt grad noch gefehlt, daß du auf der Schwelle stehen mußt!" Weiter sagte er nichts und ging zu Bette. Der Frau fiel diese Rede nicht auf, denn sie wußte, daß er in der Trunkenheit noch nie gescheit geredet hatte.

Am nächsten Tag, als er erwachte, war der Rausch ausgeschlafen. Er dachte, die Geschichte mit dem Teufel sei nur ein böser Traum gewesen, und schlüpfte flink in die Hosen, aber da sah er den Geldsack auf dem Tisch, den die Frau in weiblicher Neugierde schon zwei Mal geleert und wieder gefüllt hatte, ohne im stande zu sein, die vielen Goldstücke zu zählen. Sie fragte ihn, woher er das Geld habe.

„Ich habe ja den Schlauch und den Schäggu verkauft," sagte er mürrisch und wagte nicht, die Frau, die er dem Teufel verschrieben, anzusehen.

„Ist denn das Hornvieh im Preise so gestiegen?" fragte sie spöttisch.

„Gute Ware, wie die meine, zahlt sich immer gut," entgegnete er, „und diesmal habe ich besonders Glück gehabt, sonst hätte ich mir nicht so einen Rausch angesoffen!"

Die Frau dachte, es sei besser zu schweigen, stellte ihm den schwarzen Kaffee und die Druſenflasche auf den

Digitized by Google

Tisch und ging hinaus. Kasperli ging bald darauf mit der Axt in den Wald und glaubte, bei den Waldbäumen werde ihm schon etwas Gescheites einfallen, womit er sich aus der Patsche ziehen könne, und der Teufel werde auch nicht so große Eile haben. Als er grad die Axt an ein krumm gewachsenes Stämmlein ansetzen wollte, schlug ihm jemand von hinten auf die Achsel, daß er zusammenknickte und die Axt ihm aus der Hand fuhr. Es war der schwarze Herr von gestern, der sagte: „So, Kasperli, heut' Nachmittag bringst du mir deine Frau in den Wald zu dem „Eiggraben," dort wollen wir dann abrechnen!"

Dem Kasperli fuhr es eiskalt über den Rücken, und er hätte dem Teufel am liebsten mit der Axt den Kopf zerspalten. Aber da wäre die Axt in sein eigenes Haupt gefahren, statt in das des Teufels. Das wußte er schon; darum ließ er es bleiben. Er bezwang sich, schluckte ein paar Mal, sagte weder ja noch nein und wanderte heimwärts.

Nach dem Mittagessen holte er das Maultier aus dem Stall, sattelte es und hieß seine Frau aufsitzen und ihn zum „Eiggraben" begleiten, er möchte ihr das Waldstück zeigen, das er schlagen wolle. Der Frau kam es sonderbar vor, daß Kasperli ihr auf einmal von Dingen redete, von denen sie nichts verstand, aber sie war gewohnt, zu gehorchen. Sie stellte das Maultier an einen Baumstamm und schwang sich in den Sattel. Kasperli schritt schweigsam hinter dem Tier her, hielt aus lauter Gewohnheit die kalte Pfeife im Mund und sprach auf der ganzen Reise kein Wort. Kein Mensch begegnete ihnen in dem dichten, von dünnem Gezweig und Buschwerk durchsetzten Wald.

Die Frau ahnte nichts Gutes und stieg bei der Waldkapelle zu der schmerzensreichen Maria ab und sagte, sie

Digitized by Google

sei der Mutter Gottes noch drei Vaterunser schuldig. Kasperli dachte, schaden könne das Beten nicht, wenn es zum bösen Feind gehe, und wartete draußen. Er selbst hatte ein so schlechtes Gewissen, daß er sich nicht hineingetraute und unruhig hin- und herstapfte. Nach einiger Zeit kam die Frau wieder heraus und bestieg das Tier. Ebenso stillschweigend wie vorher ging es weiter durch den Wald. Man hörte nur den durch die Nadeln gedämpften Hufschlag des Maultieres und das trockene Hüsteln Kasperlis. Als der Weg sich zum „Eiggraben" hinabsenkte, lugte Kasperli scharf aus nach dem Teufel, und plötzlich, als die Schlucht sich weithin öffnete, sah er einen Mann, der mit vorgezogenen Beinen auf einem Baumstrunk saß und mit einem Stöcklein in der Hand im Boden herumrührte. Das war der Teufel, der auf die arme Seele wartete. Der Bauer hielt an, der Atem stockte in seiner Brust. Er fühlte, wie alle seine Kräfte erlahmten, und doch hatte er sich in den Kopf gesetzt, sich für sein Weib zu wehren und zu kämpfen wie ein Held, und wenn es ihn das Leben kosten sollte, aber die Arme zogen wie Blei herunter und die Beine zitterten; es war ihm zu Mute, wie wenn man ihm alle Knochen aus dem Leibe geblasen hätte. Er wollte schreien, aber er brachte kein Wort aus der gepreßten Kehle heraus. Das Maultier hatte die Ohren gesträußt und den Schritt verlangsamt. Jetzt waren sie dem Baumstrunk nahe gekommen, und der Teufel, der sich bis jetzt nicht bewegt hatte, erhob plötzlich das Gesicht, aber das hämische Lächeln wich blitzschnell und verwandelte sich in Angst und Entsetzen, wie wenn er in ein Weihwasserfaß gefallen wäre. Er sprang in den Weg hinaus, gestikulierte mit den Armen, blickte voller Entsetzen auf die Frau, und schrie mit einer krächzenden

Digitized by Google

Rabenſtimme: „Dich will ich nicht, geh' nur wieder heim!“ dann ſauſte er wie der Sturmwind die Schlucht empor und davon.

Kaſperli wußte nicht, wie ihm geſchah. Er ergriff das Tier, das ſich bäumte und ausſchlug und die Nähe des Teufels jedenfalls auch geſpürt hatte und trieb es denſelben

Weg zurück. Er ſah immer wieder hinter ſich, denn er fürchtete, der Teufel ſei reuig geworden und folge ihm auf den Ferſen. Er konnte ſich gar nicht vorſtellen, warum der auf einmal eine ſolche Teufelsangſt bekommen und ſo närriſch davon gelaufen war.

Bei der Waldkapelle ſtieg die Frau wieder ab und begab ſich hinein, während Kaſperli draußen blieb. „Jetzt hat ſie erſt recht Grund, ein Gebet an unſere liebe Frau

Digitized by Google

zu richten," dachte er, „ich will schon draußen warten, meinetwegen bis zum Abend, denn jetzt hat der Böse kein Recht mehr auf sie!" Aber da die Frau immer nicht herauskommen wollte und er den Tabak zu Hause vergessen hatte, trat er auch in die Kapelle und fand seine Frau schlafend auf einem Bänklein. Er faßte sie so sanft an wie nie zuvor und weckte sie. Sie rieb die Augen aus und schaute ihn verwundert an.

„Was ist dir," fragte Kasperli, „wie hast du jetzt so plötzlich schlafen können?"

„Habe ich geschlafen?" fragte sie; „dann war es ein Traum. Mir hat geträumt, die Mutter Gottes sei mir erschienen und habe zu mir gesagt: „Bleib nur hier, ich gehe für dich, weil du ein braves Weib bist und dein Mann ein Lump," dann sei sie auf das Maultier gestiegen und mit dir fortgeritten!"

Da erkannte nun der Kasperli, daß die Mutter Gottes in der Gestalt seiner Frau in die „Eigschlucht" geritten war und den Teufel in die Flucht geschlagen hatte. Er schämte sich so sehr, daß er kein Wort hervorbrachte. Er hob die Frau in den Sattel und führte das Maultier heim. Unter schweren Seufzern legte er sich zu Bette und fieberte die ganze Nacht.

Von des Teufels Geschenk hatte er keinen großen Genuß mehr, denn er erblindete bald an beiden Augen und konnte nun froh sein, ein so braves Weib zu besitzen, das ihn pflegte und für den Rest seiner Tage eine so wackere Stütze bildete.

Digitized by Google

Makolbus.

Der weise König Salime hatte einen Hofnarren, namens Makolbus, der ihn in Stunden der Traurigkeit und böser Erfahrungen durch heitere Späße und Streiche zerstreuen mußte. Einst ließ er ihn zu sich rufen: „Jetzt steht das Gras in der Freude, überall grünt und blüht es, geh auf die Wiese und probiere, ob du auch so gut mähen kannst wie meine Arbeiter!“ Der Narr ließ sich eine scharfe Sense geben, ging hin und mähte drei Mahden, dann legte er sich unter den Kirschbaum und schlief in den Tag hinein. Als er am Abend zum König zurückkehrte und gefragt wurde, wie es mit dem Mähen gegangen sei, da sagte er: „Ich habe mehr gemäht, als deine sieben besten Mähder zusammen. Wie viel gibst du mir für den heutigen Tag?“ Der König sagte: „Ich kenne dich wohl, keinen Heller erhältst du mehr als meine Arbeiter, das sage ich dir!“

Der Narr schaute ihn an und sagte: „Nun, wenn du mir meine Arbeit nicht bezahlen willst, so soll das ganze Heu wieder aufstehen bis auf die letzten drei Mahden!“ Er trollte sich davon und der König lief hinaus auf die Wiese, wo er die drei Schwaden sah. Da blieb er verwundert stehen und glaubte, sein Hofnarr sei ein Hexenmeister.

Digitized by Google

Ein andermal, als Salime sich wieder in düsterer Stimmung befand, kam der Hofnarr plötzlich daher und sagte: „Der Tag ist heller als Milch!“ „Nein, die Milch ist heller als der Tag,“ erwiderte der König. Als der Narr auf seinem Ausspruch beharrte, gingen sie eine Wette ein. Makolbus stellte des Abends hinter die Tür des königlichen Schlafgemaches eine große, mit Milch gefüllte Schüssel. Als der König die Tür öffnete, trat er in der Finsternis mit einem Bein in die Schüssel, so daß sie umfiel und die Milch über den Boden floß. Da rief er aus: „Aha, das hat wieder der Narr angerichtet, dem will ich!“ Er bestellte ihn des andern Tages auf sein Arbeitszimmer und fuhr ihn an. Dieser aber verschränkte die Arme und sagte: „Du hast die Wette verloren, denn du hast behauptet, die Milch sei heller als der Tag, warum hast du sie denn nicht gesehen?“

Einst stritten sie zusammen, ob die Qualität besser sei oder die Quantität. Salime behauptete: „Auf die Größe kommt es an und nicht auf die Güte der Ware, während Makolbus das Gegenteil verfocht. „Das wirst du mir beweisen,“ rief der König aus, „oder ich lasse dich hängen!“

„So laß dir ein Faß voll Essig ins Freie stellen und ich begnüge mich mit einem Löffel voll Honig, dann wollen wir Fliegen fangen und sehen, wer bis zum Abend mehr gefangen hat!“

Salime wählte das größte Essigfaß, das im Keller stand, und Makolbus setzte sich mit einem Suppenlöffel voll Honig in der Nähe des Kuhstalles an die Sonne. Am Abend hatte Makolbus einen ganzen Sack voller Fliegen gefangen, der König aber keine einzige. Da geriet Salime in Zorn, so daß er ausrief: „Du bist ein Hallunke, ich lasse dich gleichwohl hängen!“ Makolbus lächelte und

Digitized by Google

ſagte: „Hängt mich nur, aber eines bitte ich mir aus: hängt mich an einen Baum, den ich ſelber wählen darf!“ Salime gewährte ihm die Bitte. Da führten ihn die Diener im ganzen Reiche herum; aber Makolbus hatte an allen Bäumen, die man ihm vorſchlug, etwas auszuſetzen, und er fand keinen einzigen, an dem er hätte hängen mögen. Da ſagte Salime: „Ich bin der weiſeſte aller Könige, aber ich muß geſtehen, du biſt doch noch klüger als ich,“ und er ſchenkte ihm das Leben.

Einſt, als ſie auf der Terraſſe des Palaſtes ſaßen und über die Dächer der Stadt hinwegſchauten, ſagte Makolbus ſo im Geſpräch: „Die Natur iſt halt doch ſtärker und mächtiger als das Angelernte!“ Der König ſann ein wenig nach und entgegnete: „Nein, mein Lieber, die Lehre ſteht über der Natur!“ Da keiner nachgeben wollte, beſchloſſen ſie, eine Wette einzugehen. Der König beſaß eine Katze von ungewöhnlicher Größe, mit pechſchwarzem Samtfell, die ſo klug war, daß ſie gelernt hatte, des Abends während der Tafel die Kerzen zu halten. Makolbus fing nun drei Mäuſe. Als während der Tafel die Katze auf ihrem Poſten ſaß und mit ihren Pfoten den Kerzenleuchter hielt, ſtand Makolbus vom Tiſche auf, holte eine der Mäuſe und ließ ſie vor ihren Augen über den Tiſch laufen. Die Katze warf einen lüſternen Blick auf das Mäuschen, rührte ſich jedoch nicht; nur ein leiſes Zittern ging durch ihren Körper, und ſie leckte ſich das Maul nach allen Seiten. Sie wußte wohl, daß ſie ſtille halten mußte, und ſo war die Angſt vor ihrem Lehrmeiſter größer als der Reiz der Sinne. Am nächſten Tag wiederholte Makolbus den Verſuch mit der zweiten Maus. Die Katze juckte mit den Hinterbeinen in die Höhe, ſo daß die Kerzen wackelten und hoch aufflackerten, beſann ſich aber noch rechtzeitig auf ihre Aufgabe,

Digitized by Google

hielt den Leuchter fester und schaute mit einem traurigen Blicke in den Winkel, wo die fette Beute verschwunden war. Am dritten Abend ließ Makolbus die dritte Maus über den Tisch laufen, aber da fielen die Kerzen auch alsobald klirrend zu Boden und die Lichter erloschen. Die Katze war der Maus nachgelaufen und hatte sie tot gebissen. Der König hatte die Wette verloren. Darob wurde er abermals so heftig aufgeregt, daß er dem Narren vorwarf, er sei ein Teufel und bleibe einer so lange er lebe; er wolle von ihm nichts mehr wissen. Makolbus aber lachte ihm ins Gesicht und sagte: „Gib mir einen Haufen Geld, so werde ich das Land verlassen; erhalte ich aber nicht so viel als ich begehre, so werde ich dein ganzes Reich verhexen!"

Der König ließ ihm durch den Schatzmeister einen Sack voll Geld auszahlen, aber Makolbus war damit nicht zufrieden. Er verlangte vom König, daß er mit ihm all seine Habe teile. Salime hatte neben dem alten Stall einen neuen schönen Kuhstall erbauen lassen, der aber noch nicht bezogen war. Da sagte Makolbus: „So Bruder, jetzt wird das Vieh aus dem alten Stall hinausgetrieben zur Tränke und dann wieder in den Stall zurückgelassen; du nimmst, was sich in den neuen prächtigen Stall begibt, und ich, was in das alte häßliche Gebäude zurückgeht, aber kein Mensch darf das Vieh nach irgend einer Seite treiben!" Der König war ganz damit einverstanden und damit jeder Betrug ausgeschlossen bleibe, begab er sich selber zur Stelle und sah, wie das Vieh zur Tränke gelassen wurde. Die Türen beider Ställe wurden weit geöffnet, und die Knechte entfernten sich. Obschon der Eingang zum neuen Stall viel höher und breiter war als der andere, stapften die Kühe alle in den alten Stall zurück, und nur zwei übermütige

Digitized by Google

Milchkälblein, die wie toll herum hüpften, verfehlten die richtige Tür und rannten in das neue Gebäude hinein. So erhielt der Hofnarr beinahe den ganzen Viehstand zum Eigentum. Er verkaufte die Kühe und verließ das Reich. Aber von der Zeit an hatte Salime fast keine fröhliche Stunde mehr. Er vermißte den Narren überall und wurde nun inne, was er an ihm besessen hatte. Er sandte Boten nach allen Seiten, damit sie den Makolbus suchten und ihn bäten, wieder an den Hof zurückzukehren. Nach langem Bitten ließ sich der Narr zur Rückkehr bestimmen, und als er wieder am Hofe erschien, fiel ihm der König um den Hals und übertrug ihm in der Freude die gesamte Gewalt. Von nun an kam es selten mehr zum Streit zwischen ihnen, weil der König es nicht mehr wagte zu widersprechen. Im Volke aber hieß es nun, Salime regiere weiser denn je.

Digitized by Google

Die arme Prinzessin.

Ein junger Prinz ging auf die Brautschau. Am ersten Hof schon, wo er erschien, gefiel ihm die schöne Tochter des alten Königs so gut, daß er um ihre Hand bat. Sie wies ihn aber schroff ab, indem sie schnippisch sagte, sie begehre keinen Prinzen zum Gemahl und gedenke vorläufig gar nicht zu heiraten; sie sei noch jung, könne noch einige Jährchen zuwarten, und einen Prinzen nehme sie schon gar nicht, die Fürstensöhne seien ihr alle zu hochnasig und zu arbeitsscheu. Der abgewiesene Prinz zog wieder ab, ließ aber den Mut nicht sinken. Gerade durch ihre Widerspenstigkeit hatte die Prinzessin einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er nicht mehr von ihr lassen konnte. Er wartete ein Jahr lang und zog dann in groben Bauernkleidern wiederum an denselben Hof, wo er eine Stelle erhielt als Gärtnerbursche.

Während mehreren Jahren besorgte er seine Arbeit in großer Treue und lernte sie dabei schätzen. Er mußte die Pferde füttern und reinigen und den großen Garten bestellen helfen. Da hatte er Beschäftigung den ganzen Tag, aber er verrichtete sie mit Lust und schaffte besonders gerne im Garten, weil die Prinzessin jeden Tag in einem weißen Strohhut drin herum spazierte oder an einem lauschigen Schattenplätzchen ihre Bücher las. Der emsige Gärtnerbursche gefiel ihr auch bald so gut, daß sie ihre

Digitized by Google

Schritte häufiger als sonst in den Garten lenkte, einige freundliche Worte an ihn richtete und sich von ihm öfters einen Nelken- oder Rosenstrauß binden ließ. Mit der Zeit gewann sie ihn so lieb, daß sie ihm heimlich gute Bissen und schöne Kleider zutrug und es bald hieß, der Gärtnerbursche sei der auserkorene Liebling und Verlobte der Prinzessin.

Eines Tages trat die Königstochter vor ihren Vater und sagte: „Keinen andern werde ich heiraten als den Gärtnergehilfen!“

Der Vater verzog sein Gesicht, so daß es noch einmal so lang wurde, und gab zur Antwort: „Du unflätiges Ding, grad fortjagen und enterben werde ich dich, wenn du es noch einmal wagst, so zu mir zu reden!“

Die Tochter hatte aber einen Steckkopf und ließ sich von dem Gedanken nicht mehr abbringen. Sie setzte den Hochzeitstag fest, und als der Vater sie mit Gewalt zwingen wollte, von ihrem Vorhaben abzustehen, ließ sie sich heimlich mit dem Geliebten trauen, dann folgte sie ihrem Gemahl in die Verbannung. „Ja, aber ich bin arm,“ sagte der junge Mann zu ihr, „jetzt müssen wir zusammen arbeiten und unser Brot verdienen, und wenn du die Arbeit nicht scheust, so fangen wir eine Wirtschaft an!“ „Ich schäme mich keiner Arbeit,“ sagte sie, „und ich bin bereit, mein Brot zu verdienen, wie es alle andern Menschen auch tun, wenn sie sich ehrlich durchs Leben schlagen wollen!“ So mieteten sie in der Nähe eines Landstädtchens ein Holzhäuschen, befestigten einen Schild über der Tür, steckten eine Fahne mit den Landesfarben aufs Dach und ließen Stühle und Tische in die Geißblattlaube tragen. Der Mann ging meistens in die Stadt und sie schaltete in der Wirtsstube oder draußen in der Laube

Digitized by Google

und machte recht gute Geschäfte, denn die Fuhrleute und Spaziergänger hielten hier alle an und tranken ihr Schöpplein bei der jungen holden Wirtin. Da unternahm ihr Mann eine größere Reise, um Einkäufe zu besorgen, wie er ihr vorgab. Er ging aber nicht auf den Markt, sondern nach Hause, kleidete sich als Prinz und erschien mit großem Gefolge in der Gaststube seiner Frau. Diese erkannte ihn nicht und hatte auch keine Zeit, sich den vornehmen Besuch genauer anzusehen, denn da ihr Mann abwesend war, hatte sie genug zu tun mit Aufwarten und Herumrennen. Die Gäste schlemmten den ganzen Tag, tranken vom besten Wein und ließen sich Fisch und Braten auftragen, so daß die Wirtin die Rechnung mit Schmunzeln überschlug und sich auf den schönen Gewinn des heutigen Tages heimlich freute. Als sie eben nachzählen wollte, wie viel ihr die vornehmen Gäste schuldig seien, gerieten diese in Streit, schlugen die Gläser, Teller und Stühle entzwei und machten sich davon, ohne nur einen Heller zurückzulassen.

Der Prinz zog wieder seine Alltagskleider an und kehrte spät abends zu seiner Frau zurück, die an dem Wirtstische saß und heiße Tränen vergoß. Sie erzählte ihm, wie eine vornehme Gesellschaft bei ihr eingekehrt sei, die besten Flaschen geleert und die feinsten Gerichte verlangt und zuletzt alles in Stücke geschlagen habe und ohne nach der Rechnung zu fragen, wieder verschwunden sei. Der Gemahl stellte sich ebenfalls traurig und sagte, indem er auf die Scherben und zerschlagenen Stühle zeigte, so könne es nicht weiter gehen, sie müßten das Haus schließen und etwas anderes anfangen.

Nach einigem Besinnen kam ihm ein guter Gedanke. „Morgen ist Markt, da kaufe ich dir einen Haufen Geschirr, und du fängst einen Geschirrhandel an!“ Der Frau

Digitized by Google

war es recht so. Sie trocknete die Tränen, zog am andern Morgen in die Stadt und stellte sich hinter den Geschirrstand. Die Bauern und Stadtleute kamen gerne zu der schönen Frau und kauften von ihr, obwohl sie nicht die billigste war. Am nächsten Markttag schon ging das Geschäft so flott wie noch nie. Sie hatte vor Marktschluß noch eine neue Sendung erhalten, und das war die höchste Zeit gewesen, sonst hätte sie die Leute nicht mehr bedienen können. Sie freute sich, am Abend ihrem Manne den schönen Erlös zeigen zu können. Da fuhr auf einmal ein zweispänniger Wagen heran. Der Fuhrmann mußte betrunken sein, denn er steuerte auf die Kacheln und Teller los, die sie am Boden zu schönen braunen und weißen Säulen getischt hatte.

Die Prinzessin rief: „Höflich, höflich, Fuhrmann; du zerbrichst mir ja das Geschirr!“ Aber der Wagen rannte auf den Stand zu und fuhr mitten durch, so daß die Geschirrsäulen barsten und die Scherben klirrend nach allen Seiten davonflogen.

Als ihr Mann nach Hause kam, erzählte sie ihm mit vergrämter Miene, wie viel Geld sie heute verdient hätte, wie schlimm aber der Fuhrmann mit seinen Pferden und Wagenrädern in ihrer Geschirraufstellung gehaust habe. Da machte ihr Mann, der selbst das Fahrzeug gelenkt hatte, ein trübes Gesicht, ließ die Hände in den Schoß fallen und sagte: „Jetzt weiß ich nicht mehr, was ich anstellen soll; jetzt müssen wir betteln gehen. Doch halt, da fällt mir noch ein, daß morgen in der Nachbarschaft ein Fest abgehalten wird. Da könntest du hingehen und dich als Aufwärterin antragen, es nimmt dich jedermann gerne; dann sammelst du die Reste, die auf den Platten zurückgetragen werden, heimlich in eine Schüssel und versteckst

Digitized by Google

sie unter der Schürze; so erhalten wir für einige Tage ein gutes Essen, das uns nichts kostet, und unterdessen werde ich mich weiter umsehen!" Die Frau stimmte dem Vorschlag bei und ging am folgenden Tag in das Nachbardorf, wo in einer schönen Villa ein großes Fest gefeiert wurde. Von jeder Platte, die sie zurücktrug, versteckte sie flink die Reste in einer Schüssel, die sie unter der Schürze trug und leckte die Fingerspitzen ab, denn sie hatte großen Hunger. Als das Mahl zu Ende war, spielte die Musik zum Balle auf. Als sie gerade einen kleinen Teller vom Tisch wegnahm, bat sie ein fürstlich gekleideter Herr um einen Tanz. Schlecht gekleidet, wie sie war, und mit den Resten unter der Schürze, konnte sie unmöglich tanzen. Sie errötete, sagte, sie könne nicht tanzen, und wollte schnell in die Küche entwischen, aber der Herr umschlang ihre Hüften, suchte ihre Hände, zog sie mit sich fort und drehte die Widerstrebende so schnell im Kreise, daß die Kalbsrippen und Wurstscheiben samt der Schüssel mitten in den Saal flogen, so daß alles stillstand und die Tänzerin anstaunte. Sie schämte sich in den Boden hinein, verbarg das Gesicht mit den Händen und huschte wie ein Eichhorn davon. In der Küche warf sie die Schürze in eine Ecke und stahl sich nach Hause, wo sie die bittersten Tränen vergoß. Es war ihr so weh ums Herz, daß sie den Tod herbeiwünschte. „Wie wird mein Mann jammern, wenn er heimkommt und das vernimmt! Nein, arm sein ist doch eine bittere Plage. Wäre ich nur die reiche Prinzessin geblieben!"

Es ging nicht lange, so klopfte es an die Tür und herein trat ihr Gemahl als Prinz. Das war der vornehme Herr, mit dem sie hatte tanzen müssen, denn sie erkannte ihn nun.

Digitized by Google

„Ja, ich bin der Schlemmer und Prasser gewesen, der dir die Gläser und Flaschen zerschlug, und der Fuhrmann, der dein Kachelgeschirr in Stücke ritt, und der Prinz, der dich im Tanze gedreht hat!“ Bevor sie mit ihren Gedanken zurecht kommen konnte, zog er sie an sich und küßte sie. Das Herz stand ihr fast still, als sie das alles hörte, lachen und weinen kämpften in ihr, und da stand sie und fragte endlich im Zorne: „Und warum hast du mir das alles getan, du Gimpel und Tunichtgut?“ „Um dir zu zeigen, wie bitter die Armut schmeckt! Den Königssohn hast du verschmäht und den armen Stallknecht und Gärtnerburschen geheiratet, aber jetzt hat das Leid ein Ende. Wir gehen jetzt zu deinem Vater und bitten ihn um Verzeihung, und dann soll uns des Lebens goldner Mai erblühen, für uns zwei ganz allein!“

Digitized by Google

Hundert auf einen Streich.

Ein Schneiderlein saß in seiner Werkstatt auf dem Tisch und nähte den letzten Knopf an einen neuen Rock. Zum offenen Fenster herein zwitscherten die Vöglein, die im blühenden Hollunderbusch saßen, und die Fliegen surrten aus und ein und summten dem Schneider um die Nase, so daß er sich ihrer stets erwehren mußte. Neben ihm lag ein kleiner Überrest vom Mittagsmahl, der die Fliegen anlockte, und als auf einmal ein dichter Schwarm dieser lästigen Nimmersatte sich über die Reste hermachte, stieg der Schneider sachte vom Tisch herunter, ergriff einen Tuchlappen, holte zu einem gewaltigen Schlag aus und schlug sie alle tot. Der Schlag war so kräftig gewesen, daß er selber zu Boden fiel und ohnmächtig liegen blieb. Als er wieder zu sich kam und die Fliegen tot nebeneinander liegen sah, war er ganz erstaunt, einen so furchtbar großen Haufen erschlagen zu haben, denn als er sie zählte, waren es ihrer hundert und nicht eine mehr und nicht eine weniger. Wenn er für jede einen Taler erhalten hätte, so wäre er nicht lange mehr Schneider geblieben. Er hielt die Hand an die Stirne, fuhr dann wie toll in der Stube herum und sagte: „Ihrer hundert sind es, das ist ja eine ungeheuere Zahl; das muß ich kund tun, das sollen die andern vernehmen, wie stark ich bin! Hundert habe ich erschlagen auf einen Streich, das macht mir keiner nach!“ Er zog sofort seine

Digitized by Google

Ärmelweſte aus und nähte mit großen ziegelroten Buchſtaben die Worte hinein: „Hundert auf einen Streich!“ Dann ſchaute er mit zufriedenem Lächeln die Schrift an, ſchlüpfte wieder in die Weſte und ſchmiß ſein ganzes Nadelzeug ſamt den Lappen und Tuchreſten in die Hölle; hierauf

holte er ein Roggenbrot, ſchloß das Haus gut ab und ging auf die Wanderſchaft.

Die Leute begafften ihn mit offenem Munde, wenn ſie ſeine Schrift auf dem Rücken laſen, und wichen ihm ſcheu aus. Das gab ihm ſolchen Mut, daß er ſtolz durch die Täler wanderte bis in die nächſte Stadt. Unweit dem großen Tor in der Ringmauer dehnte ſich viele Stunden weit ein ſchwarzer Tannenwald, in dem viele Bären hauſten.

Digitized by Google

Der König hatte soeben ausrufen lassen, wer die Bären töte, dem werde er seine Tochter zur Frau geben. Der Schneider gedachte sein Probestück abzulegen und meldete sich beim Hofmeister an. Er ließ einen großen eisernen Käfig anfertigen und mitten in den Wald hineintragen. Dazu verlangte er eine Spritze, Öl und Feuerzeug. Als alles im Walde zur Stelle war und die Träger auf dem bereitstehenden Wagen eilig wieder davon gefahren waren, begab er sich in den Käfig, den er sorgfältig schloß und wartete, bis die Bären sich zeigten. Es ging nicht lange, so ließ sich schon ein zorniges Brummen vernehmen, das so mächtig anschwoll, daß der Boden zitterte und die Bäume sich entlaubten. Ein großer Zottelbär trottete langsam auf das Gitter zu, beschnüffelte es und hob sich an den eisernen Stäben in die Höhe. Dem Schneiderlein klapperten die Zähne vor Angst, doch als es sah, daß das Gitterwerk stand hielt, erholte es sich von dem Schreck, griff nach der Spritze und übergoß den Pelz des Bären mit einem fingerdicken Strahl des Öls; dann warf er ihm ein brennendes Scheit an den Kopf, worauf die Bestie brüllend davon rannte und bevor sie die Höhle erreichte, elend verbrannte. Auf diese Weise tötete der Schneider auch die andern Bären. Als alle unweit des Käfigs tot und verkohlt herumlagen, verließ er das Versteck und meldete dem Hofmeister, er könne die Bestien holen und dem König ein leckeres Mahl bereiten lassen. Dann sprach er beim Monarchen vor und verlangte dessen Tochter zur Frau.

Den König, dem das Schneiderlein trotz seines prahlerischen Auftretens durchaus nicht den Eindruck eines Helden machte, gereute sein Versprechen und er griff zu einer Ausrede und sagte: „Ich habe dir die Arbeit viel zu leicht gemacht; bevor du meine Tochter zur Frau

Digitized by Google

erhältst, mußt du mir noch ein anderes Probestücklein ablegen."

„Und das wäre?" fragte das Schneiderlein und warf sich in die Brust.

„In dem andern Wald, den ich noch besitze, treiben sich zwölf Unholde herum, die meine Untertanen töten und berauben. Wagst du den Kampf mit ihnen und bringst sie um, dann bist du wirklich ein riesenstarker Held und sollst meine Tochter heiraten!" Der Schneider machte zuerst ein saures Gesicht, dann fuhr er mit der Hand dreimal durch den Haarschopf, schob die Ärmel seiner Weste zurück und sagte: „Nun gut, so probiere ich es nochmals, der Preis ist es schon wert!"

Er steckte ein Stücklein Zieger zu sich und ließ sich in den Wald führen. Als er ein Stück weit auf dem weichen Moosboden gewandert war, stieß er auf einer kleinen Waldwiese zu den zwölf Räubern, Gesellen von riesenhaftem Wuchs, die ihm bange machten.

Sie saßen um ein Feuer herum und brieten zwölf Hasen, deren feiner Duft sie in die beste Stimmung versetzte. Als sie das haselgertendünne Schneiderlein sahen, erhoben sie ein so lautes Gelächter, daß die Bäume zitterten und die Blätter zur Erde wirbelten wie im Herbst, wenn der Raureif sie von den Zweigen löst. „Stecken wir ihn auch an den Bratspieß," rief der Bratenwender aus, „dann sind es ihrer dreizehn!" Das Schneiderlein griff in seiner Angst schnell in die Tasche und sagte: „Seht hier diesen Kristall, den zerdrücke ich, daß das Wasser herausläuft, das macht mir keiner nach!" Dabei zerdrückte er vor ihren Augen das Ziegerstücklein, daß das Wasser zur Erde tröpfelte und nur eine fettige Masse in seiner Hand zurückblieb.

Die Räuber sprangen auf und schrieen: „Du bist doch

Digitized by Google

ſtärker als du ausſiehſt; das können wir nicht, aber Steine zu Mehl zerreiben mit der Hand, das ſchon!"

„Das iſt nichts," rief der Schneider und guckte zu ihnen hinauf, „das Waſſer muß herauslaufen!"

Sie luden ihn ein, am Schmauſe teil zu nehmen und zogen dann mit ihm durch den Wald. Da packte einer der Rieſen den Wipfel einer Birke, bog den Stamm zur Erde nieder und ſagte: „So, jetzt halt mir die Spitze ein wenig, wenn du ſtärker biſt als wir!"

„Halten will ich ſie nicht," ſagte der Schneider, „das iſt mir zu wenig, aber darüber hinwegſpringen, das will ich ſchon!" Er ergriff den Wipfel und ließ ihn plötzlich in die Höhe ſchnellen, ſo daß er im Bogen über den Baum hinausgeſchleudert wurde. Er überſchlug ſich zehn mal in der Luft, fiel aber glücklich auf die Füße, ſo daß er keinen Schaden nahm. Die Räuber gerieten in großes Staunen, als ſie das Manöver des eichhornflinken Schneiders ſahen, dann fingen ſie wieder ſo laut an zu lachen, daß die Haſen und Füchſe bei dieſem Poſaunengeſchmetter ſich in das Innerſte ihrer Höhlen zurückzogen und der Waldigel ſeine Stacheln ſträubte.

Der Schneider verpuſtete ein wenig und ſagte dann, indem er die Ellbogen in die Hüften ſtützte: „So, jetzt macht es nach!" Da grad ein hoher Fels in der Nähe ſtand, ſtiegen die Räuber hinauf und ſprangen einer nach dem andern in einem großen Satz über den Baum weg, ſtanden aber nicht mehr auf. Sie drehten ſich in der Luft, fielen auf den Kopf und brachen das Genick. Wo noch einer zappelte, lief der Schneider hin und ſchlug ihm mit einem ſpitzen Stein die Schläfen ein. Als er ſie alle auf einem Haufen liegen ſah, beinah gleich wie die Fliegen zu Hauſe in der Werkſtatt, lief er zurück zu dem König und ſagte:

Digitized by Google

„Die zwölf Riesen liegen tot bei dem großen Felsen im Wald, alle auf einem Haufen; ich habe sie mit leichter Mühe ums Leben gebracht, und Ihr seht jetzt wohl, welche Kraft ich besitze. Aber nun will ich meinen Lohn, gebt mir Eure Tochter zur Frau!" Der König sah ein, daß er diesem starken Mann gegenüber sein Wort halten mußte, und so wurde die Hochzeit angesagt und in aller Stille ohne Pomp und Glanz abgehalten.

Einige Tage nach der Hochzeit fragte der König seine Tochter, ob sie mit ihrem Gemahl zufrieden sei, oder ob sie sich über ihn zu beklagen habe. Die Tochter verzog das Gesicht zu einer Grimasse und erwiderte schnippisch: „Ihr habt mir ein Schneiderlein zum Gemahl gegeben, und ich bin doch eine Königstochter!" Da bedauerte der König sein Kind, und er beschloß, den Schneider aus der Welt zu schaffen.

Er ließ den besten seiner Generäle zu sich beordern und befahl ihm hundert und einen Soldaten aufzubieten, gegen den Gemahl seiner Tochter zu Felde zu ziehen, der doch nur ein niederträchtiger Schneider sei, und ihn zu töten.

„Warum hundert und einen?" fragte der General.

„Der Schneider tötet hundert auf einen Streich, also muß es doch einer mehr sein, wenn ihr seiner Meister werden wollt," gab der König zur Antwort.

Der General ließ das Haus des Schneiders von seinen Soldaten umzingeln und begab sich dann, begleitet von den Offizieren, hinein ins Zimmer, wo der Schneider vor einer guten Platte saß und ganz kaltblütig zu ihnen sagte: „Kommt nur herein, ich wache!" Dann stand er auf und drehte ihnen den Rücken zu. Als die Offiziere die Aufschrift „hundert auf einen Streich" auf seinem Westenrücken

Digitized by Google

lasen, guckten sie sich stumm an, begaben sich stille hinaus und führten die Soldaten weg.

Der Schneider fiel immer wieder in seine frühere Beschäftigung zurück, nähte Knöpfe an, fädelte hier etwas und dort etwas und saß am liebsten mit übereinander geschlagenen Beinen auf dem Tisch. Als der König nach einiger Zeit seine Tochter wieder fragte, wie sie mit ihrem Mann auskomme, rümpfte sie die Nase und erwiderte: „Er ist halt doch nur ein Schneiderlein und so schwach, daß er nicht einmal imstande ist, die große Pfanne übers Feuer zu setzen. Da ich seiner Stärke nie recht traute, mußte er mir in die Küche und dort die Probe ablegen, aber wie hat er sie bestanden! Nein, es ist halt eine Schande, einen solchen Mann zu besitzen!“ „Ich weiß schon Rat,“ sagte der König, „wart nur!“ Er ließ nun die ganze Armee auf dem Marsfeld aufstellen und dem Obergeneral befehlen, dem Schneider den Krieg zu erklären und ihn tot auszuliefern. Als der Schneider das vernahm, verstopfte er sich die Nase mit einem Flaschenkork und schritt auf das Marsfeld zu, das ganz mit Truppen bedeckt war. Die Knöpfe und Säbel der Soldaten glitzerten in der Sonne, und die Offiziere hielten gerade Kriegsrat, als der Schneider auf sie losmarschierte. Sie fragten ihn, warum er die Nase verstopft habe. „Wenn ich den Kork herausnehme, so blase ich euch alle in die Luft, daß ihr zu den Wolken hinauffliegt und wieder herunterstürzt und zu Spinnedrecken zerschmettert werdet, daß ihr's wißt, ihr Gauche und Hasenfüße,“ und er machte eine Bewegung mit der rechten Hand, als ob er den Kork herausnehmen wollte, aber die Offiziere fielen vor ihm auf die Kniee und baten ihn, ihr Leben zu schonen, sie wollten ihm gewiß nie mehr etwas zu leide tun. Es ging nicht lange, so

Digitized by Google

waren die Soldaten abgezogen, und auf der großen dürren Ebene hüpften wieder die Heuschrecken herum.

Der König sah nun ein, daß er dem Schneider nicht beikommen konnte. Er tröstete seine Tochter und sagte zu ihr: „Es ist ja schon wahr, einen feineren Gemahl hättest du schon verdient, aber bedenke nur, daß jeder andere auch große Fehler hätte. Du mußt dich halt leiden und darfst nicht vergessen, daß der Schneider unserer Heimat große Dienste erwiesen hat, denn er hat unser Land befreit von den Bären und den zwölf Räubern!“

Digitized by Google

Die drei goldenen Aepfel.

Ein armes Ehepaar bekam jedes Jahr ein Kind. Schon waren acht beisammen, und als das nächste Jahr um war, traf auch schon das neunte ein. Da beschlossen sie, das größte, den Knaben Isidor, fortzugeben. Aber niemand begehrte ihn, die andern Familien hatten genug an ihren eigenen Kindern.

Da verabredeten die Eltern, sich des Isidor auf andere Art zu entledigen. Als sie das nächste Mal im Wald dürres Holz sammelten, ließen sie den Knaben im Stich und kehrten auf Umwegen heim. Als das Kind sich allein und verlassen fühlte, irrte es im Walde umher und rief nach Vater und Mutter, aber umsonst. Es setzte sich auf einen bemoosten Stein und fing an bitterlich zu weinen, als auf einmal durch den Waldweg eine prächtige, von vier Schimmeln gezogene Kutsche rollte, in der ganz allein eine weiße Dame saß. Der Wagen hielt vor dem Kinde an und die Dame fragte, wen es suche. Als es erzählte, daß es hier Holz gesammelt hätte und nun seine Eltern nirgends mehr finden könne, hob es die Dame in den Wagen und fuhr mit ihm davon.

Vor einem großen stolzen Palast blieben die Pferde stehen, ein weißgekleideter Diener hob den Knaben aus dem Wagen und führte ihn in das Haus. Hier hatte er alles, was sein Herz begehrte, nicht nur Schwarzbrod und

Digitized by Google

Hollundermus und ein Strohlager im Ziegenstall, wie zu Hause, sondern Braten und Gemüse, ein weiches Federbett und die feinsten Spielsachen. Jeden Tag durfte er die Marmortreppen auf- und absteigen und durch die glänzenden Gemächer laufen mit den goldenen Tapeten und den hohen Spiegeln, vor denen er zuerst ganz erschrocken stille stand. Nur in ein einziges Zimmer war ihm der Eintritt aufs schärfste verboten.

Dem Knaben gefiel es so gut in dem Palaste, daß er sich nicht mehr in die armselige Hütte seiner Eltern zurückwünschte. Doch jeden Tag, wenn er sich in den vornehmen Gemächern tummelte, blieb er vor der verschlossenen Tür stehen und guckte sie lange an. Sie sah aus wie die andern Türen, war mattweiß angestrichen und hatte ein Messingschloß, aber was sich da drinnen befand, das hätte er doch gar zu gerne erfahren. „Warum darf ich hier nicht hinein? Das möchte ich doch gerne wissen. Nur schnell hinein und dann wieder heraus!“ Die Furcht vor der Strafe hielt ihn aber zurück, bis eines Tages die Versuchung so groß war, daß er ihr nicht mehr widerstehen konnte. Der Schlüssel steckte im Schloß, in den Gängen war niemand, und da er keine Schritte hörte, öffnete er die Tür und trat ein. Aber kaum war er im Zimmer, so fuhr er zurück und machte schnell kehrt, doch o weh, die Tür hatte sich hinter ihm geschlossen. In der großen weiten Stube hingen tote Menschen an der Decke, die er mit Entsetzen betrachtete. Bevor er sich vom größten Schrecken etwas erholt hatte, ging die Tür wieder auf, und herein trat die weiße Frau, die ihn derb am Arm faßte und sagte, sie werde ihn ebenfalls auf der Stelle töten und aufhängen. Der Knabe warf sich vor ihr zu Boden und bat um Gnade und Verzeihung. Die Dame zauderte

Digitized by Google

lange und ließ sich erst erweichen, als er ihr weinend versprach, nie mehr das Zimmer betreten zu wollen.

Mehrere Jahre verstrichen, und der Knabe war zum schönen Jüngling aufgewachsen. Die weiße Dame kleidete ihn wie einen Grafensohn nnd nahm ihn auf ihren Spazierfahrten mit. Da stellte sich abermals die Versuchung ein nach dem verbotenen Zimmer. Zuerst schielte er nur nach der Tür, wenn er daran vorbeiging, dann blieb er stehen und schaute sie an von oben bis unten.

Eines Tages glaubte er das Mittel gefunden zu haben, unbemerkt eindringen und wieder hinausgehen zu können. Er holte in der Küche ein dickes Buchenscheit, verbarg es unter dem Rock, schlich sich zur Tür, öffnete sie und steckte das Scheit zwischen die Türspalte. Doch kaum hatte er die Klinke fahren lassen, so flog die Tür mit voller Wucht wieder zu, knackte das Sperrholz entzwei und schnappte ein. Abermals war er gefangen und durfte diesmal auf keine Gnade mehr hoffen.

Er lief in Todesangst den Wänden des Zimmers entlang und suchte einen andern Ausgang, aber der Raum war so groß, so unermeßlich, daß er nicht ans andere Ende gelangen konnte.

Da geriet er plötzlich in einen schmalen Seitengang, durch den ein Lichtlein glänzte, auf das er zusteuerte. Und siehe da, nun befand er sich in einem Stall, in dem drei prächtige Tiere an der Barre standen, ein Pferd, ein Maultier und ein Esel, alle spiegelglatt und gut genährt. Isidor legte ihnen die Hand auf die Mähnen, fuhr streichelnd darüber weg und sagte: „Bist du ein schönes Pferd! — Bist du ein schönes Maultier! — Und du, bist du ein schöner Esel!“

Da wieherte das Pferd und fing an zu reden: „Wir

Digitized by Google

sind keine gewöhnlichen Tiere, sondern unglückliche Menschen, die der Teufel in Tiere verwandelt hat. Du bist hier im Hause des Teufels, daß du's weißt, und die weiße Frau ist der Satan selbst, aber du hast uns gelobt und gestreichelt, und dafür wollen wir dich aus den Klauen des Bösen befreien. Reiß mir drei Haare aus der Mähne! So! — Jetzt sieh zu, daß du sie nicht verlierst. Sobald du sagst, „im Namen der drei Haar' meines Pferdes Bayard," kannst du dir wünschen, was du willst, alle deine Wünsche werden sich erfüllen, und du wirst über eine Macht gebieten, die keine Grenzen kennt. Nimm dort den breiten Strohhut in der Krippe, setz ihn auf und behalt ihn immer auf dem Kopf, damit er deine schönen Goldlocken verdeckt, die dir hier gewachsen sind. Dann bedarfst du noch eines Scheites, eines Eimers und einer Bürste, die du dort in der Ecke beisammen findest, und fortan werden die bösen Geister keine Macht mehr über dich gewinnen. Und nun geh und mach, daß dich der Teufel nicht mehr einholt!"

Isidor setzte den Hut auf sein Lockenhaupt, packte das Werkzeug zusammen, dankte höflich, verließ den Stall und gelangte aus demselben direkt auf eine schöne breite Landstraße, auf der er raschen Schrittes dahineilte. Aber bald hörte er Pferdegetrampel hinter sich, und als er zurückschaute, erkannte er mit Schrecken den Wagen, der ihn in den Teufelspalast geführt und in dem er seitdem so oft gefahren war. Drinnen saß wieder die weiße Dame. Der Wagen kam rasch näher, so daß ihn vor Angst schauderte. Wenn er ihn einholte, so war er des Todes sicher. Aber wofür hatte ihm das Pferd die Zaubermittel in die Hand gegeben! Kurz entschlossen schmetterte er das Scheit zu Boden und rief:

Digitized by Google

„Im Namen der drei Haar'
Meines Pferdes Bayard
Soll mich sofort vom Bösen
Ein hohes Gebirge erlösen!"

Der Wunsch ging augenblicklich in Erfüllung. Ein mächtiger Gebirgszug türmte sich hinter ihm auf, so daß er einen großen Vorsprung gewann und nun ruhig weiter ziehen konnte. Aber es war noch nicht Mittag, als er schon wieder die rollenden Räder des Teufelswagens hinter sich hörte, der schneller fuhr als der Wind. Ohne langes Besinnen warf er den Eimer zu Boden und schrie:

„Im Namen der drei Haar'
Meines Pferdes Bayard
Will ich, daß zwischen des Teufels und meiner Wege
Ein großes tiefes Meer sich hinlege!"

Als er zurückblickte, lag das Meer hinter ihm, weit, bleigrau und uferlos. So hatte er wieder einen großen Vorsprung erreicht, und er konnte, ohne sich zu beeilen, den Weg fortsetzen. Aber zum dritten Mal hörte er den Teufelswagen hinter sich, und da mußte er zum Letzten greifen und die Bürste zu Boden werfen und sprechen:

„Im Namen der drei Haar'
Meines Pferdes Bayard
Will ich, daß ein dichter Wald
Mich vom Teufel trenne alsobald!"

Damit war der Wagen verschwunden, und über den Wald hinaus konnten die vier Schimmel nicht traben, da der Boden geweiht war und sie sich darauf die Füße verbrannt hätten.

Isidor wanderte nun, froh, vom Teufel erlöst zu sein, gemächlich durch Auen und Wälder, bis er in die Hauptstadt gelangte und im königlichen Palast Anstellung fand als Gärtner.

Digitized by Google

„In drei Tagen hält meine ältere Tochter Hochzeit," hatte ihn der König angeredet. „Wenn es dir gelingt, bis dahin meinen Garten wieder in stand zu bringen, so wie ich es wünsche, so sollst du am Hof bleiben und schönen Lohn erhalten!" Isidor erklärte, die Arbeit übernehmen und zur vollen Zufriedenheit ausführen zu wollen, worauf der König ihn seiner Dienerschaft einreihte. Aber anstatt sofort an das schwierige Werk zu gehen, schlenderte Isidor den ersten Tag im Garten auf und ab und den zweiten ebenfalls, und als der König nachschaute und sah, daß noch nirgends etwas angefangen war, brauste er auf: „Ja weißt du nicht, daß du bis morgen Abend meinen Garten neu bestellen mußt, du Schnapphahn und Tagedieb! Nun frisch ans Werk, wenn es nicht schon zu spät ist!"

„Seid ohne Sorgen," sagte Isidor, „morgen Abend wird der Garten so aussehen, wie Ihr es wünscht!" Dann setzte er seinen Spaziergang fort und kümmerte sich nicht um die Spottnamen, die ihm die Höflinge zuriefen.

Am nächsten Morgen begab sich der König wieder in den Garten und fand zu seinem großen Ärger den Gärtner schlafend auf einer Bank. Er rüttelte ihn unsanft auf und dachte ihn fortzujagen, aber Isidor, der immer noch die lange Reise in den Gliedern verspürte, rieb sich die Augen aus und sagte gelassen: „Wenn der Garten am Abend nicht frisch bepflanzt ist wie Ihr es wünscht, so könnt Ihr mich dann immer noch fortjagen!"

Der Abend kam und der König erschien mit seinem ganzen Hofgesinde, das sich freute, den faulen Gärtnerburschen mit Schimpf und Schande abziehen zu sehen. Dem wollten sie dann auch noch eins anhängen, dem Tagedieb, dem vertrackten! Aber bevor sie zu ihm stießen, sprach Isidor sein Sprüchlein!

Digitized by Google

„Im Namen der drei Haar'
Meines Pferdes Bayard
Will ich, daß der Garten sich wandelt und kehrt
Wie es der König wünscht und begehrt!"

Sogleich ging eine große Wandlung vor sich. Die alten Bäume und Sträucher, all die Unkräuter und Schmarotzerpflanzen, die im Verlaufe der Jahre sich angesammelt hatten, verschwanden, und blühende Rosenhecken, Ziersträucher im vollsten Blütenschmuck, Malven, Lilien und Rosen prangten in fein gerundeten Beeten an ihrer Stelle, Springbrunnen schossen ihre Wassersäulen auf und herrliche Statuen standen da, wo die Wege sich kreuzten. Der König blieb mit all seinem Volke stehen und schaute sich fast die Augen ausan dem herrlichen Wunderwerke. Ans Fortjagen dachte niemand mehr.

Ein Prinz aus einem der Nachbarstaaten war der Gemahl der ältesten Tochter des Königs geworden. Ein Jahr später verheiratete sich auch die zweite Tochter mit einem Prinzen, und der König suchte bald darauf auch für sein jüngstes Kind einen Gemahl aus fürstlichem Hause. Aber das Mädchen wollte nichts wissen von einem Prinzen, da es schon lange den Gärtnerburschen und seine Goldlocken, die unter dem Hute hervorquollen, ins Herz geschlossen hatte. Das einzige, was der Prinzessin an dem Geliebten mißfiel, war, daß er den großen Strohhut nicht vom Haupte nehmen wollte, und sie hätte so gern sein volles weiches Haupthaar gesehen und es geküßt. Der König war nicht erbaut ob der sonderlichen Gesinnung seines Kindes, aber da es den Kopf in den Nacken warf und kurz und bündig erklärte, den Lockenkopf oder keinen werde es heiraten, sagte er: „Also, so nimm dir deinen Gärtner, wenn du es so haben willst, mir kann es auch recht sein!"

Digitized by Google

So wurde Isidor der Schwiegersohn des Königs, aber er blieb bei seiner Bescheidenheit und verlor auch seine linkische Täppigkeit nicht und stach immer mehr ab gegen die Prinzen, die stets ein glänzendes Gefolge um sich hatten und den Gärtner nur von der Seite anschauten. Der König verteilte nun unter die Schwiegersöhne drei goldene Äpfel, indem er ihnen verkündete, er werde einmal demjenigen von ihnen die Krone abtreten, der den Apfel am höchsten in Ehren halte.

Einige Zeit darauf sollte der König gegen einen Fürsten, der sich gegen das Reich auflehnte, in den Krieg ziehen. Da er sich zu alt fühlte, um sich den Strapazen eines Feldzuges auszusetzen, sandte er seine drei Schwiegersöhne mit dem Heere aus. Die zwei Prinzen bestiegen prächtige Renner, der Gärtner aber ließ sich die älteste Stute aus dem königlichen Marstalle vorführen, die eigentlich nur noch das Gnadenbrot genoß. Obwohl man ihm von allen Seiten rief, er werde doch nicht mit einer solchen Mähre in den Krieg ziehen wollen; wenn der Feind die Oberhand gewinne, so könne er nicht einmal sein Leben retten, er blieb dabei und reiste ab, klipp klapp, im langsamen Zotteltrab hinter dem Gefolge der beiden Prinzen, die seinen Augen bald entschwanden. Die Prinzen waren schon zwei Tage im Feld, als Isidor mit seiner alten Stute erst anlangte. Der Feind stellte sich eben zur Schlachtordnung auf. Isidor wartete noch ein Weilchen, dann sagte er sein altes Sprüchlein her:

„Im Namen der drei Haar'
Meines Pferdes Bayard
Will ich, daß der Feind, wenn ich das Schwert ziehe,
Mir den Rücken kehre und fliehe!"

Damit riß er das Schwert aus der Scheide, worauf

Digitized by Google

die feindlichen Truppen in Verwirrung gerieten und in wilder Flucht auseinanderstoben. Die Prinzen ritten in stolzem Zuge nach Hause und verkündeten dem Vater den großen Sieg, den sie sich allein zuschrieben. Der König glaubte es gerne; wie hätte er auch ahnen sollen, daß der linkische Isidor mit seinem altersmüden Klepper im stande wäre, auch nur das kleinste Heldenstücklein auszuführen.

Aber bald erhielt Isidor wieder Gelegenheit, seine Schwäger zu beschämen. Der König wurde krank, und der Arzt erklärte, daß es nur ein Mittel gebe zu seiner Heilung; wenn es gelinge, die größte und gefährlichste Viper im Lande zu erlegen und sie für ihn zu braten, so werde er, wenn er sie esse, wieder genesen. Die drei Schwiegersöhne brachen sofort auf zur Jagd nach dem Ungeheuer und durchkreuzten die Wälder und Schluchten nach allen Richtungen. Da Isidor wieder seine alte Stute ritt, vermochte er den Schwägern nicht zu folgen. Er begnügte sich mit kleinen Tagereisen und schonte sein Rößlein. Mitten im Walde hielt er an und sagte sein Sprüchlein her:

„Im Namen der drei Haar'
Meines Pferdes Bayard
Soll die größte der Schlangen allerwegen
Zu meinen Füßen tot sich legen!"

Da die zwei Prinzen zufällig in der Nähe vorbeiritten, vernahmen sie, daß Isidor die Viper erlegt habe. Sie kamen herbei und erbaten sich die tote Riesenschlange, damit sie dem Vater sagen könnten, sie hätten das Tier erlegt. Isidor zauderte ein Weilchen, aber als sie ihm ihre goldenen Äpfel dafür versprachen, tauschte er es gegen ihre kostbaren Äpfel und ritt wieder ganz allein heimwärts. Er sah und hörte, wie der König die vornehmen Schwiegersöhne belobte und das Volk mit Bewunderung zu ihnen aufsah. Hier

Digitized by Google

und dort vernahm man Stimmen, die ihn verlachten, aber er achtete sich dessen nicht, führte das Pferd in den Stall und begab sich nach Hause. Der König aß den Schlangenbraten, worauf er sofort wieder gesund wurde, aber zwei Monate später verfiel er in eine andere Krankheit, und die Ärzte verordneten ihm Fleisch von dem größten Adler des Reiches.

Von neuem zogen die drei Schwiegersöhne aus, und abermals ging es wie das letzte Mal. Isidor erlegte mit Hülfe seines Zauberspröchleins den Adler, und die Prinzen trugen ihn nach Hause. Isidor hatte ihnen die Beute nicht umsonst abgetreten. Sie mußten sich platt auf den Bauch legen und den Rücken herhalten, auf den er ihnen mit der glühend gemachten Pfeilspitze eine Marke einbrannte, die sie noch lange nachher schmerzte.

Endlich kam der Tag, an dem sich der König den Nachfolger erkor. Er versammelte die Schwiegersöhne mit ihren Frauen in dem großen reich geschmückten Thronsaal und hieß sie die goldenen Äpfel vorweisen. Die beiden Prinzen hatten nach dem Tausch mit Isidor sich sofort andere goldene Äpfel verschafft, die sie nun auf den Tisch legten. Als Isidor aufgefordert wurde, seinen Apfel herauszugeben, legte er deren drei auf den Tisch, die der König an einem geheimen Zeichen als die echten erkannte, die er selbst unter die Schwiegersöhne verteilt hatte. Aufgebracht über den Betrug der beiden Prinzen, verlangte er Auskunft. Isidor erzählte nun ohne Umschweife, wie das alles gekommen war, und der König und alle die Anwesenden vernahmen mit wachsendem Erstaunen, daß er die Riesenviper getötet und den gewaltigen Adler erlegt hatte. Hierauf mußten sich die Prinzen ins Nebenzimmer begeben und dem Vater das Brandmal vorweisen, das ihnen Isidor auf

Digitized by Google

der Adlerjagd zur ewigen Schande aufgedrückt hatte. Von der Tapferkeit und den großen Verdiensten des ehemaligen Gärtners überzeugt, erhob ihn der König feierlichst zu seinem Nachfolger.

Isidor zog nun seinen Strohhut zum ersten Mal vom Kopf, und als ihm die Locken in den Nacken fielen, hell und glänzend wie Sonnengold, ging durch den Saal ein Ruf der Bewunderung. Der König neigte sich zu seiner jüngsten Tochter, die vor Freude strahlte, und flüsterte ihr mit halblauter Stimme zu: „Ja, du hast gut gewählt, mein Kind, das sehe ich nun ein," und dann rief er laut durch den Saal: „Es lebe Isidor der junge König, es lebe die schöne Königin!"

Digitized by Google

Schuster und Schneider.

In einem Städtlein, das heute noch nicht viel größer ist als vor langen Jahren, wohnten ein Schuster und ein Schneider zusammen in demselben Hause. Beide waren Junggesellen und zogen das Vergnügen der Arbeit vor; deshalb legten sie das Werkzeug immer schon beiseite, wenn die Sonne noch hoch am Himmel stand und die andern Handwerksleute noch emsig an der Arbeit saßen. Man sah nur wenige Kunden bei ihnen aus- und eingehen, obwohl sie die geschicktesten Meister waren im Städtchen, und was sie verdienten, reichte grad aus, um beim Krämer und Wirt die Schulden zu bezahlen. Es wurmte sie aber, daß sie für ihre Arbeit nicht mehr verlangen durften, denn sie hätten sich gerne noch öfter und schneller zu Hackbrett und Kanne begeben. Sie wußten ganz gut, daß erst nach wackerer Arbeit die Erholung süß schmeckt, denn sie waren nicht auf den Kopf gefallen, aber wenn der Schuster den Klopfstein und Kienruß im Stiche ließ und der Pinte zueilte, und wenn es auch mitten im halben Tag geschah, so warf auch der Schneider alles von sich und lief ihm nach, um an dem Wirtstisch nicht zu kurz zu kommen.

Eines Tages wurden sie einig, den Ort zu verlassen und in eine andere Stadt zu wandern, wo sie weniger zu arbeiten und mehr zu verdienen hofften, als in dem kleinen Spießbürgernest. „So gut wie hier bezahlt man uns grad noch," sagte der Schuster, „darum wollen wir fort, aber

Digitized by Google

zu essen müssen wir mitnehmen, damit wir unterwegs nicht verhungern, und das Werkzeug auch!" Der Schneider brummte auf: „Du hast Arme wie die Sennen auf der Alp und einen Nacken wie der Gewalthaber im Städtlein, du kannst schon ein paar Brote mehr tragen als ich; wenn ich drei Leibe mitnehme, so habe ich schwer genug!"

Der Schuster sagte drauf: „Meine Werkzeugtasche wiegt das Dreifache deines Nadelkissens, sieben Brote muß ein jeder mitnehmen und nicht eines weniger, sonst geraten wir unterwegs in Verlegenheit, denn ich kenne die Strecke nicht bis zum nächsten Städtchen. Nimm du also nur sieben Brote mit, wie ich es auch tue, das reicht dann aus für eine Woche, und bis dahin erhalten wir Arbeit!"

Der Schuster stieg in seine Stube hinauf und stopfte die Tasche mit dem Werkzeug und den sieben Broten, während der Schneider sich nur mit drei Broten belud. Dann tranken sie beim Pintenwirt noch eine Kanne Wein, nahmen Abschied und wanderten mit dem Bündel am Rücken zum Städtlein hinaus.

Beide verzehrten im Tag je eines der Brote, und so lange das Geld noch anhielt, tranken sie in den Wirtsstuben an den Straßen ein Kännchen Wein dazu. Als das letzte Haus verschwand und die Straße sich schnurgerade durch die Ebene zog, war auch der letzte Batzen weg, und so mußten sie ihren Durst, so schwer es sie auch ankam, mit Wasser löschen.

Als sie am vierten Tag unter einer Pappel rasteten, hatte der Schneider kein Brot mehr. Er guckte den Schuster an, der noch einen schönen Vorrat in der Tasche besaß, und bat ihn, ihm von den seinen eines zu geben. „Ja, hast du nur drei Brote mitgenommen, du Gauch?," fuhr ihn der Schuster zornig an. „Ich habe dir doch befohlen,

Digitized by Google

sieben Brote einzupacken, wie ich es auch gemacht habe; da nimm eines, du Rabenaas!"

Er warf ihm ein Brot zu und teilte mit ihm den Vorrat auch am fünften Tage, dann war der ganze Proviant aufgezehrt. In den Taschen fand sich nichts mehr, und noch verkündete kein Turm und keine Zinne die Nähe der Stadt. Eine weite, trostlose Moorwüste, mit dünnen Birken und dürftigem Strauchwerk bewachsen, dehnte sich vor ihnen aus.

Als der Magen zu knurren anfing, sagte der Schuster kein Wort mehr. Er wanderte immer zu, weitab von dem Schneider, ruckte ab und zu an seiner Werkzeugtasche, so daß die Ahlen und Messer klirrten, murrte zwischen den Zähnen und schaute düstern Blickes zu Boden. Auf einmal hielt er an, warf das Bündel ins Gras und sagte: „Deinetwegen muß ich Hungers sterben, du nichtsnutziger Lump, aber bevor ich abkratze, sollst du mir vorangehen!" Er griff zum Schustermesser, drückte den Schneider mit den Fäusten ins Gras, kniete auf seine Brust und stach ihm beide Augen aus. Den jammernden Gefährten ließ er liegen und zog fluchend und knurrend davon.

Der Schneider wand sich in seinem Schmerz am Boden wie ein Wurm, schlug mit den Armen um sich, tappte sich dann weiter und kam gegen Abend zu einem Waldgebüsch, unter dem er sich niederließ. Als er stille so dalag und den Schlaf nicht finden konnte, hörte er die Vöglein in den Zweigen zwitschern, und er lauschte andächtig dem Gesange. Das Gezwitscher der Vögel wurde immer lauter und voller, und auf einmal schwiegen sie alle bis auf einen, aber der pfiff nicht, sondern sang eine liebliche Melodie, deren Worte der Schneider ganz deutlich verstehen konnte. „Wenn die Blinden heute wüßten, tirlede — tirledi —

Digitized by Google

was diese Nacht für ein Tau fällt, sie würden sich mit dem Taue waschen, tirlede — tirledi — und wieder sehendwerden!"

Der Blinde horchte auf und murmelte: „Wenn das für mich sein soll, so will ich es schon probieren," und er betastete sich die schmerzenden Wunden und mochte kaum warten, bis der Morgen anbrach und der Tau sich auf die Blättlein legte. Als er die ersten warmen Sonnenstrahlen verspürte, streifte er sorgsam das köstliche Naß von den Blättern und wusch sich damit die brennenden Augenhöhlen. Fast augenblicklich vergingen die Schmerzen, und es dauerte nicht lange, so war er wieder sehend wie zuvor. Er schaute um sich und bemerkte mit Schrecken, daß er unter einem Galgen geschlafen hatte. Er beeilte sich, von dieser Stätte fortzukommen und wanderte weiter den ganzen achten Tag. Wenn ihm auch der Magen rumpelte, so klagte er nicht, so froh war er, wieder mit hellen Augen vor sich hinsehen zu können. In einem alten, halb verfaulten Baumstrunk, bei dem er sich eine Rast gönnte, entdeckte er gefüllte Honigwaben. „Aha, da gibt es wilden Honig," rief er und hob mit seinem Stock eine volle Scheibe heraus. „Bis ich etwas Besseres finde, schmeckt mir das gut genug," aber da setzte sich die Bienenkönigin auf seinen Stock und flehte zu ihm: „Laß uns die Waben, damit wir im Winter nicht Hungers sterben, ich werde es dir lohnen!" Der Schneider hatte ein gutes Herz und dachte, zum Aushalten sei es schon noch und mit Honig anzufangen, wenn man viele Tage nichts mehr gegessen habe, sei nicht das Ratsamste. So legte er die Wabe wieder zurück in den Strunk und zog weiter.

Als er wieder einen Tag gewandert war, gelangte er zu einer kleinen Baumgruppe. Bei derselben weidete ein schönes braunes Pferd, das keine Scheu vor ihm zeigte

Digitized by Google

und ihm freudig zuwieherte. Nirgends war ein Bauersmann zu entdecken, und ihn hungerte so sehr, daß ihm fast die Sinne schwanden. Da zog er kurzerhand ein Messer, um das Pferd zu töten und ein Stück Fleisch herauszuschneiden, aber als er das Messer an den Schuhsohlen schliff, begann das Pferd zu reden: „Laß mich leben und es soll dich nicht gereuen!“ Der Schneider fühlte Mitleid mit dem Tier und sagte: „Dein Leben ist nicht so lang wie das meine, ich will es dir nicht kürzen, und Pferdefleisch, wer weiß, ob das mein schwacher Magen ertragen würde!“ Er zog die Hosenschnalle fester an und marschierte weiter. Es war der zehnte Tag, und vier Tage schon hatte er nichts gegessen.

Da endlich, als er sich kaum mehr vorwärts schleppen konnte, tauchten die Zinnen eines Schlosses auf, und bald darauf stand er vor der hohen Ringmauer einer großen stolzen Burg. Der Pförtner wollte eben das Tor zuschließen, als ihm der Schneider in allen Ängsten zurief: „Halt — halt — um des Himmelswillen ein Stücklein Brot, sonst sterbe ich hier, wo ich bin!“ Der Pförtner holte ein ganzes Brot und eine Kanne Wein. Der Schneider, der auf dem Boden lag und sich kaum mehr rühren konnte, verschlang gierig Brot und Wein. Dann fragte er den Torschließer, ob er hier nicht Arbeit erhalten könnte. Der Pförtner ging abermals ins Schloß zurück und brachte den Bescheid, der Herr Graf sei gewillt, ihm für längere Zeit Arbeit zu geben, wenn er in seinem Berufe tüchtig sei. „Das wird sich schon zeigen,“ sagte der Schneider, „an mir soll es nicht fehlen,“ und wenn ihm die schwachen Beine nicht den Dienst versagt hätten, so hätte er einen Purzelbaum geschlagen vor Freude. So wurde er ins Schloß aufgenommen und für seine Arbeit gut bezahlt.

Digitized by Google

Dazu erhielt er jeden Tag reichlich zu essen und zu trinken, so viel er begehrte.

Einige Tage später gelangte auch der Schuster in diese Gegend und hielt beim Pförtner um Arbeit an. Da er angab, in seinem Fache der beste Meister zu sein weit und breit herum, so wurde er hereingelassen und auf die Stör genommen. Er sperrte Mund und Augen auf, als er den Schneider auch hier fand und wiederum mit gesundem Gesichte, aber er sagte nicht ein Wort von ihrer gemeinsamen Wanderung und hütete sich wohl, von der bösen Geschichte anzufangen. Er tat vielmehr, als ob sie immer die besten Freunde gewesen wären und erwies seinem Kameraden allerlei Artigkeiten.

Als der Graf zu einem großen Gastmahle geladen wurde, mußte ihm der Schneider einen flotten Rock schneidern und der Schuster ein paar feine Stiefel anfertigen. Da die Arbeiten sehr fein und sauber ausfielen, wurden die beiden Handwerksleute vom Burgherrn eingeladen, ihn auf das Nachbarschloß zu begleiten, wo sie ebenfalls gutbezahlte Arbeit erwarten durften. Das versetzte den Schuster in solchen Neid über den Kameraden, daß er gleich zum Grafen lief und ihn anschwärzte: „Der Schneider, den ihr so gut behandelt," sagte er, „ist ein großer Lump, den kenne ich schon aus früherer Zeit; er verdient eure Wohltaten gar nicht und jetzt wißt ihr's!"

Da ließ der Graf den Schneider zu sich bescheiden, und als der Ahnungslose bei ihm erschien, fuhr er ihn hart an: „Ich habe vernommen, du seiest ein großer Lump, deshalb darfst du mich nicht zum Gastmahl begleiten, und ich will dich auch nicht länger in der Burg behalten. Verlaß uns noch diese Stunde!" Der Schneider fing an zu jammern und zu bitten, so daß der Graf sich erweichen

Digitized by Google

ließ und fast mehr zum Spaß zu ihm sagte: „Nun, wenn du in einer halben Stunde dreimal um die Ringmauer der Burg herumläufst, so darfst du bleiben!“ Der Schneider, der nicht wußte, wie er das fertig bringen sollte, verließ ganz niedergeschlagen das Zimmer, gedachte aber am nächsten Morgen doch wenigstens einen Versuch zu wagen.

Der Pförtner geleitete ihn vor das Tor und schaute auf die Sonnenuhr, und der Schneider begann seinen Wettlauf. Er setzte gleich so feurig ein, daß ihm bald der Atem ausging und er anhalten mußte. Er hatte noch nicht den Halbkreis durchlaufen und war schon ganz erschöpft. Da gedachte er umzukehren, als er plötzlich ein gesatteltes Pferd vor sich sah, das ihn anredete: „Steig auf und halt dich an der Mähne fest!“ Er stutzte, aber nicht lange, schwang sich in den Sattel, und nun flog der Braune in der Hälfte der ihm zugemessenen Zeit mit ihm dreimal um die Mauer, schnell wie der Blitz und wieder zurück an denselben Ort. Als er dem Pferd auf den Hals klopfte und ihm dankte, sagte es: „Du hast mir das Leben geschenkt, und ich habe dir dafür einige gute Tage verschafft!“ Der Schneider hatte seine Aufgabe trefflich gelöst und durfte nun noch länger im Schlosse bleiben.

Bald darauf wurde verkündet, daß der Herr Hochzeit zu halten gedenke. Der Schneider mußte das Hochzeitskleid schneiden und nähen und der Schuster ein paar zierliche Schuhe für die Braut anfertigen. Da die Arbeit wieder zur vollen Zufriedenheit des Grafen ausfiel, wurden beide zum Hochzeitsfeste geladen. Der Schuster mißgönnte seinem Kameraden diese Ehre abermals und verleumdete ihn derart, daß der Graf entschlossen war, ihn fortzujagen. Da bat der Schneider so flehentlich um Gnade, daß der Burgherr Mitleid mit ihm empfand und ihm eine zweite

Digitized by Google

Aufgabe stellte. „Letzte Nacht hat es sehr stark geregnet," sagte er mit erheucheltem Ernst, „und die Blüten meines Gartens sind alle zur Erde gefallen; ich gebe dir einen halben Tag Zeit, all die weißen und roten Blättchen in Körbe zu sammeln. Gelingt es dir, so darfst du bleiben, und dann muß der Schuster weg, denn einer von euch beiden ist ein Spitzbube!"

In tiefer Traurigkeit machte sich der Schneider am nächsten Morgen an die Arbeit. Der Garten war so groß und weit, daß er ihn nicht überblicken konnte, und da stand Baum an Baum und der Boden war gefärbt von den herabgefallenen Blüten und sah aus wie eine frisch überschneite Alp. Der Schneider steckte die Hände in die Taschen und hatte keine Lust anzufangen, denn die Arbeit war unausführbar, und wenn er Wochen dazu hätte verwenden können. Da summte ihm etwas ums Ohr, und gleich darauf flog eine große Biene auf seine Hand und sprach zu ihm: „Setze dich nur an den Schatten dort unter den Quittenbaum und laß dir von den Vögeln etwas vorpfeifen, wir werden für dich sammeln!" Da kam ein dichter Bienenschwarm dahergesurrt und machte sich an die Arbeit, und ehe es Mittag läutete, waren die Blättlein alle gesammelt. Zehn Körbe standen gefüllt mit dem weichen Blütenschnee. Der Schneider dankte gerührt der Bienenkönigin, worauf sie ihm zusummte: „Du hast meinen Honig geschont im Baumstrunk, und deshalb bin ich mit meinem Volke herbeigeflogen, um dir zu helfen!"

Als der Graf kam und die gefüllten Körbe sah, sagte er zum Schneider: „Ich sehe, daß die guten Geister mit dir sind. Du bist ein braver Handwerksmann und bleibst bei mir im Schloß und darfst vielleicht noch einmal meinen Kindern das Hochzeitsgewand anmessen. Jetzt aber gehe ich zurück in die Burg und jage den Schuster zum Teufel!"

Digitized by Google

Der Teufelsblock von Erschmatt.

Einen guten Steinwurf über dem Dorfe Erschmatt, wo der Berghang sich so jäh senkt, daß auf dem felsigen Grund nur spärliche Kräuter gedeihen, liegt ein Block, der größer ist als das Gemeindehaus. Man sieht ihn auch mit bloßem Auge ganz gut von den Halden auf der andern Seite des Rhonetales. Oben ist er breit und platt, mit einer dünnen Rasenschicht bedeckt, unten schmal, ja er liegt so „spitz" auf, daß es den Anschein hat, als ob ein einziger Mann mit einem kräftigen Ruck ihn ins Rollen bringen könnte.

Die Wände sind glatt und steil, so daß der beste Kletterer nicht auf seinen Rücken hinaufgelangt. Wer sich da hinaufwagen wollte, müßte ja auch Gefahr laufen, den Fels durch sein Gewicht zum Überschlagen zu bringen. So wenigstens sieht es aus. Die Dörfler haben an der untern Seite ein Steinmäuerchen errichtet, das aber viel zu schwach wäre, den Riesenblock zu stützen und ihm den Weg ins Dorf zu verwehren. Und doch schlafen die Leute ruhig in den Hütten, die dicht unter dem Block ganz nahe beisammen stehen wie die Zellen an der Bienenwabe, und denken an keine Gefahr; denn sie wissen wohl, daß der Stein da, wo er liegt, bleiben muß bis in alle Ewigkeit.

In alter Zeit hatte ihn der Teufel weit oben in den Bergen geholt und ihn an den Platz getragen, den er heute einnimmt, um damit das Dorf zu zerschmettern. Als er

Digitized by Google

mit den Füßen stemmend ihn ins Rollen bringen wollte, stand plötzlich der Schutzheilige des Dorfes vor ihm und fuhr ihn an: „Halt, was tust du da!“

„Ich will das Dorf zu Mehl zerreiben,“ sagte der Teufel, „denn die Dörfler sind mir verfallen und du hast hier nichts zu schaffen!“

„Das wollen wir sehen“, sagte der Schutzengel, „so schnell geht das nicht!“

„So zeig' mir eine einzige Seele im Dorf,“ rief der Teufel im größten Ingrimm, „die auch nur imstande wäre, eine gute Tat zu verrichten; wenn es dir gelingt, haha, so soll der Fels bleiben, wo er ist, aber da kannst du alle Hütten absuchen, und du wirst überall nur Bosheit und Tücke finden!“

„Komm mit,“ sagte der Schutzpatron und führte den Teufel den Zickzackweg hinunter ins Dorf. Es war stockfinstere Nacht. In den Hütten schliefen die Bewohner und ahnten nicht, welch' große Gefahr ihnen drohte. Sie stapften zusammen, der Schutzengel um einige Schritte voraus, durch den Schmutz des engen steilen Gäßchens, in dem es nach kräftigem Heu duftete. In den Ställen hörte man leises Blöcken und Gewieher und das Anschlagen der Herdenglöcklein. Vor einer alten zerfallenen Hütte, die eben der nächste Sturm wegfegen konnte, machte der Schutzgeist Halt. Ein Haufen Waldstreue und zusammengetragenes Holz reichte bis unter das lotterige Dach. Das kleine erblindete Fenster war matt erhellt von dem Schein des Lämpchens in der Stube, und man hörte ganz gedämpft das leise Wimmern eines Kindes.

„Da steig' hinauf und guck hinein,“ sagte der Schutzengel. Der Teufel sprang mit einem Satz die steinerne Treppe hinauf, stellte sich auf die Zehen, wischte mit der Hand

Digitized by Google

den Staub weg aus den runden Butzenscheiben und schaute lange in die Stube. Das hämische Lachen verschwand auf dem Gesicht.

„Was siehst du?“ fragte der Schutzengel.

„Ich sehe nichts,“ sagte der Teufel, „es ist zu wenig hell in der Stube,“ und er duckte sich.

„So, du siehst nichts? Erkennst du die Wiege nicht

Digitized by Google

mit dem kranken Kind drin? Neben ihm sitzt die Mutter und wacht, und das ist jetzt die dritte Nacht, und wenn der Tag anbricht, wird sie das Kind durch ihre Liebe und Aufopferung gerettet haben. — Jetzt schau noch einmal hin!"

Aber da war der Teufel verschwunden. Den Felsblock hat er nicht mehr angerührt; er ist geblieben wo er war, und wo er heute noch steht.

Digitized by Google

Der Flötenspieler.

Ein wohlhabendes Ehepaar, das in einem anmutigen Bergtale wohnte, besaß einen Sohn, der zu nichts große Lust verspürte, als zum Flötenspielen. Bei den Arbeiten in Stall und Haus zeigte er sich immer sehr ungeschickt, faul und störrisch. Am liebsten hütete er die Schafe. Wenn er an sonnigen Halden oder in den braunen Felsen die Herde des Vaters überwachte, so spielte er zum Zeitvertreib auf einer Birkenflöte. Zu Hause hatte er eine ganze Sammlung dieser Holzinstrumente, von der größten Orgelflöte bis zur feinsten Sackpfeife. Wenn er mit der Herde auszog, schauten stets einige dieser Instrumente zu der Tasche heraus. Kaum war er am Weidenplatz angekommen, so zog er sie der Reihe nach heraus und probierte, welche ihm heute am besten passe. Dann spielte er mit den Lerchen und Grasmücken um die Wette und versuchte auch etwa ihre Stimmen nachzuahmen. Da klang es einmal dädidadi dum dum ti-ta, einige Zeit später pipateli-di-tsi-tsi, und der Bach murmelte dazu seine eigene Melodie und kümmerte sich nicht, ob sie dazu stimme oder nicht. Die Schafe hatten sich so sehr an sein Flötenspiel gewöhnt, daß, wenn er aufhörte, sie mit den Ohren wackelten oder den Kopf drehten. Er hatte auf dem Instrument eine so große Fertigkeit erlangt, daß er alle Weisen, die er kannte, darauf spielen konnte. Wenn er des Morgens die Herde austrieb, lief er

Digitized by Google

hinterdrein und blies einen fröhlichen Marsch, und wenn er abends heimkehrte, wiederum. So verstrichen die kurzen goldenen Sommertage. Die Jahre vergingen und der Hans war ein junger Mann geworden.

Der Vater reiste jedes Jahr einmal in das Nachbarland, wo er große Güter besaß, um den Zins zu holen. Als die Zinsen wieder verfallen waren, sagte er zu seinem Sohne: „Hans, ich hole über den Bergen im Unterland das Geld, und du darfst mich begleiten. Die Last der Jahre drückt mir auf die Schultern, und es ist gut, wenn du mir nach und nach die Geschäfte abnimmst; das nächste Mal wirst du dann den Weg kennen und allein reisen können!“ Hans war sofort bereit dazu und begleitete den Vater auf seiner Reise, die mehrere Tage dauerte.

Als das Jahr um war, sagte der Vater zum Sohn: „Die Zeit ist wieder da, wo der Zins fällig ist, geh' und hole ihn mir, an den Weg wirst du dich wohl noch besinnen!“

Hans begab sich auf den Weg und spielte auf der langen Reise talabwärts auf der Flöte, um sich die Zeit zu vertreiben. Als er die Stadt erreicht und das Geld eingezogen hatte, schlenderte er ein wenig umher, um sich das Treiben auf den Straßen und Plätzen anzusehen. Als er so durch die Gärten und Anlagen wanderte, an rauschenden Springbrunnen und duftenden Gesträuchern vorbei, stieß er zu einer Gruppe von Leuten, die einen Kreis bildeten. Da mußte etwas Besonderes los sein. Da er groß gewachsen war, guckte er den zunächst Stehenden über die Schultern und sah nun, wie man mit Ruten und Knütteln auf einen toten nackten Menschen losschlug. Er fragte den Nachbar, was das für eine widerwärtige Prügelei sei.

Digitized by Google

„Ihr seid wohl von weit her, daß ihr das nicht wißt," antwortete dieser, „das ist hier so Brauch. Wer stirbt, ohne seine Schulden bezahlt zu haben, wird ausgepeitscht, und die Lebenden nehmen sich daran ein Beispiel!"

Das schien nun dem guten Hans doch ins Herz zu schneiden. Er fragte, wie groß denn die Schuld sei, die der Tote hinterlassen habe. Als man ihm die Summe nannte, betrug sie grad so viel, als er in der Tasche besaß. Er zog den Beutel mit den Zinsen heraus und bezahlte die Schuld für den Toten, den man hierauf in den Sarg legte und wegtrug. Kein Mensch sagte ihm: vergelts Gott; alle dachten, das sei ein verrückter Mensch oder ein Sonderling, sonst würde er nicht für einen Toten sein Geld hergeben.

Früh vor Tag trat er den Heimweg an. Als er das letzte Geldstück in der Tasche für Speise und Trank ausgegeben hatte, zog er die Flöte hervor und spielte ein Stücklein um das andere, und dabei vergaß er den Hunger und den langen Weg und kam endlich zu Hause an.

Der Vater hieß ihn die Zinsen auspacken, doch als ihm Hans den leeren Beutel vorhielt und erzählte, wofür er das Geld ausgegeben habe, da wurde der Vater böse und schrie ihn an: „Du Narr du, der Tote hat ja die Schläge nicht gespürt, du schenkst das Geld den Leichen, damit die Lebenden hungern können. Lass' mir solche Gimpeleien in Zukunft!"

Als abermals ein Jahr verflossen war, sandte ihn der Vater wieder in die Stadt, um die Zinsen zu holen. Er erteilte ihm allerlei gute Ratschläge und drohte ihm mit dem Finger: „Die Narrheiten lass' mir diesmal Bub, hörst du, sonst jage ich dich zum Kukuk!" Hans versprach, das Geld getreulich zu verwahren und zog nach der Stadt.

Digitized by Google

Auf der Heimreise führte ihn der Weg bei einem hohen runden Turm vorbei, der ihm schon früher immer aufgefallen war. Er ragte aus dichten Hollunderbüschen und schwarzen Tannen auf, und auf dem Dache drehte sich knarrend das zackige Fähnlein. Die Quadersteine der Grundmauern hätten für die Ewigkeit bestehen können, so dick und fest lagen sie da. Hans bog vom Weg ab, wendete die Äste und Zweiglein von sich und schlenderte um den trotzigen Bau herum. Da blieb er wie gebannt stehen. Aus einer der fensterartigen schmalen Öffnungen dicht über dem Boden winkte eine zarte weiße Frauenhand. Er rief: „Wer ist da drin?“ und da antwortete es dumpf aus dem Kerker: „Ich — hilf mir heraus, man hat mich entführt und hierhergebracht!“

„Du arme Frau,“ rief er, „wart', ich werde dir helfen!“ Dann zog er sein Messer, bohrte es in den Stein und erweiterte mit großer Anstrengung das Loch. Nach Stunden qualvoller Arbeit gelang es ihm, die Gefangene herauszuziehen. Wer da vor ihm stand, war aber keine Frau, sondern ein abgezehrtes blasses Mädchen, das vor Schwäche kaum mehr stehen und reden konnte. Er stützte das Mädchen, das aus großen feuchten Augen dankbar zu ihm aufschaute, mit seinen Armen und geleitete es in die nächste Stadt, die zum Glück nicht sehr weit weg war. Dort übergab er es einem Wirte zur Pflege und bezahlte zum voraus den Betrag für eine ganze Woche, so daß die Jungfrau sich, bevor sie ihre Heimreise antrat, erholen konnte. Als sie in dem Wirtshaus aufs Bett gelegt wurde, verfiel sie gleich in einen tiefen Schlaf, aus dem sie erst erwachte, als er schon lange wieder weg war.

Er wanderte heim zu und brachte wieder den leeren Beutel nach Hause. Als der Vater ihn aufforderte, die

Digitized by Google

Zinsen herauszugeben, erzählte er, wie er zu dem einsamen Gefängnisturm gekommen sei und sein Geld für ein Werk der Nächstenliebe ausgegeben habe. Aber da schrie ihn der Vater schön an: „Was Nächstenliebe! Wer ist dir näher als dein Vater und deine Mutter! Und du streust das Geld nur so in alle Winde hinaus! Pack' dich und mach', daß du mir fortkommst, du mißratenes Früchtchen!"

Da war er nun vor der Tür und wußte nicht, welche Richtung er einschlagen sollte. Er fing an zu laufen, kreuz und quer durch Wald und Wiesen und wanderte mehrere Tage zu, ohne Plan und Ziel. Da fuhr ihm auf einmal das Mädchen durch den Sinn, um dessen willen er fortgejagt worden war, und da schlug er den Weg zur Stadt ein.

Im Wirtshaus kam die Jungfrau auf ihn zu, lächelte ihn an und sagte, wie sie das freue, ihn wieder zu sehen. Sie erzählte ihm nun zu seinem großen Erstaunen, daß sie eine Königstochter sei und bat ihn, sie nach Hause zu begleiten, wo ihn der Vater für seine Aufopferung belohnen werde. Es bedurfte nicht vieler Worte, ihn dazu zu überreden, nur fiel ihm plötzlich ein, daß er ohne Geld sei. „Ich habe aber kein Geld in der Tasche," sagte er und errötete.

„Geld hab' ich genug," rief sie, „das haben sie mir nicht genommen, und wenn wir einmal im Lande meines Vaters sind, so kostet uns die Reise nichts mehr."

Da die Jungfrau sich wieder recht gut erholt hatte, wurde die Reise nicht lange hinausgeschoben. Bald hatten sie die Küste erreicht, wo sie einen Schnellsegler bestiegen. Die beiden Reisenden waren stets zusammen und bekamen sich während der langen Meerfahrt lieb. Wenn am Abend der ferne Horizont sich rot färbte

Digitized by Google

und der unendliche Meeresspiegel in allen Farben schillerte, zog er die Flöte hervor und spielte seine schönsten Melodien. Die Prinzessin fand großes Gefallen an seinem Spiel und verlangte immer wieder ein lustiges Liedlein, wie er es auf der Schafweide gelernt hatte. Das klang so lieb und einschmeichelnd, daß sie ihn, wenn er die Flöte absetzte und sie mit Augen und Mund anlachte, am liebsten vor allen Matrosen geküßt hätte. Sie sah auch mit Vergnügen, wie die Matrosen, die grad nichts Wichtiges zu tun hatten, sich zu ihnen gesellten und dem Spieler mit großen Augen und offenem Munde zuhörten.

Dem Kapitän, einem hochmütigen, aber schönen jungen Manne gefiel die Königstochter auch, und als er in Erfahrung brachte, wie die beiden sich gefunden hatten und daß die Prinzessin ihrem Retter Herz und Hand geben wolle, da machte er mit den Matrosen einen Anschlag auf den Burschen und versprach ihnen reiche Belohnung.

Als sich ein heftiger Sturm erhob, rief er den Hans aus der Kabine und forderte ihn auf, Hand anzulegen, um das Schiff retten zu helfen. Die rasenden Wellen donnerten, im Tauwerk ächzte es und in den Planken knarrte das Schiff. Hans sprang sofort hinauf auf das Verdeck und half den großen Mastbaum fällen, aber da wurde er von hinten erfaßt und ins Meer geworfen. Da er des Schwimmens unkundig war, tauchte er unter, aber zum Glück konnte er sich noch an einer Planke festklammern, die ihn über Wasser hielt, bis ihn die Wellen ans Ufer einer Insel warfen.

Als der Sturm nachließ, hißten die Matrosen wieder die Segel, und das Schiff setzte ruhig seinen Weg fort. Der Prinzessin gab der Kapitän vor, die Flut habe den Burschen vom Verdeck gespült und sofort verschlungen.

Digitized by Google

Als sie das hörte, brach sie in heftiges Weinen aus und konnte sich nicht trösten. Sie war ihrem edlen Retter in heißer Liebe zugetan und konnte seinen Verlust nicht verschmerzen. Der Kapitän suchte sie zu trösten und erwies ihr alle möglichen Liebesbezeugungen. Sie merkte seine Absichten wohl und stieß ihn zurück, aber er wurde immer zudringlicher, und als das Schiff landete, begleitete er sie an den Hof und erzählte dem König, er habe seiner Tochter das Leben gerettet und wünsche sie zur Frau. Der König, der froh war, sein Töchterchen wieder zu sehen, willigte in die Heirat ein, aber die Prinzessin, die ihrem Vater nicht zu widerreden wagte, verlangte, daß die Hochzeit noch um ein Jahr hinausgeschoben werde. Sie hoffte immer noch, daß ihr Geliebter irgendwo am Leben sei und noch vor Ablauf des Jahres am Hofe erscheinen könnte.

Unterdessen führte Hans auf dem Eilande ein einsames Leben. Er nährte sich von Wurzeln und Früchten, fing hie und da einen Fisch im Meere und baute sich eine Hütte aus Stein und Röhricht, in der er aber nur des Nachts weilte, wenn er im Schlafe frische Kräfte sammelte. Tagsüber schaute er übers Meer und spähte nach Segel und Mast aus; aber nichts unterbrach die endlose blaue Fläche. Die Sonne stand jeden Tag blutig rot auf und malte eine breite goldene Straße über das Wasser, auf der er so gerne hingezogen wäre, bis ins Land, wo seine Geliebte wohnte, aber er mußte auf der Insel warten, ein ganzes langes Jahr.

Als er eines Tages wieder traurig am Ufer auf- und abwanderte und mit den Augen den Horizont absuchte, rauschte es ganz nahe am Ufer, und ein Hase kam dahergeschwommen, so schnell wie ein Delphin, größer als die

Digitized by Google

gewöhnlichen Hasen und fing an zu reden: „Setze dich auf meinen Rücken und nenne mir das Land, wohin ich dich führen soll!“

Hans zeigte ihm die Richtung, in der das Land seiner Geliebten lag, und setzte sich auf das Tier, das ihn nun schneller als der größte Segler durch die blaue Flut an die Küste brachte. Beim Abschied sagte der Hase: „Du wunderst dich, daß du auf so sonderbare Weise und gerade durch einen Hasen gerettet worden bist. Nun wisse, daß ich der Tote bin, der vor der Stadt ausgepeitscht wurde und für den du dein Geld hingegeben hast. Als Hase muß ich mein Letztes abbüßen, und nun bin ich erlöst!“ Damit verschwand er in der Flut.

Hans nahm den Weg unter die Füße und kam gegen Abend in eine große Stadt mit goldenen Kuppeln und schlanken Türmen, und das war die Residenz, die der König mit seiner wiedergefundenen Tochter bewohnte. Hier vernahm nun Hans, daß die Prinzessin dem Kapitän verlobt worden sei, weil er ihr das Leben gerettet habe. Das versetzte ihn in grenzenlosen Zorn, so daß er schnurstracks in den Palast eindringen wollte um den frechen Spitzbuben und Betrüger niederzuschlagen, aber die Wächter hielten ihn überall zurück und glaubten, sie hätten es mit einem Verrückten zu tun. Er sah wohl ein, daß er auf diese Weise nicht zu der Prinzessin gelangen könne. Deshalb bekämpfte er seinen Zorn, wartete einige Tage und erhielt dann Anstellung als Handlanger bei dem neuen Palast, den man mitten im Palmengarten für das Brautpaar aufrichtete.

Jeden Tag suchte er sich zur Feierabendstunde dem alten Königshause zu nähern, um einmal doch wenigstens die Gestalt seiner Liebsten zu erspähen. Er hätte es zwar

Digitized by Google

nicht mehr gewagt, die Prinzessin, die von solcher Pracht umgeben war und ihn wohl längst vergessen hatte, vertraulich anzureden. Da war nun seine Flöte, die er aus dem Meeressturm gerettet hatte, sein einziger Trost.

Einst saß er, als der kühle Abendwind durch die Fächerpalmen des Gartens rauschte, auf einem Mäuerchen, ganz nahe unter dem Fenster vom Zimmer der Prinzessin, ohne es zu wissen, und spielte seine gewohnten Weisen. Die Prinzessin lauschte den sanften Liedern eine Weile und wandte sich dann zu ihrer Dienerin: „Wer spielt denn da so schön? Wißt ihr's? Wenn er nicht ins Meer gestürzt und in den Wellen umgekommen wäre, so würde ich meinen, das sei mein Geliebter!"

„Ja, spielt denn der Kapitän auch auf der Flöte?" fragte die Dienerin.

„Nein, der nicht. Ein ganz anderer ist es, an den ich immer noch denken muß," und sie erzählte der vertrauten Dienerin die Geschichte ihrer Liebe.

Unterdessen waren die Vorbereitungen zum Hochzeitsfest in vollem Gang. Das Jahr war längst um, und der Hochzeitstag nahte heran. Der Handlanger, den die Dienerin der Prinzessin ausfindig gemacht hatte, war ebenfalls zum Feste geladen worden, damit er die Gäste mit seinem Flötenspiel unterhalte.

Die Prinzessin saß bei der Mittagstafel bleich und wortkarg zur Seite des Kapitäns, der an seinem Ehrentag in bester Stimmung war und ein Glas nach dem andern leerte. Da keine Fröhlichkeit Platz greifen wollte, schlug der König vor, zur allgemeinen Erheiterung solle jeder der Gäste etwas aus seinem Leben erzählen. Als der Kapitän an die Reihe kam, erhob er sich, zwirnte den Schnurrbart auf und erzählte lang und breitspurig, wie

Digitized by Google

der Sturm sein Schiff auf der letzten Fahrt herumgeschlagen und er die Prinzessin, die heute seine Frau werde, vor dem sichern Tod in den Wellen gerettet habe.

Als alle Gäste der Reihe nach etwas aus ihrem Leben zum Besten gegeben hatten, wandte sich die Dienerin zur Prinzessin und tuschelte ihr ein Wörtchen ins Ohr. Diese gab dem Zeremonienmeister ein Zeichen, worauf er sich zu dem Flötenspieler begab, der ganz im Hintergrund versteckt saß, und ihn aufforderte, seine Erlebnisse auch zu erzählen. „Du bist doch nicht aus diesem Lande, und da wirst du schon auch etwas erlebt haben; wenn es auch nicht von Bedeutung sein wird, so faß' nur Mut und erzähle frisch von der Leber weg, die Prinzessin wünscht es!"

Der Flötenspieler errötete, aber niemand bemerkte es, da ihn die Schatten der Lorbeerbüsche verbargen. „Erlaubt mir zuerst eine Frage an den Herrn Kapitän," sagte er und trat einen Schritt vor. „Welchen Tod erleidet derjenige auf den Schiffen, der falsch schwört?"

Der Kapitän gab zur Antwort: „Das ist ein kecker Spatz, der uns da abfragen will, aber heute bin ich in der besten Laune, und da mag er vor mir Gnade finden. — Also! der wird lebendig gevierteilt," und er begleitete seine Worte mit den entsprechenden Gesten, indem er mit dem Arme viermal links und rechts hieb und bei jedem Streich durch seine Lippen zischte. Da trat nun der Flötenspieler aus dem dunklen Hintergrunde hervor und fing an, seine Lebensgeschichte zu erzählen. Als er schilderte, wie er die Jungfrau aus dem Turme befreite, wie sie mit ihm übers Meer reiste und wie der Kapitän in mörderischer Absicht ihn über Bord warf, da wurde es unruhig im Saal. Die Gäste erhoben sich und starrten dem Flötenspieler ins Gesicht. Als er mit der Erzählung zu Ende

Digitized by Google

war, hielt er die Flöte an den Mund und spielte das Lied, das seiner Geliebten immer am besten gefallen hatte.

Die Prinzessin hatte bei der Stimme, die ihr bekannt erschien, sofort aufgelauscht, dann aber stumm zugehört; bald aber fingen ihre Pulse an zu jagen, in ihre Wangen schoß ein brennendes Rot, sie erkannte ihren Geliebten und stürzte auf ihn zu. Der Kapitän, der fliehen wollte, wurde gefesselt und ins Gefängnis geworfen. Er sollte nach seinem eigenen Urteilsspruch gevierteilt werden, denn er war ein Mörder, Betrüger und Meineidiger, aber der Flötenspieler bat für ihn und sagte: „Ich habe seinerzeit einen Toten losgekauft und sollte jetzt nicht für einen Lebenden bitten? Jagt ihn in die Fremde, damit er uns nicht mehr schade!“

Da wurde der Kapitän mit gebundenen Händen an die Grenze des Landes geführt. Der Flötenspieler nahm seinen Platz ein am Tisch. Das Hochzeitsfest nahm seinen Fortgang und dauerte eine ganze Woche. Hans, der noch kurze Zeit zuvor die Pflasterkelle geführt hatte, wurde nun der Gemahl der Prinzessin.

Digitized by Google

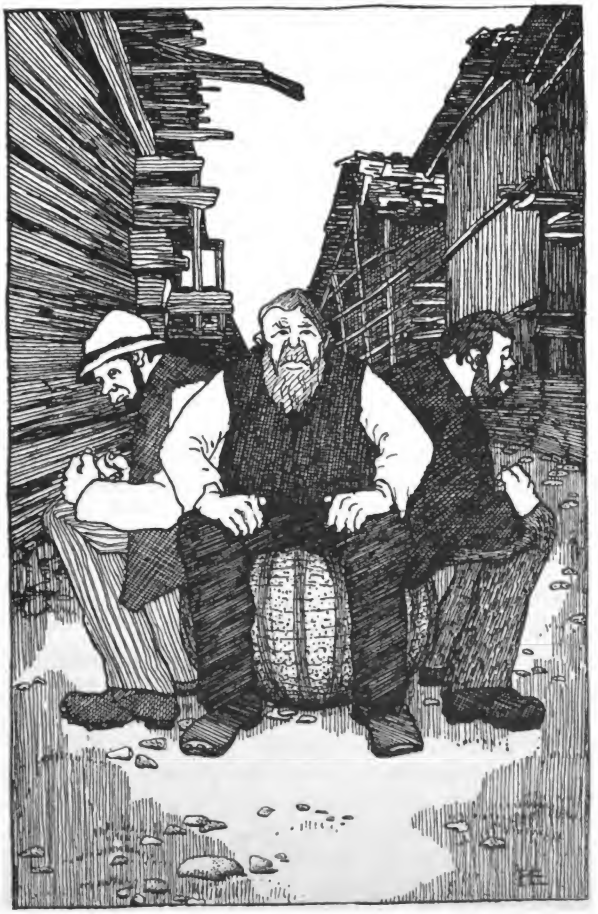
Der arme Job. *)

Als der Herrgott die Welt erschaffen hatte und das Tal auf und abging, sah er, daß er einen Ort vergessen hatte. Er warf eine Handvoll Erde und Steine den kahlen Berghang hinauf, und daraus erstund Ried. Die Bewohner von Ried waren nun aber eine recht einfältige, in allem rückständige Bevölkerung. Einst sah der Gewalthaber zum erstenmal in seinem Leben unten im Tale einen Esel. Das Tier gefiel ihm, und er fragte die Leute, wo die Esel wüchsen, er möchte sich auch einen solchen heranziehen. Da sagten sie: „Bei uns werden sie als kleine Kürbisse auf den Düngerhaufen gepflanzt, werden dann bei Regen und Sonnenschein immer größer und größer, und im Sommer, wenn die Sonne recht heiß niederbrennt, schlüpfen die jungen Esel heraus wie die Küchlein aus den Eiern. Wenn es aber recht schnell gehen soll, so brütet man sie am besten selber aus!"

Der Rieder kaufte sofort einen grünen runden Kürbis und trug ihn in der Hutte hinauf in seine Gemeinde,

*) Diese Sage, die aus dem Vispertal stammt, deckt sich inhaltlich mit der Lötschtalersage „Der Arme und die elf Reichen", die in meinem ersten Märchenbande steht. Ich wollte damit nur eines von den vielen Beispielen anführen, die zeigen, wie häufig dasselbe Motiv in den verschiedenen Wallisertälern wiederkehrt.

Digitized by Google



Digitized by Google

ſtellte ihn mitten auf den Dorfplatz, ſaß Tag und Nacht drauf und zwei andere ſaßen zur Seite. Als ſie nach zwei Tagen abgelöſt wurden, kam der Kürbis ins Rollen und polterte durch das Gebüſch, wo er einen Haſen aufſchreckte, der in tollen Sätzen davon ſprang. Da eilte ihm der Gewalthaber nach, fuchtelte mit den Armen und rief: „Halt, halt, Eſelein, ich bin ja dein Vater!“

Da es der Gemeinde Ried an Eiſen mangelte, kam man auf den Gedanken, den Gemeindeacker mit Nadeln zu bepflanzen, damit man im Herbſt Eiſenſtangen ausgraben könne. Der Schnabelnazi wurde beauftragt, für die Gemeinde zwei Maultierlaſten Nadeln zu kaufen, die ſie nun Stück um Stück ſorgfältig in den Boden ſteckten. Als ſie im Herbſt die Eiſenſtangen ausgraben wollten, fanden ſie nichts als die verroſteten Nadeln. „Wo fehlt es wohl?“ fragte man ſich. Da ſagte der Schlauſten einer: „Am Samen nicht, der iſt gut, nur müſſen wir nächſtes Jahr die Nadeln mit der Spitze nach oben ſetzen, damit ſie gehörig Wurzeln faſſen können!“

So wurde es im Frühling auch gemacht; als es aber im Herbſt wieder nichts zu ernten gab, ſahen ſie ein, daß es am Samen liegen müſſe, und beſchloſſen zu warten, bis ſie beſſern Samen bekämen.

Der Gemeindeſchreiber ging eines Tages ins Städtchen hinunter auf den Markt und verkaufte dort ein Rind für zehn Napoleon. Als er auf dem Heimweg durch den Sumpf ſchritt, ſchrie ein Hopſcher (Froſch): „Nini, nini!“ Da kehrte ſich der Gemeindeſchreiber um und rief: „Verdammter Lügner, daß du's weißt, nicht neun hat es gegolten, ſondern zehn!“ Als der Froſch immerzu rief „Nine, nine,“ ſchmiß er den Geldſack in die Pfütze und rief: „So zähl ſelber, du Laff!“ Dann ſuchte er den Kaſtlan auf und erzählte ihm, unter

Digitized by Google

der Brücke habe einer immer gerufen, sein Rind habe nur neun Napoleon gegolten. Da fand der Kastlan, das sei in der Tat sonderbar, begleitete ihn zu der Brücke zurück und fragte, wo jetzt der freche Mensch sei. Da sagte der Gemeindeschreiber: „Hörst du nichts? Er ruft noch jetzt immer: „Nine, nine!“

In Ried war auch stets Mangel an Salz. Da beschloß der Rat, den Gemeindeacker mit Salz anzusäen. Da gediehen nur Nesseln, die aber kräftig aus dem Boden wucherten. Einer der Räte, der neben dem Acker wohnte, lauerte eines Abends einem Fuchse auf. Als der Fuchs immer nicht kam, ging er mißmutig ins Bett. Kaum lag er unter der Decke, so hörte er die Hennen ein Zetergeschrei anstellen. Er sprang im Hemd zum Fenster hinaus und durch den Acker dem Fuchs nach. Da bissen ihn die Nesseln an die Beine und er geriet darob in solche Freude, daß er den Fuchs vergaß, heim eilte, die Frau wach rüttelte und sie anschrie: „Es ist geraten, es ist geraten, es beißt schon im Acker! Im Herbst werden wir einen mächtigen Haufen Salz ernten können!“

Am nächsten Tag wurden die andern Räte herbeigerufen und zum Acker geführt. Sie streckten alle die Hände in die Nesseln, zogen sie aber schnell wieder zurück und sagten: „Drin wäre es schon, das Salz, nur können wir es nicht herausbekommen!“

Das Dörfchen Ried zählte im ganzen elf Familien, zehn davon waren begütert, besaßen einen großen Viehstand, schöne Äcker und fruchtbare Alpen.

Die Familie des Job aber war arm, hatte nur eine magere Kuh im Stalle, der es im Sommer an Gras und im Winter an Heu und Gelegk mangelte. Der Job durfte an den Ratssitzungen nicht teilnehmen und hatte kein

Digitized by Google

Anrecht an den Gemeindegütern. Die Reichen berieten oft, wie sie den armen Mann aus ihrem Dorfe vertreiben könnten, aber es wollte ihnen nie etwas Passendes einfallen. Einst, als sie wieder eine Sitzung abhielten und den armen Job verhandelten und keinen guten Fetzen an ihm ließen, schlug einer vor, man solle ihm seine Kuh töten, dann sei er mittellos und müsse entweder ins Gras beißen oder auswandern. Dieser Vorschlag fand großen Beifall. Sie zogen alle zehn von der Sitzung weg in den Stall des armen Mannes und schlugen ihm seinen Tschägg tot.

Job, der unter dem Hasse der Dörfler schon viel gelitten hatte, geriet darüber nicht in Aufregung. Er weidete die Kuh aus, hing das Fleisch zum Trocknen auf, schnürte die Haut zu einem Bündel und trug sie hinunter ins Rhonetal, um sie dem Gerber zu verkaufen. Der Gerber hatte eine schöne Tochter und wünschte, daß sie den reichen Gewalthaber heirate. Der Tochter gefiel aber ein anderer Bursche viel besser. Jedesmal, wenn der Vater auf den Markt ging, gab sie ihrem Liebsten mit einem weißen Tuch ein Zeichen, und dann stieg er zu ihr hinauf, denn sie wohnte oben am Hang, und nannte sie seinen Schatz und sein Herzgespiel.

Als der arme Job an die Türe der Gerberei klopfte, glaubte die Tochter, der Vater kehre vorzeitig vom Markte zurück und versteckte ihren Liebsten schnell in einem Trog. Job hatte aber durch das Schlüsselloch geguckt und gesehen, wie sie ihren Schatz geküßt und ihn dann schnell im Trog hatte verschwinden lassen. Als das Mädchen dem Job öffnete, warf er das Bündel zu Boden und sagte gelassen: „Ich bringe dir eine Kuhhaut, kaufe sie mir ab!“

Das Mädchen erwiderte: „Die Häute kauft mein

Digitized by Google

Vater auf dem Markt; wenn du willst, so kannst du sie zum Gerben hier lassen!"

„So gib mir den nichtsnutzigen Kasten da und nimm dafür die Haut halb geschenkt," sagte Job und schaute recht dumm drein. Das Mädchen glaubte einen Narren vor sich zu haben, da er eine schöne Haut mit einem wertlosen Kasten vertauschen wollte, und da ihr Liebster zu den sanften Hasenherzen im Dorf gehörte, gelüstete es sie, ihm einen Schabernack zu spielen und ging auf den Tausch ein.

Job lud den schweren Kasten auf den Rücken, wobei ihm das Mädchen half, und lief damit spornstracks hinunter zum Flusse. Dort stellte er ihn ab und rief so laut, daß es der Bursche drin hören mußte: „Das ist ein schweres Gespenst von einem Kasten!"

„Was ist schwer, was ist schwer?" rief der Gefangene drin, dem beim Rauschen des Flusses die Wände zu eng wurden.

„Du verdammter Kasten," rief Job mit gehobener Stimme, „du mußt mir grad ins Wasser!" Da fing der Bursche an zu heulen, zu kratzen und zu jammern: „Ich gebe dir 400 Kronen, wenn du mir das Leben schenkst, schließ auf!" Job dachte, so viel sei die Kuhhaut schon wert, ließ den zitternden Burschen heraus und nahm das Geld in Empfang. „Willst du den Kasten zurück, oder soll ich ihn ins Wasser werfen?" fragte er, als er das Geld einsteckte.

„Ins Wasser mit dem Gespenst," sagte der Bursche, froh, so billig davon gekommen zu sein, versetzte ihm einen Stoß mit dem Fuß und trollte sich davon. Bei jedem Baume schwur er, seine Liebste, die ihn um eine Kuhhaut verhandelt, von der Stunde an zu meiden. Nein gar nicht

Digitized by Google

mehr wollte er sie sehen, einen ganzen Monat nicht mehr — oder doch wenigstens eine Woche nicht. Da die Bäume immer seltener wurden und dann ganz aufhörten und sein Zorn nach und nach verrauchte, sagte er schon viel leiser, bis morgen müsse sie schon warten; doch als er die Hütte seiner Liebsten wieder erblickte und er zu der Stelle kam, wo der Weg abzweigte und zum Haus hinaufzeigte, stand er noch eine Weile unschlüssig da, blickte sich nach allen Seiten um und stieg dann langsam wieder hinauf in die Gerberei zu seinem Schatz.

Job aber schritt wieder seines Weges ins Tal hinein, kaufte im nächsten Dorf zwei flotte Milchkühe und trieb sie nach Hause. Die Hälfte des Geldes behielt er zurück für das Futter. Wie ein Großbauer kam er sich vor, als er den Stall öffnete und die schönen Tiere hineinführte. Da kamen die Reichen und fragten, wo er die zwei Kühe gekauft habe.

„Ja, die Kuhhäute gelten jetzt ein furchtbares Geld," sagte er, „400 Kronen hat man mir auf die einzige Haut bezahlt!" Da sperrten sie den Mund auf, schlugen die Hände zusammen und liefen wie behext davon zu ihren Ställen und schlugen all ihr Vieh tot. Die Häute trugen sie zu Markte, aber kein Mensch wollte ihnen einen Rappen über den Tagespreis der Kuhhaut hinaus bezahlen, und das brachte sie in solche Aufregung, daß sie auf dem Rückweg beschlossen, den Job umzubringen, je eher, desto besser.

Als er das vernahm, ging er statt ins Bett hinunter in den Keller und versteckte sich. Des Nachts schlichen die Reichen heran, drangen in seine Stube und schlugen mit Knütteln auf das Bett, bis sich nichts mehr rührte. Am Morgen fand Job seine Frau tot im Bett und nun war er übel dran. Sein Weib sollte hier nicht begraben werden,

Digitized by Google

sondern draußen im Tal, und da fiel ihm ein, er wußte nicht recht warum, den Spinnrocken, das Spinnrad und einen Stuhl auch grad mitzunehmen. Er machte ein Bündelchen draus, lud zuerst die Frau auf die Traggabel, dann das Spinnzeug und trug alles auf seinem Rücken hinaus auf die große Landstraße in der Rhoneebene. Dort setzte er die Tote mitten auf der Landstraße auf den Stuhl, legte ihr die Hände zusammen wie zum Spinnen und stellte das Rad und den Rocken vor sie hin. Da kam die Talpost im hellen Galopp, denn die Straße lief auf einer großen Strecke schnurgerade zwischen hohen Pappelreihen durch. Der Postillon, der jemand auf der Straße sah, knallte mit der langen Peitsche, und als das Mutterli nicht fliehen wollte, zog er die Zügel an, hielt still, sprang in zwei Sätzen vom Bock herunter und schlug der Frau mit der Peitsche um den Kopf, so daß sie umfiel. Job hatte sich oben im Gebüsch versteckt und sprang nun in großen Sätzen herunter und fuhr den Postillon an: „Du hast mir meine Frau erschlagen, du Gauch, wart, ich werde die Polizei holen, du Plack, du Scheusal du!"

Der Postillon wurde ganz klein vor Angst und bat ihn zu schweigen, er sei bereit, ihm all sein Erspartes zu geben, das er heute bei sich trage, weil er es seiner Base habe in Verwahrung geben wollen. Job ließ sich besänftigen, und als er das Geld nachzählte, waren es 400 Kronen. Er versprach, um diesen Preis zu schweigen, lud seine Frau wieder auf die Kraxe, trug sie auf den nächsten Gottesacker, ließ sie um guten Lohn vom Sigrist bestatten und bestellte ein glänzend schwarzes Holzkreuz.

Als er das viele Geld nach Hause brachte, fragten ihn die reichen Nachbarn, wie er zu dem Reichtum gekommen sei. „O, das Weiberschmer gilt so viel," sagte er

Digitized by Google

und hüstelte trocken vor sich hin, „das hat einen furchtbaren Preis draußen im Tal, 400 Kronen hat man mir auf meine Frau geboten!“

Da starrten sich die Reichen lange betroffen an, bis auf einmal einer herausplatzte: „Wenn dem so ist, so wollen wir unsere Frauen auch töten!“ „Ja das wollen wir,“ riefen alle, stoben auseinander, jeder eilte auf seine Hütte zu und schlug die Frau tot. Sie trugen sie hinunter ins Städtlein, aber kein Mensch wollte ihnen einen Rappen dafür bezahlen, im Gegenteil, die Polizei wurde aufgeboten, und als die Rieder merkten, daß man ihnen nachstellte, ließen sie die Hutten samt dem Inhalt im Stich, liefen davon, so schnell sie die Füße trugen und flüchteten sich hinauf ins Tal. Eine ganze Woche lang wagten sie sich nicht aus dem Hause heraus, aus Furcht, die Polizei könnte ihnen nachgelaufen sein, und wenn Job bei diesem oder jenem Haus vorbeiging und recht laut hustete oder fest aufstampfte, so sah er einen Kopf am Fenster erscheinen und dann schnell wieder verschwinden.

Um den Job doch loszuwerden, verfielen sie auf den Gedanken, ihn zu vergiften. Beim Wunderdoktor im Städtlein wollten sie sich das Gift verschaffen, aber da keiner sich allein aus dem Tale getraute, zogen sie alle zusammen bergab, eng aufgeschlossen und hinüber ins Städtchen zu dem Wundermanne. Als ihnen im Gäßchen der Polizist in den Weg lief, da fuhren sie zusammen und drängten sich zu einem Knäuel. Das fiel dem Manne auf und er blieb stehen. Aber da wurden plötzlich Stimmen laut: „Das sind ja die Rieder, die ihre Frauen erschlagen haben, ja das sind sie!“ Bald war das ganze Städtlein versammelt und bildete einen dichten Kreis um die zitternden Dörfler. Sie ließen sich, ohne zu mucksen, gefangen

Digitized by Google

nehmen und in den Hexenturm führen, wo sie nicht lange auf den Scharfrichter zu warten brauchten.

Und der Job? Ja der Job! Man gehe einmal hinauf nach Ried und schaue sich den Job an! Ein steinreicher Mann ist er geworden, der froh ist, wenn ihn jemand besucht, denn da ihm nun das ganze Dorf gehört, ihm ganz allein, sagt er jedesmal, er sterbe fast vor Langeweile.

Digitized by Google

Der dumme Hansel.

In Kandersteg, dort, wo der Weg in die Gasterenschlucht aufsteigt, steht noch jetzt ein altersschwarzes Hüttchen mit zentnerschweren Dachnägeln, die dem Sturme trotzen. Darin lebten in alter Zeit Vater und Mutter mit ihren drei erwachsenen Buben. Der jüngste hieß Hans und war von den zwei ältern Brüdern nur ungern gelitten, weil er ein bischen einfältig war und sich nicht zu allen dummen Streichen gebrauchen ließ. Die Eltern waren alt und dachten daran, sich ins Oberstübchen zurückzuziehen. Sie besassen aber außer der Hütte nur ein mageres Äckerlein und ein kleines Waldstück oben im Gasterntal, und da lohnte es sich nicht, das Gütchen unter die drei Söhne zu zerstückeln. Da ihnen alle drei Kinder gleich lieb waren, und keiner vor den andern ein Vorrecht haben sollte, wußten sie nicht, wem sie das Gut übergeben sollten.

Da sagte der Vater eines Tages zu den drei Buben, als man in den Matten das erste Gras mähte: „So, jetzt seid ihr groß und alt genug, euch eine Frau zu nehmen, aber alle drei könnt ihr nicht hier bleiben, das seht ihr selbst. Die Hütte hat nur Raum für eine Familie, und das Oberstübchen behalten wir für uns; einer von euch soll das Haus haben und was dazu gehört, nur weiß ich noch nicht wer. Die andern müssen fort!"

Die Mutter wußte sich aber besser zu helfen. Sie ging auf die Laube, zupfte drei Büschel Flachs aus dem großen Bündel, der vom Giebel herunterhing, gab jedem

Digitized by Google

der Buben einen Büschel in die Hand und sagte: „So, jetzt geht damit zu eurem Schatz und laßt den Flachs spinnen. Wer mir das schönste Garn zurückbringt, der soll heiraten und das Gütchen in Besitz nehmen!“

Die beiden älteren Brüder dachten: „So fein wie mein Schatz spinnt keine, ich werde schon gewinnen!“ Der Hans aber hatte keinen Schatz und wußte nicht, was er mit dem Flachs anfangen sollte. Er stopfte ihn in die Tasche und wanderte aufs Feld hinaus. Ihm war recht traurig zu Mute, denn was blieb ihm jetzt übrig, als aus dem Häuschen weg zu ziehen und bei fremden Leuten Arbeit zu suchen! Da hörte er über sich die Lerchen trillern und sah die Mücken, die über dem Wiesenbache tanzten. Er kam ins moosige Gras und erfreute sich an den goldig glänzenden Blütensternen und an den Libellen, die um die Blumen schwirrten, und darüber vergaß er seinen Flachsbüschel und seinen Kummer. Er steckte ein Grashälmchen in den Mund und stapfte durch das nasse Kraut. Da hörte er eine Stimme, die ihm zurief: „Hans, wo willst du hin?“ Er schaute sich um, konnte aber weit und breit keinen Menschen erblicken; nur unten bei den ersten Dorfhütten gewahrte er die Mähder, aber die waren zu weit weg und konnten ihn nicht sehen. Er schritt weiter durch den wässerigen Boden, wo es bei jedem Schritt gurgelte und quatschte. Da rief es zum zweitenmal: „Hans, wo willst du hin?“ Da er abermals niemand in seiner Nähe sah, dachte er: „Schrei du nur zu,“ und er setzte die Wanderung fort durch den feuchten Moosboden. Als aber zum drittenmal ganz laut und deutlich sein Name gerufen wurde, ging er einige Schritte zurück und bemerkte nun eine Kröte, die auf einem großen Blattschilde saß und wie ein Mensch zu ihm redete: „Hans, wo willst du hin?“

Digitized by Google

Dem Hans fiel es weiter nicht auf, daß die Unke ſprechen konnte, denn er hatte von alten Leuten ſchon öfter erzählen hören, daß die Tiere zu gewiſſen Zeiten reden können, und heute ſchien es eben ſolch ein Tag zu ſein. „Wenn es den Menſchen am ſchlechteſten geht," dachte er, „haben es die Tiere vielleicht grad am beſten und fangen an zu reden." Drum ſtand er ſtill, zog den Büſchel Flachs

aus der Taſche und ſagte: „Die Mutter gab mir heute dieſen Flachs und meinte, ich ſolle eine Spinnerin ſuchen, die mir ſchönes Garn daraus ſpinne. Aber da ich keine finden werde, und ich aus dem Häuschen weg gehen muß unter fremde Leute, ſo bin ich noch einmal hierher gekommen!"

Da hüpfte die Kröte näher und rief: „Gib mir den Flachs, gib, gib!" Er ſagte: „Was willſt du damit anfangen?" „Gib nur her, ich will ihn dir ſpinnen, und am Tage, wo deine Brüder ihr Geſpinſt abholen, kannſt du auch

Digitized by Google

kommen und das deine in Empfang nehmen!“ Da dachte Hans: „Ich weiß doch keine Spinnerin, und ob ich den Büſchel mit mir herumtrage oder hier ins Waſſer werfe, das kommt auf dasſelbe heraus. — So nimm ihn,“ ſagte er und warf ihn der Kröte zu. Dieſe ſchnappte die Flachslocke auf mit ihrem breiten Maule, ruderte eilig davon und verſchwand damit in den Binſen.

Hans mußte lachen über ſeine Dummheit und ſchritt weiter durchs Moos, aber da er naſſe Füße bekam, kehrte er bald wieder um und ging nach Hauſe. Keinem Menſchen ſagte er etwas von ſeinem Geſpräch mit der Kröte. Wenn die Leute ihn foppten: „He Hanſel, willſt du deinen Flachs nicht auch ſpinnen laſſen? Deine Liebſte wird dir feines Garn ſpinnen, weißt, die auf der Hohfluh mit dem lahmen Bein und dem krummen Rücken,“ ſo ſchlich er zur Seite und tat, als ob er es nicht hörte. Seine Brüder ſchauten ihn gar nicht mehr an, ſeitdem es ſich ums Heiraten handelte, und ſagten zu einander: „Wir ſind doch froh, daß der Hans, wenn einer von uns aus dem Haus gehen muß, auch nicht da bleiben darf. So werden wir doch den dummen Tropf endlich los!“

Da kam der Tag, wo das Garn abgeholt werden mußte. Die beiden ältern Brüder liefen fort, jeder zu ſeinem Schatz, beide ihres Sieges ſicher. Hans hatte die Kröte ſchon vergeſſen, aber da ihn ſeine Mutter auch fortſchickte, ſo ging er aufs Geratewohl der Straße entlang, bog dann aber bald in den Moosgrund ein, um nachzuſehen, ob die Kröte ſich wieder zeigen würde. Als er zu der Stelle kam, wo ſie im Waſſer geſeſſen hatte, ſieh', da hing das Garn an einer Staude, und es ſah aus ſo fein wie ein Seidengeſpinſt, und da noch die Tautröpflein dran hingen, glänzte es in der Sonne in allen Farben.

Digitized by Google

Er hätte nicht geglaubt, daß man ſo feines Garn ſpinnen könnte, das ſich anfühlte wie italieniſche Seidenfäden, deshalb bekam er neuen Lebensmut und dachte, jetzt könne er das Häuschen ſeiner Eltern doch vielleicht gewinnen. Geſchwind wollte er das Sträglein nach Hauſe tragen, als er hinter ſich rufen hörte: „Hanſel, wo willſt hin?“

„Aha, die Kröte,“ ſagte er und kehrte um. Da ſaß ſie wieder wie das erſtemal auf dem grünen Blattſchild und glotzte ihn an mit den großen feuchten Augen: „Bring' das Garn deiner Mutter; das Haus wirſt du erhalten, das Feld auch und den Wald, dann kannſt du heiraten. Haſt du einen Schatz?“

„Wie ſollt' ich einen Schatz haben,“ erwiderte Hanſel und wurde wieder traurig dabei, „mich mag doch Keine!“

„Gut, Hanſel,“ ſagte die Kröte, „ſo heirateſt du mich, es ſoll dein Schaden nicht ſein; geh' ſogleich zum Pfarrer und laſſ' dich mit mir verkünden, und wenn er nicht will, ſo verlange es und beſtehe darauf, dann laſſ' dir und mir ein Hochzeitsgewand anfertigen, wähl' dir den Hochzeitstag aus und hänge mein Kleid in der Sakriſtei auf!“

„Ja, wie ſoll dein Kleid ausſehen?“ fragte Hanſel.

„Der Schneider ſoll das ſchönſte Tuch dazu kaufen und den feinſten Faden; ſag' ihm, es ſei für eine Grafentocher; dann geh' zur Trauung in die Kirche, ſteh' zum Altar, warte auf mich und verzage nicht; harrſt du aus, ſo werde ich ſchon kommen!“

„Das werde ich tun,“ ſagte Hanſel, „ausharren werde ich ſchon,“ und es war ihm ernſt dabei, ſchon den Brüdern zum Trotz wollte er es tun, und er watſchte durch das hohe Gras zurück, an den Mähdern vorbei, die ihm wieder Spottworte zuriefen, und brachte der Mutter das Garn. Dieſe prüfte es und verglich es mit den Strängen der

Digitized by Google

zwei ältern Brüder, die ſchon längſt zu Hauſe waren und auch ſchönes Garn mitgebracht hatten, dann ſagte ſie: „Ei wie fein, Hanſel, was haſt du für einen braven Schatz; das deine iſt das ſchönſte! Nimm das Haus und laſſ' dich mit deiner Braut ausrufen. Ihr andern müßt ausziehen!“

Die zwei Brüder machten ſchiefe Geſichter, warfen das Garn auf den Boden, zerſtampften es und zogen noch am gleichen Tag davon, ohne Abſchied zu nehmen von Vater und Mutter. Hanſel aber ging zum Pfarrer und bat ihn, auf der Kanzel ſeine Verkündung anzuzeigen.

„Mit wem?“ fragte der Geiſtliche und fuhr mit der Hand über das Geſicht. „Mit der Kröte im Moosgrund,“ ſagte Hanſel, ohne eine Miene zu verziehen.

„Da biſt du noch dümmer, als ich geglaubt habe. Nein Hans, ich habe nicht Zeit, mit dir zu ſcherzen,“ und der Pfarrer drehte ihm den Rücken und ſchritt ſeinen Bienenſtöcken zu. Aber Hanſel lief ihm nach und beſtand darauf, daß er getraut werde. „Ich habe ein gutes Recht, zu heiraten, wen ich will, wie jeder andere,“ und da mußte der Pfarrer nachgeben und ihn einſchreiben. Nun ſuchte Hanſel den Schneider auf und beſtellte die Hochzeitsgewänder, eines für ſich und ein ſchneeweißes Prinzeſſinnenkleid für ſeine Braut. Der Schneider ſchaute ihn von der Seite an und klappte in einem fort mit der Scheere ins Leere, als aber Hanſel ſagte, das Brautkleid werde ſchon bezahlt werden, lachte er: „Das iſt mir die Hauptſache“ und nahm die Maße.

Das war ein Tag, als Hanſel ganz allein zur Trauung in die Kirche ſchritt, wie man ihn in Kandersteg noch nie erlebt hatte, weder bei der Hochzeit des Präſidenten, noch bei der Einweihung der neuen Kirche! Von der entlegenſten Alphütte kamen ſie daher, ſogar von der Fällalp,

Digitized by Google

um die Hochzeit des dummen Hansel mit der Kröte vom Moosgrund mit anzusehen. Die Leute drängten sich in der Kirche und einige sagten, Hansel sei auf einmal ganz dumm geworden, anders sei es nicht möglich. Viele dagegen behaupteten, er treibe nur Scherz. Auf der Orgellaube ganz versteckt saßen seine beiden Brüder mit ihren Schätzen. Sie schämten sich des dummen Hansel, waren aber doch ihren Bräuten zu liebe, die eine schreckliche Neugierde daher getrieben hatte, mit in die Kirche gegangen.

Das Kleid der Braut hing in der Sakristei und zog die Blicke der Anwesenden auf sich. Plötzlich ging eine große Bewegung durch die Zuschauer. Hans trat, in steifen Halblein gekleidet, an den Altar und gab dem Pfarrer ein Zeichen, anzufangen. Dieser wartete und zögerte, und Hans sah sich um und schaute, ob die Kröte nicht erscheinen wolle. Da er nichts hörte und nichts sah als die langen Gesichter der Dörfler, die mit offenem Munde zuschauten und sich ab und zu mit den Ellbogen stießen und allerlei Späße machten, da wurde ihm recht bange. Jedoch erinnerte er sich an jene Stunde, wo die Kröte, auf dem Blattteller sitzend, ihm zugerufen hatte, er solle nur Geduld zeigen und auf sie warten, sie werde dann schon erscheinen. Wenn sie jetzt nicht kam, so hatte er doch sein Wort gehalten. Solche Gedanken trieben sich in seinem Kopf herum, als der Lärm wie auf einen Schlag verstummte. Hans drehte sich um und schaute zurück; da fing die Orgel wie von selbst ganz leise zu spielen an, so daß ihm recht feierlich und hochzeitlich zu Mute wurde. Und jetzt — es ist nicht möglich — jetzt hüpfte eine häßliche braune Kröte in großen Sätzen durch das Chor der Kirche, watsch — witsch — patsch. Dem Hansel fuhr es bald siedend heiß, bald eiskalt über den Rücken und Totenbläße

Digitized by Google

bedeckte sein Gesicht, aber er wich nicht von der Stelle. Die Leute streckten und reckten die Hälse, und der Pfarrer schloß die Augen und faltete die Hände.

Die Kröte hatte in wenig Sätzen die Sakristei erreicht und machte jetzt einen großen Sprung hinauf an das weiße Brautkleid. Das fiel geräuschlos vom Nagel und deckte die Kröte zu. Auf einmal stand, wer weiß, wie das zuging, eine wunderschöne Jungfrau in diesem Kleide, mit rosigen Wangen, kastanienbraunen Haaren und einem goldenen Kettlein um den weißen Hals. Sie huschte flink neben den Hansel zum Altar, reichte ihm die Hand und schaute ihn so lieb an, daß die Blässe in seinem Gesicht einer purpurnen Röte wich und ihm das Herz zum Halse empor schlug. Dann bedeutete sie dem Pfarrer, er solle sie zusammengeben und einsegnen.

Da war nun des Schauens keine Ende mehr. Als ob der Pfarrer vor leeren Bänken spräche, so still war es im Chor geworden. Hansel hörte nur halb auf die schönen Worte des Pfarrers. Er mußte immer und immer wieder zu seiner Braut hinüberblinzeln, die dem Pfarrer mit leuchtenden Augen zuhörte, und er mochte nicht warten, bis er ihr so recht ins Antlitz schauen konnte. Als die Trauung beendigt war, setzte die Orgel voll und mächtig ein, wie bei einem großen Kirchenfeste. Hansel aber führte seine Frau am Arm hinaus, verfolgt von den neidischen Blicken seiner Brüder, und hinunter in sein Haus, wo er mit ihr ein langes, glückliches Leben führte.

Digitized by Google

Vogel Strauß.

Im Baldschiedertal lebte eine Jägerfamilie, die sich vom Wild ernährte und dabei nicht besser und nicht schlechter lebte, als die andern Leute in den Bergdörfern. Nach Jahren, als sich das Wild schon merklich verringert hatte, beschloß der Jäger, in einem andern Tal sein Glück zu versuchen, in der Hoffnung, dort größere Beute zu finden. Er hängte die Büchse über die Schulter, kletterte über den Berggrat, der vom Nesthorn herunterläuft, und stieg in das Nachbartal hinunter, wo er die Hunde in den Wald hineinjagte. Sie kamen aber bald zurück und wollten nicht treiben.

Zum zweiten Mal schickte er sie hinein, und wiederum kehrten sie kläffend und wedelnd zurück. Er konnte sich das sonderbare Verhalten der Hunde, die auch vor einem Bären nicht zurückschreckten, nicht erklären. Da führte er sie selbst in den Forst hinein, und vor einem hohlen Baumstamm sprangen sie in die Höhe, bellten und winselten. Als er näher trat, fand er ein neugeborenes, nacktes Kindlein im Strunk, das leise wimmerte. Was sollte er mit dem anfangen! Er hatte selber Kinder zu Hause, mehr als genug, aber er konnte es nicht übers Herz bringen, das Würmchen den wilden Tieren zu überlassen, und so zog er den Rock aus, wickelte das Kindlein hinein und trug es davon. Die Hunde trieben nun von selbst und erjagten ihm zwei Hasen,

Digitized by Google

die er mit dem Kinde nach Hause brachte. „Heut ist es mir sonderbar ergangen," sagte er zu dem Weibe. „Du wirst nicht erraten, was ich da eingewickelt mitbringe," und da schlug er den Rock zurück, zeigte ihr das Kind und erzählte, wie er dazu gekommen sei. „So müssen wir das Kleine halt in Gottes Namen aufziehen wie die unsrigen," sagte die Frau und nahm es in treue Pflege.

Das Büblein, das sie Meinrad tauften, wuchs zu einem schönen gesunden Knaben auf. Der Jäger nahm ihn fast jeden Tag mit auf die Jagd, und da das Wild sich wieder stark vermehrt hatte, sandte er ihn mit dem Wildfleisch in die Stadt. Die Leute sahen den Knaben mit den großen klugen Augen immer gerne kommen und kauften ihm fast jedes Mal etwas ab, so daß er in kurzer Zeit seine Ware in Geld umgesetzt hatte. Als er zum jungen Mann herangereift war, besuchte er immer noch seine Kunden in der Stadt. Eine vornehme Jungfrau fand bald großen Gefallen an ihm und freute sich, wenn er an ihre Türe klopfte. Da redeten sie dann lange zusammen und bekannten sich schließlich ihre Liebe. Die Eltern des Mädchens waren sehr reich und wollten von einer Heirat mit dem armen Jägerkinde nichts wissen. Sie verboten ihm das Haus, aber da die Tochter von Meinrad nicht lassen wollte, trafen sich die beiden Liebenden heimlich an versteckten Plätzchen.

Einmal unternahmen die Eltern der Jungfrau eine weite Reise. Da ließen sich die beiden trauen, und Meinrad zog in die Stadt und gründete ein Geschäft. Als die Eltern zurückkehrten und sahen, was geschehen war, gerieten sie außer sich vor Aufregung, und der Vater wollte den armen Hudel, wie er ihn nannte, im ersten Zorn vergiften. Nach und nach wurde er ruhiger, aber er sann

Digitized by Google

darüber nach, wie er den verhaßten Schwiegersohn aus der Welt schaffen könnte. Nach langem Hin- und Hersinnen fiel ihm ein guter Gedanke ein, wie er glaubte. Eines Tages legte er sich scheinbar schwer krank zu Bette und ließ den Meinrad zu sich rufen. Dieser kam eilends daher ans Bett des Kranken und fragte, was ihm fehle. „Ich bin gefährlich krank," stöhnte der Schwiegervater, „und nur noch eins kann mich retten! Weit draußen im Unterwallis haust der Vogel Strauß. Geh', such' ihn auf und bring mir drei Federn von seinem Haupte, dann werde ich wieder gesund, sonst aber muß ich sterben!" Meinrad erwiderte: „Ja, wenn das euch helfen kann, so ziehe ich heute noch aus und suche den Vogel Strauß, verschaffe mir drei Federn oder gehe dabei zu Grunde!" Er packte sein Bündelchen, ließ seine Frau in Tränen zurück und zog davon.

Kaum war er fort, so stand der Vater wieder auf und sagte zu seiner Frau: „Den wären wir los, der kehrt nicht mehr zurück!"

Meinrad wanderte den ganzen Tag durch bis zum Abend, um möglichst rasch am Ziele und wieder zurück zu sein. Als die Sonne schied, schritt er durch das Tor eines Städtchens, froh, dem Ziele wieder eine schöne Strecke näher gerückt zu sein. Da fragte ihn ein Bürger, wohin er wolle. „Ich gehe zum Vogel Strauß," erwiderte er.

„Ei was, zum Vogel Strauß, zu dem gefürchteten Räuberhauptmann! Wißt ihr auch, daß er jeden tötet, der sich ihm naht?"

„Ich habe davon gehört," entgegnete Meinrad, „aber das kümmert mich nicht, vielleicht gelingt es mir, meine Haut zu retten!"

„Nun, wenn ihr solchen Mut habt, so legt auch grad ein Wort für mich ein, ich bitte drum!"

Digitized by Google

„Wenn ich kann, recht gern," sagte Meinrad, „was soll ich für euch tun?"

„Meine Tochter ist ein schönes Mädchen gewesen, und da ist sie plötzlich zu einer Kröte geworden und ich kann es nicht fassen; fragt ihn, warum er das getan habe!"

Meinrad versprach, es zu tun und zog am nächsten Morgen davon. Als er wieder den ganzen Tag gewandert war, kehrte er spät abends müde in einer Stadt ein. Da das Wirtshaus besetzt war, fand er beim Pfarrer Unterkunft. Bevor er zu Bette ging, fragte ihn dieser, woher des Weges und wohin er gehe. „Zum Vogel Strauß gehe ich," sagte er und gähnte; „schlaft wohl, ich gehe den Morgen suchen!"

„Halt, halt," rief der Pfarrer, „was, zum Vogel Strauß! Ist das möglich! Da habt ihr noch einen weiten Weg und kommt nicht mehr lebendig zurück!"

„Warum nicht?" fragte Meinrad.

„Er schlägt euch tot und frißt euch auf samt eurem Reisebündel!"

„Das wollen wir sehen," sagte Meinrad, „gute Nacht!"

„Halt, halt, wenn ihr so tapfer seid, so legt auch ein Wort für uns ein! Wir haben einen schönen Brunnen im Städtchen, der das beste Wasser weit und breit spendet, nun ist er plötzlich versiegt und niemand weiß warum!"

„Ich will sehen, was er dazu sagt," erwiderte Meinrad, „gute Nacht gewünscht!"

Am nächsten Tag setzte er die Reise fort und erreichte gegen Abend abermals ein Städtchen. Vor dem Wirtshaus stand einer, der gar traurig und niedergeschlagen aussah und ihn fragte, wohin er gehe.

„Zum Vogel Strauß!"

Digitized by Google

„Zum Vogel Strauß, wenn ich recht gehört habe, zu dem großen Mörder?“

„Ja, zu dem!“

„Das ist noch weit und gefährlich; aber wenn ihr dort seid, so legt auch ein Wort für mich ein! Ich habe einen schönen, starken Birnbaum im Garten, der jedes Jahr zum Brechen voll mit großen, gelben Birnen behangen war, so daß ich mein Fäßchen im Keller im Herbst immer mit frischem Birnenschnaps zufüllen konnte; nun trägt der Baum auf einmal keine Früchte mehr; fragt doch den Vogel Strauß, warum er mir das angetan habe!“

Meinrad gelobte zu tun, was in seinem Vermögen stehe und suchte das Nachtlager auf.

Am nächsten Tag wanderte er stundenlang zu, ohne jemandem zu begegnen, denn die Leute mieden die Gegend, in der sich der große Mörder herumtrieb. Als die Sonne sank, gelangte er zu einer Brücke, die über die Rhone führte. Jenseits derselben stand das Haus des Vogel Strauß, halb versteckt im schattigen Dickicht. „Da wäre ich nun am Ziele,“ sagte er leise, und sein Herz fing an zu klopfen. Er pochte an die Tür, und da öffnete eine Frau, die zusammenschrak, als sie den jungen hübschen Mann gewahrte.

„Du armer Straffel,“ rief sie aus, „warum kommst du hierher! Weißt du nicht, daß hier der Vogel Strauß haust? Dein Leben ist aus!“

„Ich weiß es,“ sagte Meinrad mit fester Stimme, „grad zu dem Vogel Strauß will ich und sonst zu niemand,“ und damit trat er ein.

Nun erzählte er der Frau, daß er soweit hergereist sei, um sich drei Federn vom Haupte des Vogel Strauß zu holen, damit sein Schwiegervater wieder gesund werde,

Digitized by Google

und wie ihn die drei Städter gebeten hätten, ihrer zu gedenken und ein Wort für sie einzulegen.

Die Frau sagte: „Du bist ein tapferer, junger Geselle und es wäre schade, wenn dich mein Mann erwischte; ich will dir helfen und dich vor ihm schützen!“

Sie stellte ihm zu essen und zu trinken auf und ermunterte ihn, nur fest zuzugreifen. „Sättige dich, vor Nacht kommt der Mörder nicht nach Hause, und dann legt er sich gleich zu Bette!“ Bevor sie das Licht anzündete, steckte sie ihn in einen Sack voll Hühnerfedern, so daß nur Nase und Mund herausschauten, und verbarg ihn gut unter dem Bette. „So wird mein Mann das Christenblut nicht riechen,“ sagte sie, „das weiß ich!“

Spät in der Nacht kam der Mörder nach Hause und legte sich gleich ins Bett. Als er fest schlief, rupfte ihm die Frau eine Feder aus und warf sie unter das Bett. Der Mörder erwachte darob und sagte: „Mir ist, du habest mich gezupft!“

Die Frau tat recht schläfrig und erwiderte: „Oh, mir hat nur geträumt, in einer Stadt sei ein schönes Mädchen in eine Kröte verwandelt worden, und da konnte ich gar nicht einsehen, warum!“

Der unter dem Bett horchte.

„Ei, weil ihre Eltern so großen Hochmut mit ihr getrieben haben, Alte! Sie sollen die Kröte nur einen Tag lang in den Mist vergraben, dann wird sie schon wieder zu dem werden, was sie vorher gewesen ist, aber jetzt halt das Maul, Alte!“ Er drehte sich auf die Seite und schlief wieder ein.

Nach einer Weile zog ihm die Frau wieder eine Feder aus und warf sie zu der andern unter das Bett. Der

Digitized by Google

Mörder fuhr aus dem Schlafe auf und brummte: „Was ist los! Warum zupfst du mich?“

„Oh, mir hat geträumt, in einer Stadt sei ein Brunnen, ein großer schöner Brunnen, der plötzlich sein Wasser eingestellt habe, da muß etwas los sein!“

„Das ist doch klar, du Gansfuß, der Gewalthaber in dem Städtchen ist ein Filz und hat sein Geld und das der Gemeinde darunter vergraben; er soll es schleunigst herausgraben und gute Werke verrichten, dann wird der Brunnen wieder fließen, aber jetzt halt's Maul, ich bin müde!“ Bald darauf zog er wieder tief den Atem.

Nach einiger Zeit rupfte ihm die Frau die dritte Feder vom Haupte und warf sie unter das Bett. Der Räuber fuhr zusammen und fragte, was los sei. „Ei, weiter nichts, nur hat mir geträumt, in einer Stadt sei ein schöner Birnbaum, der immer voller Früchte hing und jetzt auf einmal nicht mehr trage, und das kann ich mir nicht erklären!“

„Natürlich,“ sagte der Mann, „weil die Tochter des Besitzers heimlich ein Kind unter dem Baum verscharrt hat. Drum gibt er keine Früchte mehr. Aber jetzt laß mich schlafen Alte, sonst haue ich dir eine übers Maul!“

Meinrad, der sich im Federnsack unterm Bett mäuschenstill verhielt, hatte alles gehört, und da er bald darauf den Mörder und seine Frau schnarchen hörte, schlief er auch ein.

Am Morgen stand der Räuber auf, kleidete sich an und ging wieder auf Raub aus. Die Alte stieg auf das Dach, um nachzusehen, welche Richtung er einschlage, dann half sie ihrem Schützling aus dem Versteck heraus und setzte ihm wieder Speise und Trank vor. Meinrad versorgte die drei Federn gut in der Tasche, bedankte sich schön und ließ sich von der Frau den Weg zeigen, den er ohne Gefahr einschlagen konnte.

Digitized by Google

Er wanderte in der angegebenen Richtung davon und schwenkte bald darauf in die alte Straße ein, auf der er hergekommen war. In der ersten Stadt lief ihm der alte Mann, dessen Birnbaum keine Früchte mehr trug, voller Freude entgegen.

„Habt ihr auch meiner gedacht?" rief er.

„Ja, das habe ich!"

„Und ihr seid lebendig davon gekommen?"

„Wie ihr seht!" entgegnete Meinrad. „Eure Tochter hat heimlich ein Kind unter dem Birnbaum vergraben. Nehmt es hervor und bestattet es in geweihter Erde, dann wird der Baum wieder grünen und Früchte tragen!"

Der Mann war sehr erstaunt über die Auskunft und fragte, was er schuldig sei.

„Gebt mir was ihr wollt!"

Da zog er den Geldbeutel hervor und streckte ihm zwei Louisdor hin. Meinrad dachte, das Geld könne er schon gebrauchen, bedankte sich und zog weiter.

Am nächsten Abend lenkte er in das Städtchen ein, wo der Brunnen plötzlich sein Wasser eingestellt hatte. Die Bürgerschaft, die durch den Pfarrer von Meinrad gehört, und auf seine Rückkehr harrte, strömte zusammen, als sie den Wagehals erblickte, und man führte ihn zu dem Pfarrer, der ihm ein feines Essen aufstellte.

„Holt mir den Gewalthaber," befahl Meinrad. Als dieser da war, schrie er ihn an: „Ihr seid ein Filz, Gewalthaber, und habt euer Geld und das der Gemeinde unter dem Brunnen versteckt, drum ist er versiegt. Grabt es aus, schenkt ein Drittel den Armen, gebt ein Drittel zu frommen Zwecken und behaltet den Rest für euch, dann wird der Brunnen wieder fließen!"

Der Gewalthaber war wie niedergedonnert und ver-

Digitized by Google

sprach, schon in dieser Nacht das Geld wieder auszugraben, nur möge man schweigen und dem Volke nichts sagen. „Das ist nun eure Sache," sagte Meinrad und ging schlafen.

Am Morgen, bevor er abreiste, war der Gewalthaber wieder da und teilte mit, daß der Brunnen wieder fließe, so reichlich wie zuvor. Der Pfarrer fragte den Meinrad, was er verlange für den Dienst.

„Gebt mir, was euer guter Wille ist!"

Der Pfarrer gab ihm drei Louisdor und der Gewalthaber legte auch noch einen dazu. Er steckte das Geld zu dem andern und zog weiter.

Im dritten Städtchen, wo er des andern Tags spät abends anlangte, brauchte er den Mann, der sich ihm ebenfalls empfohlen, nicht lange zu suchen. Dieser wartete auf ihn und führte ihn mit Zeichen größter Achtung und Ehrerbietung ins Haus.

„Ja, ja," sagte Meinrad, „ihr habt halt großen Hochmut mit eurer Tochter getrieben, und dafür seid ihr bestraft worden. Steckt die Kröte einen Tag und eine Nacht in den Düngerhaufen, dann wird sie wieder zum Mädchen werden!"

Der Mann war hocherfreut über die Auskunft und legte ihm fünf Louisdor in die Hand. Nun war Meinrad ein reicher Mann.

Wohl und gesund und guten Mutes kam er nach der langen Reise wieder zu Hause an, begrüßte seine Frau, die sich Tag und Nacht um ihn gehärmt und eilte dann sporenstreichs zu seinem kranken Schwiegervater, um ihm die drei Federn vom Vogel Strauß zu bringen und ihm zu seiner Rettung Glück zu wünschen. Wie war er erstaunt, als er ihn in bester Gesundheit bei wohlbesetzter Tafel traf. Die Schwiegereltern aber schämten sich sehr, als sie den jungen

Digitized by Google

Mann wieder sahen, und als er sie herzlich grüßte und ihnen die Federn vorlegte, senkten sie die Blicke und schämten sich noch mehr. Als er ihnen das viele Geld vorzählte, da baten sie ihn um Verzeihung, daß sie so schlecht an ihm gehandelt hatten, und sie waren nun überzeugt, daß sie sich keinen besseren Schwiegersohn als den Meinrad hätten wünschen können, auch wenn er eben so arm heimgekehrt wäre als er ausgezogen war.

Digitized by Google

Wer Gott am nächsten ist.

Zwischen Brig und Moerel, hart an der Landstraße, steht einsam im Wiesengrund ein großes Gasthaus mit einem währschaften Dach aus Schieferplatten. Auf weißen Grundmauern ruht das hölzerne, grau gestrichene Stockwerk, und durch die kleinen, aber saubern Fenster gucken blitzblanke Vorhänge und ab und zu die frischen Gesichter der jungen Wirtin und ihrer Gehülfin.

So lange man sich zurückbesinnen mag, ist die Herberge immer von weiblichen Händen geführt worden, und wenn auch einmal die Wirtin aus der Umgegend sich einen Mann geholt hat, so wurde in stiller Übereinkunft der Vorbehalt gemacht, daß er sich nicht in das Wirtschaftswesen hineinmische, sondern sich mit der zugehörigen Landwirtschaft befasse oder einen kleinen Viehhandel treibe.

In diesem Wirtshaus kehrten einst drei Wanderer ein, die desselben Weges zogen und sich für die Nacht zusammengefunden hatten, nämlich ein Bauersmann mit zerarbeiteten Händen und einer runzeligen Stirne, ein Geistlicher mit bestaubter Stola, blassen Wangen und glattrasiertem Kinn, und ein Bettler mit einem lahmen Fuß und einem blatternarbigen Gesicht. Sie saßen alle drei an demselben Tisch in der Gaststube und hatten sich vorher noch nie gesehen. Nach der Mahlzeit bestellte sich jeder noch ein Kännchen Wein, das ihnen die Zunge löste und sie rasch

Digitized by Google

zu guten Kameraden machte. So gerieten sie bald in ein eifriges Gespräch, redeten von weltlichen und frommen Dingen, gerieten zuletzt aber in Streit, denn ein jeder behauptete, Hölle und Fegefeuer beständen für ihn nicht; wenn er einmal sterbe, so werde er als ein seliges Engelein so schnell wie eine Taube dem Paradiese zufliegen, denn er sei Gott am nächsten. Der Bettler sagte: „Hört, ich muß doch Gott am liebsten sein, denn ich ziehe mit meinem lahmen Fuß armselig durch die Welt, schlucke den Staub der Landstraße und den Wein, der den Reichen zu sauer ist, besitze nichts als die Lumpen, die ich auf mir trage und lebe von anderer Leute Almosen. Dafür winkt mir im Jenseits das Paradies, das die andern auf der Erde genießen!“ Da ergriff der Geistliche das Wort: „Ich bete alle Tage und bringe am Altar das heilige Meßopfer dar, also werde ich dem Herrgott wohl am nächsten sein und nicht du!“ Der Bauer aber schüttelte den Kopf und sagte: „Ich schaffe alle Tage zur Ehre Gottes und opfere ihm meine Arbeit. Das ist besser als Betteln und Messe lesen, verzeih' mir die Jungfrau, daß ich so rede. Also muß ich es sein!“

Da trat die Wirtin, die beim Giltsteinofen zugehört hatte, an den Tisch und sagte: „Wißt ihr was? Geht morgen hinauf zu den hohen Flühen. Dort steht mitten in den großen Blöcken eine Hütte, und darin wohnt ein Ratgeber, der wird euch sagen, wer recht hat und Gott am nächsten ist!“ Die drei lobten den Vorschlag der Wirtin und begaben sich zu Bette, der Bettler erst, nachdem er einen Wildfrauenschnaps getrunken hatte.

Am andern Morgen stiegen sie auf einem schmalen Zickzackpfade zu dem Ratgeber hinauf, bevor die Sonne den Talboden erhellte. Das Haus stand an einen mächtigen

Digitized by Google

Schieferblock gelehnt, der die Rückwand bildete und zugleich eine sichere Schutzwehr gegen Erdrutsche, Steinschlag und Lawinen, die nach strengen Wintern etwa niedergingen. Eine kleine schiefe Platte stellte einen Teil der Seitenwand dar und durch den Winkel, den die beiden Felsen zu einander bildeten, entstand ein Raum, den der Ratgeber als Speicher für die Schafskeulen und seine Käslein benutzte. Was zum Hause noch fehlte, war durch Balken und Laden ergänzt worden, und so war noch ein Raum vorhanden, der Stube und Küche zugleich vorstellte. Die Wohnung war also halb Haus, halb Höhle und rückte den Inhaber in den Augen der übrigen Welt in eine geheimnisvolle Sphäre. Unter den Fensterchen durch lief ein Bretterladen mit grünen und halbdürren Waldkräutern, und an der Türe hingen, mit Nägeln befestigt, vertrocknete Bärentatzen und Wolfsfüße.

Als die drei Gesellen Platz genommen hatten, erzählten sie dem Ratgeber von ihrem Streit und erbaten sich sein Urteil. Der Ratgeber, der fast jeden Tag Besuche empfing und gewohnt war, vor die schwierigsten Fragen gestellt zu werden, hörte ihnen zu, während er die Milch übers Feuer setzte, und sagte dann gelassen: „Heute kann ich euch nicht auslegen, wer von euch dreien am nächsten bei Gott ist, aber morgen. Jetzt ist es noch früh am Tag, deshalb tut, was ich euch heiße. Es gehe ein jeder wieder auf die Landstraße hinunter und marschiere den ganzen Tag, du talaufwärts, du abwärts und du der Saltina entlang gegen den Simplonberg. Wo ihr bei Sonnenuntergang seid, legt euch zum Schlafen nieder und geht keine hundert Schritte mehr vorwärts noch rückwärts. Dann kommt ihr denselben Weg zurück und wieder zu mir herauf und erzählt, wie es euch ergangen ist!" Die

Digitized by Google

drei Gesellen sahen einander an, da ihnen die Worte des Ratgebers gar seltsam erschienen, aber sie schwiegen, stärkten sich mit einem Schluck Wein, den er ihnen eingoß, zogen ehrerbietig den Hut und machten sich auf die Reise.

Zwei Tage später, als die Abendglocken ringsherum verstummt waren, fanden sie sich alle drei wieder in der Hütte ein, der eine etwas früher als der andere, zuerst der Pfarrer, dann der Bauer und zuletzt der Bettler. Dieser hatte unterwegs vor gar mancher Hütte das Almosen verlangt und damit viel Zeit versäumt, und sein steifes Bein hatte ihm nicht erlaubt, eine schnellere Gangart einzuschlagen. Der Ratgeber holte aus dem Felsenspeicher eine Kanne dunkelroten Weines, stellte Käse und Brot auf und sagte freundlich: „Setzt euch und greift zu! Nun bin ich begierig, zu erfahren, wie es euch ergangen ist, doch will ich vorher noch Licht machen!“ Der Bettler würgte die Speisen herunter, als ob er den ganzen Tag nichts genossen hätte, ergriff zuerst das Wort und sagte: „Ich bin also talaufwärts marschiert, wie du es befohlen hast, über Moerel, Grengiols und Fiesch, und bei Anbruch der Nacht stand ich bei einem tiefen Graben, wo ich in einem Erdloch mich zum Schlafen niederließ. Ich muß bekennen, daß ich schon an feineren Orten geschlafen habe, aber da es hieß, man dürfe nicht mehr vorwärts noch rückwärts, wenn die Sonnenscheibe untertauche, so blieb ich dort und bettete mich in den warmen Sand, so gut es ging. Aber das war eine Nacht! Die ganze Zeit war es, als ob jemand Steine durch den Graben rollte, bald schnell, bald langsam, je nach der Größe. O je! den Inhalt einer ganzen Kiesgrube oder einer Schutthalde muß man Stein um Stein durch das trockene Bachbett gewälzt haben!“

Digitized by Google

Der Ratgeber schürte das Feuer, strich sich dann über das spitze Kinn und forderte den Geistlichen auf, zu reden. Dieser sagte: „Ich bin also talabwärts gewandert, über Brig und Visp ach und habe großen Durst gelitten. Als kurz vor der Burgkirche von Raron der letzte Sonnenstrahl verlöschte, stand ich im dichten Buschwerk der Rhone, vor mir eine prächtige Rosenhecke in voller Blüte. Ich dachte, „einen bessern Ort zum Schlafen kannst du nicht finden, wenn es nun einmal im Freien sein muß," und so legte ich mich unter die Rosen, die herrlich dufteten, und schlief bald darauf ein. Das ungewohnte Marschieren auf der harten Landstraße hatte meine Glieder ermüdet, und so schlief ich fest die ganze Nacht durch. Als mich am Morgen der Gesang der Vögel weckte, da hing von den vielen Rosen noch eine einzige an der Hecke, die andern hatte der Nachtfrost alle entblättert. Sonst ist mir nichts aufgefallen!"

„Erzähl' auch du, Bauersmann," sagte der Ratgeber, und füllte die Holzbecher wieder. „Ja, was soll ich erzählen, ich bin bald fertig," sagte der Angeredete und steckte mit einer Holzglut die Pfeife in Brand. „Ich bin auch marschiert, wie ich es gewohnt bin, nicht schnell und nicht langsam, immer im gleichen Schritt und stets der Saltina entlang, und ihr wißt, da geht es bald eben, bald aufwärts, und so bin ich recht weit gekommen. Als es zu nachten anfing, sah ich mich nach einem Scheuerlein oder einem Stalle um, doch seit geraumer Zeit hatte ich das letzte Häuschen hinter mir gelassen. Als die Sonne hinter den Bergen verschwand und ich mich neben dem Weg unter einen Baum legen wollte, tauchte plötzlich grad vor mir ein vornehmes Haus auf, das mir vorher ein Wäldchen verborgen hatte. Die Läden waren grün bemalt,

Digitized by Google

und am Giebel bemerkte ich eine Aufschrift, die ich aber nicht lesen konnte. Hättest du mir nicht gesagt, daß ich dort mich zur Ruhe legen solle, wo ich stehe, wenn die Sonne scheide, ich hätte es nicht gewagt, einzutreten. Die Türe stand offen, und wie ich auch klopfte mit dem Stock, es kam niemand. Da ging ich hinein in die Stube, und da war alles so sauber und fein wie in einer Kirche, und da stand ein Tisch, der war gedeckt mit Tellern und Schüsseln, und in der Mitte war ein Marijose gefüllt mit Wein, und alles blinkte wie bares Silber. Da dachte ich, „wenn das der Herrgott für dich bestellt hat, so mußt du es auch dankbar zu dir nehmen," und da habe ich mich hingesetzt, gegessen und getrunken und nichts übrig gelassen; aber satt war ich, das müßt ihr mir glauben. Dann kam der Schlaf über mich, und da stand auch ein schönes Bett, aber nicht ein Strohsack, behüte Gott, ein Herrenbett war es mit weißen Tüchern und einer weichen Decke drauf, da habe ich mich hineingelegt und geschlafen, ich sage euch, kein Lawinendonner hätte mich geweckt. Am Morgen war der Tisch wieder gedeckt. Da habe ich mich gestärkt für den langen Weg und schön gedankt, wenn es auch niemand hörte, und dann bin ich talaus gewandert und wieder hierher gekommen. Bald wäre ich zu spät hier angelangt, aber da ist das feine Essen und das gute Bett dran schuld!" Der Mann nahm einen Schluck und wischte mit dem Rockärmel die roten Tröpflein von den Lippen.

Da tat der Ratgeber auch einen großen Zug, starrte dann lange vor sich hin und sagte: „So leicht wie heute ist mir die Entscheidung noch nie gemacht worden. Mein lieber Bettler, dir hat geträumt, im tiefen Graben seien die ganze Nacht Steine gerollt worden. So mancher Stein

Digitized by Google

den Graben hinunterging, so manche Speise hast du erbettelt und noch kein einziges Mal dem Herrgott dafür gedankt. Du kannst ihm also nicht am nächsten sein!"

„Ihr, Hochwürden," wandte er sich zum Pfarrer, „habt unter einer Rosenhecke geschlafen. Am Abend prangte sie in tausend Blüten, und am Morgen waren sie alle weg bis auf eine. So viele Rosen ihr gesehen habt, so viele Messen habt ihr gelesen, aber nur eine einzige war gut!"

„Dir ist es am besten ergangen, mein liebes Bäuerlein, da trink' noch eins, jawohl, am besten, weil du es am meisten verdient hast. Du arbeitest im Schweiße deines Angesichts, Gott zur Ehre, und deshalb wirst du auch der nächste bei Gott sein!"

Die drei ungleichen Gesellen sind nicht mehr zur Wirtin zurückgekehrt, sondern ein jeder ist seines Weges gezogen. Die Wirtin ist aber am gleichen Tage noch bergan zum Ratgeber gegangen und hat dort den Urteilsspruch vernommen. Ein fahrender Schüler aus dem Welschland, dem sie später diese Geschichte erzählte, hat mit seinem Pinsel die drei Gesellen auf die Leinwand gemalt, so wie sie in der Hütte auf den hohen Flühen um die Weinkanne sitzen und in großer Spannung den letzten Worten des Ratgebers lauschen. Das Bild ist ihr so treffend erschienen, daß sie es für Zehrung und Nachtlager behielt, in einen braunen Rahmen einfügte und an die Wand hängte. Die Bauern, die heute den Brigermarkt besuchen, kehren gerne in diesem Gasthause ein, das sich auch sonst des regsten Zuspruchs erfreut, und schauen mit großen Augen auf das Bild, das auch in den verblaßten Farben ihnen noch immer viel sagt und noch heute verehrt wird, wie ein Altargemälde. Der Ratgeber ist natürlich längst tot, aber seine

Digitized by Google

Hütte in den hohen Flühen steht noch gerade so einsam da, wie damals. Dort pflückt man im Frühling die ersten Leberblümchen und Anemonen, und am Ostermorgen steigt der Besitzer der Felsenhütte, der sonst unten in Moerel wohnt, mit seinen Kindern hinauf, um hier oben an der sonnendurchwärmten Halde in stiller Behaglichkeit die Festtage zu genießen.

Digitized by Google

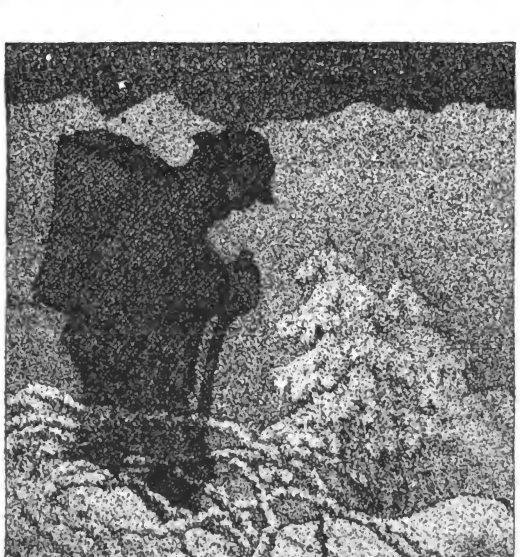
Um einen Ofen voll Brot.

Wenn die Alpen Mitte September entladen werden, versorgen die Meisterſennen das Milchgeſchirr und das Werkzeug, das ihnen zur Bereitung der Käſe und Butterballen dient, in dem gemauerten und feſtgefügten Speicher, wo es gegen Unwetter, Lawinenſchlag und Diebsgeſindel am beſten geſchützt iſt.

Der Senne der Alp Loubie hätte einige Zeit nach der Entladung, als der Winter einſetzte, unten im Bagnestal ſich gerne ſein kleines Werkzeug zu nutze gemacht, um den Hauskäſe zu bereiten. Doch es lag oben im Speicher, und da die Alp verſchrieen war und es hieß, im Winter trieben ſich dort die böſen Geiſter herum und verurſachten jede Nacht einen Höllenſpektakel, ſo verſprach er demjenigen einen Ofen voll Brot, der es wage, den Käsrahmen, die Schaumkelle und den Brecher zu holen. Es war im Monat Januar und das Tal tief verſchneit. Nur Murmeltiergräber wagten ſich um dieſe Zeit noch in die höheren Regionen hinauf. Deshalb fand ſich auch trotz des verheißenen Lohnes niemand im Dorfe bereit, den Verſuch zu unternehmen. Als der arme Chriſtoph, der ganz einſam unten bei der Flußbrücke wohnte, auch davon hörte, dachte er, einen Ofen voll Brot könnte er für ſeine zwölf Kinder ſchon gebrauchen und entſchloß ſich kurzerhand, das Abenteuer zu wagen. Er zog ſein grobgeſponnenes, mit dicken weißen Fäden genähtes Sonntagskleid an, um abzureiſen.

Digitized by Google

„Ums Himmelswillen, wo willst du hin?“ fragte ihn seine Frau, die ihr Jüngstes an der Brust trug. „Das sollst du morgen schon erfahren,“ sagte er, und als die



ältern Kinder schrieen: „Vater, gehst du fort?“ sagte er, „ich gehe Brot holen“ und verschwand.

Langsam stieg er in der sternlosen kalten Nacht das Gehänge empor, schritt langsam und bedächtig über den

Digitized by Google

gefrorenen Schnee und warf hie und da einen Blick hinunter zu der Dranse, die in ihrem kristallenen Bette leise gurgelte und plauschte. Der Bergstrom, der im Sommer ungehemmt dahinschäumt, ist im Winter ein ganz anderer Geselle. Die dicken Blöcke, die in seinem Bette liegen, haben sein geglättete, weiche Schneepolster. Die Eisdecke ist mit einer Schneeschicht überdeckt, so daß man von dem Fluß oft gar nichts merkt und nur hie und da bei den Fällen die grünlich durchschimmernden Eiszapfen sieht und das leise Gemurmel vernimmt, das tief aus der Erde zu kommen scheint.

Wenn Christoph hinaufschaute gegen die Hochgipfel, die in den Himmel hinein zu ragen schienen, ging ein Schauder über seinen Körper, aber nach und nach beschleunigte er das Tempo, so daß er schneller vorwärts kam, dann bog er plötzlich von dem eigentlichen Weg ab und lenkte seine Schritte zu der Hütte des heiligen Eremiten von Fionnin. „Gehen wir zuerst zu Fluhpeter," sagte er für sich, „der wird mir schon helfen!"

Auf einem aus schwarzen Schiefern gebildeten Hochplateau, aus dem zuckerstockförmige Felsköpfe aufragten, lebte der heilige Eremit, der von dieser Gegend den Namen trug. Er wohnte in einem niedrigen Blockhaus, dessen Spalten mit Moos verstopft waren. Der Boden und die Wände waren mit Fellen erlegter Wildtiere verkleidet. Auf einem roh gezimmerten Gestell lagen Gems- und Steinbockgeweihe, und darüber hingen Kruzifix und Rosenkranz. Das Tageslicht drang durch winzige Vierecke, die mit geöltem Papier überzogen waren. In einer Ecke stand ein gewaltiger Lärchenstumpf, der den Tisch darstellte und mit getrockneten Blüten, Pflanzen, Wurzeln und Samenkörnern bedeckt war. Außen an der Türe hingen Schlangenhäute, und zwar rechts der Mitte befand sich der Kopf, links

Digitized by Google

davon der Schwanz, so daß man glauben mußte, der Einsiedler habe die Gewohnheit, die Schlangen in zwei Stücke zu schneiden. Eine kleine Harzfackel erhellte des Nachts notdürftig den Innenraum. Warum der sonderbare Kauz gerade diese entlegene Felseneinöde zu seinem Wohnsitz ausgewählt hatte, das weiß man auch.

In ganz alter Zeit, als noch ein See das untere Tal ausfüllte und der Gletscher den oberen Teil bedeckte, kam der heilige Martin ins Bagnestal. Da es in den Wäldern von Fionnin von Schlangen wimmelte, fürchtete er, diese giftigen Reptilien könnten den Älplern gefährlich werden. Deshalb verjagte er sie aus der Nähe des Weges und bannte sie auf das andere Ufer der Dranse. Damit ihnen jede Rückkehr zu den alten Brutstätten verwehrt bleibe, bat der heilige Martin den Fluhpeter, sich in den Felsen von Fionnin eine Hütte zu bauen. Der eifrige Eremite zog sofort hinauf ins Tal und zimmerte sich hieroben zwischen zwei Felsköpfen ein Häuschen, von dem aus er den ganzen obern Talgrund überwachen konnte. Den Schlangen flößte er solchen Schrecken ein, daß noch heute das viel begangene rechte Ufer der Dranse frei ist von Schlangen, während sie sich auf dem andern Ufer noch zahlreich herumtreiben. Seitdem haben die bösen Geister mehrfach versucht, die Schlangen wieder auf das andere Ufer zu locken, aber umsonst. Mitten im Fluß fielen die Vipern wie von einem scharfen Messer durchschnitten plötzlich in zwei Teile auseinander und trieben als tote Masse auf den Wellen. Viele Jahre später haben die Bauern ebenfalls die Macht des Heiligen auf die Probe gestellt und sind mit lebenden Schlangen über die Brücke gezogen, aber jedesmal zeigte sich dasselbe Schauspiel. Mitten auf der Brücke schnellten die Reptilien aus den Körben und Hutten, streckten sich und zerfielen in zwei Hälften.

Digitized by Google

Der Fluhpeter hat während unzähligen Jahren in seiner Hütte oben treue Wacht gehalten und hat nie Zeit gefunden, ins Dorf hinunter zu steigen, da ihm die Schlangen und die bösen Geister so viel zu schaffen machten.

Wie alt er war, wußte niemand. Die Dörfler hatten ihn nie anders gesehen als mit einem langen welligen Graubart, der mit der dichten gleichfarbigen Mähne verwachsen schien, die über die Schultern wallte und mit seinem Gemsbockmantel ebenfalls gleichsam ein Stück bildete. Beinkleider aus demselben Stoff vervollständigten das Gewand.

An die Türe dieses Mannes klopfte nun unser Christoph.

„Wer ist da? Im Namen Gottes gebt Antwort!“ scholl es dumpf aus dem Innern. Christoph wagte nicht zu antworten und pochte ein zweites Mal. Da tönte es wieder: „Wer ist da? Im Namen Gottes gebt Antwort!“ Christoph schlug zum drittenmal an die Tür und nun rief der Eremite: „Wer ihr auch seid, im Namen Gottes tretet ein!“

Christoph stapfte nun in die warme Stube, den Schnurrbart festgefroren und mit Eiszäpfchen behangen, und erzählte, warum er in bitter kalter Winternacht hier heraufgestiegen sei; er möchte ihn um Rat und Beistand ersuchen. Der Eremit erhob sich, schritt in eine Ecke und zog aus einer alten Truhe eine Sichel, eine Laterne und ein kleines Beil. „Was soll ich damit anfangen?“ fragte der arme Christoph und schaute dem Alten enttäuscht ins Gesicht. „Frag nicht so dumm,“ gab der Einsiedler zur Antwort. „Verwahre es gut und gib wohl acht, niemals zurückzublicken, was du auch hören magst, und nun behüte dich Gott und der heilige Martin.“

Digitized by Google

Der arme Christoph dankte und machte sich auf den Weg, der längs eines tiefen Abgrundes zur Alp Louvie hinaufführte. Mehrmals rutschte er auf dem schmalen eisglatten Felsenbande aus und glaubte dann, sein letztes Stündlein sei gekommen, aber eine geheime Kraft schien ihn zurückzuhalten. Oft mußte er auf allen Vieren klettern und schleichen und sich an dem Gewurzel und den Tanngrotzen festklammern. Doch bald gelangte er auf gefrorenen Schnee, wo er sichern Stand hatte und rasch höher rückte. Als er endlich den Speicher erreichte, schloß er aus dem Stand der Sterne, die durch den dünnen Wolkenschleier schimmerten, daß es bald Mitternacht sein müsse, deshalb steckte er den Schlüssel ins hölzerne Schloß und stieß die Tür auf. Beim matten Schein der Laterne bemerkte er bald den runden Tisch mit den gewünschten Gegenständen. Er trat in die Hütte und wollte eben die Hand ausstrecken, um das Werkzeug zu ergreifen, als der große Kupferkessel am Feuerhaken zu vibrieren begann wie eine Turmglocke. Dann tönte der erste Schlag der mitternächtigen Stunde. Sogleich geriet das Tischchen mit all dem Werkzeug in Bewegung und drehte sich auf dem einzigen Fuß mit schwindelnder Schnelligkeit, während die elf andern Schläge in regelrechten Abständen vom Käskessel her ertönten. Die Stunde des Sabbaths war da. Der zwölfte Glockenschlag entfesselte auf dem Dach des Speichers einen schaudererregenden Höllenlärm. Auf den Schieferplatten polterte und rasselte es, als ob die Furien der Unterwelt hier ihren Hexensabbath aufführten, und aus dem Lärm heraus hörte man ganz deutlich eine Stimme, die schrie: „Pack ihn! Pack ihn!“ Dann eine andere: „Ich kann nicht! Ich kann nicht!“

Christoph behielt, so weit es möglich war, ruhig Blut und erspähte den Moment, den Käsrahmen, die Kelle und

Digitized by Google

den Brecher dem kreisenden Tischchen zu entreißen, aber trotz aller Geschicklichkeit wollte es ihm nicht gelingen. Aber wofür hatte ihm der heilige Fluhpeter noch eine Sichel und ein Beil mitgegeben! Er packte die Sichel, zielte nach einem der drei Gegenstände und warf richtig damit den Käsrahmen herunter. Dann nahm er das Beil und schleuderte damit die Kelle und den Brecher zu Boden. Schnell raffte er das Werkzeug zusammen und stürzte mit einer Geschwindigkeit aus dem Speicher, die er sich selbst in jungen Jahren nicht zugetraut hätte. Bald hatte er wieder den Fußweg erreicht, der in kürzester Frist ins Tal hinunter führte und mit seinen eigenen kaum sichtbaren Fußstapfen bezeichnet war. Aber die Teufel, die an verschiedenen Stellen des Gebirges Posten standen, riefen sich über die Abgründe zu: „Pack ihn! Pack ihn!“ — „Ich kann nicht! Ich kann nicht!“

Endlich, als er den Fuß außerhalb der Grenze der Alp Louvie setzte, rief der letzte Posten in einem verzweifelten Aufschrei: „Verdammt! Er ist über und über mit dem Faden der heiligen Agathe genäht!“ Das Kleid, das Christoph trug, war mit geweihtem Faden genäht, und so konnten ihm die bösen Geister nichts anhaben.

Einige Minuten später langte er beim Eremiten an, trotz der großen Kälte in Schweiß gebadet, die Haare weiß wie Schnee vor Schrecken und die Kinnlade erstarrt. Doch er hatte seinen Ofen voll Brot gewonnen.

Heute noch lassen die Bewohner des Bagnestales am 5. Februar, am Tag der heiligen Agathe, in der Kirche zu Châbles mit dem Salz, das sie den Tieren zu lecken geben, den Faden segnen für ihre Kleider.

Digitized by Google

Das Krämerlital.

Johann Marie war ein Leukerjäger, der sich Sommer und Winter in den Bergen herumtrieb, im Sommer und im Herbst die Gemsen jagte und im Winter die Murmeltiere ausgrub, wenn sie tief drinnen in ihren warmen Höhlen schliefen und sich sicher glaubten. Gewittersturm und Graus fürchtete er nicht. „Das Leben fängt für mich erst dort oben an, wo die Natur aufhört," pflegte er oft zu sagen.

An einem frischen Herbstmorgen hing er wieder die Büchse um und stieg auf den Corbetschgrat. Doch das war ein verteufelter Tag. Er überraschte eine Gemsherde und schoß den Tag durch fast alle seine Kugeln ab, aber er traf nichts, obschon er sonst als guter Schütze galt. Er verfolgte die Gemsen auf der Schattenseite des Turtmanntales über alle Gräte, aber auf einmal waren sie weg, er wußte nicht wohin. Er verlor sie aus den Augen und konnte nicht herausspüren, wohin sie sich gewendet hatten. Nur einen alten Bock hatte er zuletzt noch gesehen, der weniger schnell fliehen konnte, weil ihn seine Beine nicht mehr recht trugen, oder weil er verwundet war. Dieser Bock sollte ihm nicht entgehen, und wenn er ihm bis in die Nacht hinein nachschleichen mußte. Er verfolgte ihn über den Gletscher hinüber bis an den Fuß der Diablons, die als silberne Hörnchen aus dem Bergstock in den Himmel hinaufragen. Die Sonne war im Verscheiden und goß ihre letzten Strahlen über die Hochalpen

Digitized by Google

aus. Johann Marie hatte in seinem Jagdeifer den ganzen Tag nichts gegessen, auch war er müde, und so setzte er sich nieder. Für heute mußte er die Jagd aufgeben, denn hier oben konnte er die Nacht nicht zubringen, und bis zu der nächsten Hütte unterhalb des Gletschers ging es noch eine schöne Strecke.

Da öffnete sich vor seinen Augen ein Tal, das er noch nie gesehen hatte, und doch kannte er die Gegend wie seine Hosentasche. Es war ein Längstal mit niedrigen, braunen Hütten, deren kleine, runde Scheiben in der Abendsonne glühten wie die Fenster einer Hufschmiede in der Dämmerung. Aus den mit großen Steinplatten beschwerten Hütten stiegen blaue Rauchfahnen auf. Gut bewässerte, saftig grüne Matten dehnten sich zu beiden Seiten des Dorfes bis hinauf zum Bergwald, und der bestand aus alten Lärchenstämmen mit herbstlich gefärbten, zündroten Nadeln und aus Arven, die mit so dichten Zapfenbüscheln behangen waren, daß sie ganz rotbraun glänzten. Das Tal, über dem es wie Paradiesesfriede lag, heimelte ihn an, und doch hatte er es noch nie gesehen. Vor den Hütten waren kleine Blumen- und Gemüsegärten mit Kartoffeln und Rüben, in den Matten standen Apfelbäume mit gereiften Früchten und rotbelaubte Birken- und Kirschbäume. In dem Sträßchen zwischen den Häusern gingen steinalte Leute gebückt, fast zwiefach einher, und von dem Berghang stieg der Hirte mit einer vielköpfigen Schar von Gemsen herab, die mit ihrem Schellengeläute glockten und vor die Ställe eilten, wie zu Hause in Leuk die Ziegen. Dann kamen die Frauen an Krücken und Stecken daher gehumpelt, das Melkfaß in der Hand, hockten neben die Gemsen, die ganz stille hielten, und melkten sie. Den alten Gemsbock, dem er zuletzt noch

Digitized by Google

nachgeschlichen war, sah er jetzt auch wieder. Dieser trippelte, fast zu Tode gehetzt, hinter einem, dem Anschein nach wohl 200 jährigen Greise her, und leckte ihm die Hand.

Den Johann Marie kam die Lust an, hinab zu steigen in dieses stille, glückliche Tal, nicht um zu jagen, daran dachte er gar nicht mehr, sondern um sich auszuraften, und er sah sich nach einem Wege um. Aber selbst wenn ihm die besten Zermatterführer beigestanden wären, so wäre er doch nicht hinunter gekommen, denn senkrecht und über Kirchturmhöhe stürzten die glatten Felswände ab. Da waren weder Spalten noch Furchen, wo sein Fuß sich hätte hinsetzen können, und er fragte sich, wie die Gemsen, die er gejagt, es auch nur angestellt hatten, hier hinunter zu klettern. Durch das Tal wand sich in mancherlei Krümmen ein Fluß, der schon im Schatten des Abends lag, und dessen Ende er nicht mehr genau unterscheiden konnte. Er sah nur, daß er die Richtung gegen das Matterhorn zu nahm und in den grauen Felsen verschwand. Nun erinnerte er sich auch, von Zermatter Führern öfters gehört zu haben, daß bei ihnen ein Wasser aus dem Felsen ströme, dessen Ursprung sie noch nicht hätten ergründen können; aus dem Flusse hätten sie oft rotbackige Äpfel, Birnen und rote Trauben gefischt.

Johann Marie schaute starren Blickes in das grüne Tal hinunter. Die Schatten dunkelten, und immer noch lag er oben auf der Platte und konnte sich nicht satt sehen. Er kam sich so einsam vor, wie durch ein weites Meer von der Welt getrennt, die hinter ihm lag. Mit einem schweren Seufzer erhob er sich, als die Betglocke im Tale läutete, und machte sich los von dem schönen Bilde, mit einer Sehnsucht im Herzen, die er früher nie gekannt. Er stieg vorsichtig den Gletscher hinunter, über-

Digitized by Google

nachtete in einer der obersten Alphütten und kehrte am nächsten Tage nach Leuk zurück. Keinem Menschen verriet er, was er gesehen hatte. Er stieg noch vor Abend hinauf ins „Deel“ zu dem Eremiten in der Klause, von dem es hieß, er wisse mehr als andere Menschen, und schilderte ihm das fremde und doch so heimelige Tal, das ihm einen so tiefen Eindruck gemacht hatte. Der Einsiedler holte aus der Truhe ein altes, vergilbtes Buch mit rindenbraunem Einband und blätterte mit steifen Fingern drin herum. Auf einmal schaute er lange auf das Blatt mit den eckigen großen Buchstaben und zuckte leise zusammen. „Da ist es, da ist es,“ rief er aus und schaute den Jäger ernsthaft an. „Mein lieber Johann Marie, wir wollen zuerst einen Schluck nehmen aus dem Marijose, es ist wegen dem Schreck!“

Er ergriff die schwere Zinnkanne und füllte zwei Holzbecherlein. „Mein lieber Freund, jage solche Gemsen nicht mehr; es wäre dein Schaden und dein Unglück, denn sie gehören zum Krämerlital und sind alle gezeichnet. Wer eine davon schießt, der lebt nicht mehr acht Tage lang.“

Er sprach ganz langsam, wie einer, der jede Silbe abwägt, und schaute immer in das große Buch. Er füllte die Becher nochmals, tat einen großen Zug, und wischte sich die herabgefallenen Tropfen vom Bart. „Das Krämerlital hat der liebe Gott geschaffen und in den Schutz seiner Heiligen gestellt, damit alle Bedrängten, die Jungen und die Alten, die Männer, die Frauen und die Tiere sich dorthin flüchten können, jedesmal, wenn der große Weltkrieg naht. Dort sind sie sicher vor den Feinden, und niemand wird sie in ihrer Ruhe stören. — Jetzt häng' die Büchse an den Nagel und bete jeden Morgen drei Vater unser!“

Digitized by Google

Johann Marie ging still und nachdenklich nach Hause. Am nächsten Tage packte ihn eine solche Sehnsucht nach dem Krämerlital, daß er es nicht mehr zu Hause aushielt und wieder ins Gebirge stieg. Tagelang strich er in den Felsen herum und schaute nach dem Tale aus, aber er konnte den Weg nicht mehr finden. Wenn er einen Trupp Gemsen überraschte, griff er mechanisch nach dem Gewehr, das er gar nicht bei sich trug, und da stellte sich das alte Gelüsten wieder ein, zuerst nur schwach, wie eine leise Neigung, dann immer stärker, bis zur verzehrenden Leidenschaft. Und eines Tages riß er die Büchse vom Nagel herunter, nicht um zu schießen, bewahre, nur um wieder ein ganzer Jäger zu sein. Am frühen Morgen stand er wieder hoch oben auf dem Corbetschgrat und durchwanderte auf Schattenhalb das Turtmanntal, immer dicht hinter frischen Gemsspuren. Es war wie damals ein sonnenheller Tag, kein Wölkchen auf dem Scheitel der Berge. Da stieß er plötzlich auf einen alten Gemsbock, der seiner gar nicht zu achten schien. War es derselbe, der im Krämerlital hinter dem Alten hergetrippelt war? denn gesehen hatte er ihn schon. Doch es war nicht der Moment, lange abzuwägen. Die Büchse saß schon an der Wange, und der Schuß krachte. Das Tier blieb liegen und er eilte hinzu. Als er es untersuchte, hatte es das Zeichen. Nun besann er sich auf die Warnung des Eremiten, und er empfand einen solchen Schrecken, daß er die Gemse liegen ließ und im schnellsten Bergschritt seinem Dorfe zu steuerte. Zu Hause legte er sich ins Bett und stand nicht mehr auf. Bevor acht Tage um waren, trug man ihn hinaus auf den Gottesacker.

Digitized by Google

Die vier luſtigen Geſellen.

Eine Witwe, die abſeits des Bergdorfes im „Turtelti“ wohnte, hatte einen halberwachſenen Buben, der alle ſeine Dorfgenoſſen an Größe und Stärke weit übertraf. Eines Tages ſandte ſie ihn in den Wald, um Brennholz zu holen. Er ſammelte aber nicht dürres Reiſig, wie die andern Knaben, ſondern riß ganze Tannen aus und trug ſie zu Haufen. Einſt, als er wieder im Begriffe war, eine dürre Tanne mit ſamt der Wurzel auszudrehen, kam ein Geſelle des Weges. Als dieſer ſah, wie der Bub mit den Bäumen umging, blieb er ſtehen und redete ihn an: „Oho, du biſt aber ſtark! Mit dir möchte ich nicht ringen! Willſt du mit mir kommen? Ich glaube, wir beide kämen ſchon durch die Welt!“ Der Bub fuhr mit der Hand über die naſſe Stirne und erwiderte: „Gleich iſt es mir ſchon; zu Hauſe halte ich es doch nicht mehr ſo lange aus, und eine Wanderung in die weite Welt, das iſt, was ich wünſche. Nur muß ich meiner Mutter zuerſt den Arm voll Holz nach Hauſe bringen, damit ſie feuern und kochen kann!“

„Mach', wie du willſt,“ ſagte der Fremde, „ich warte ſchon!“

Der Bub nahm die gefällten Tannen, ſo viel er faſſen konnte, wie ein Bündel Rebſtichel unter den Arm, dann ſtapfte er, vom Fremden begleitet, heimwärts. Zu

Digitized by Google

Hause warf er das Holz vor dem Speicher auf einen Haufen und wandte sich zur Mutter, die unter der Tür stand: „So, Mutter, da habt ihr Holz! Ich glaube, es langt, bis ich wieder zurückkomme! Ich sage euch ade, denn ich will mit diesem Manne eine Reise antreten und mir die Welt ansehen!"

„Wer wird denn für mich sorgen, wenn du fortgehst?" jammerte die Mutter.

„Bekümmert euch nur nicht darum, Mutter, und laßt mich gehen! Ich werde für euch sorgen, und ihr sollt bald wieder von mir hören!"

„So geh' in Gottes Namen," tröstete sich die Mutter, „aber gib acht, daß dir kein Unglück zustößt!"

Da nahm er Abschied von seiner Mutter und vom „Turtelti" und zog mit dem Fremden von dannen. Dieser war ein Stelzfuß, der den Unterschenkel des linken Beines nach oben gebunden hatte, und das bemerkte der Bub erst jetzt, denn der Fremde humpelte gleichwohl so schnell davon, daß er ihm kaum folgen konnte.

Als sie eine Strecke weit gereist waren, spürten beide großen Hunger. Der Bub sagte: „Wir wollen jetzt ums Essen ausschauen, aber ich habe kein Geld, und du?" „Was, Geld? Das habe ich nie!" erwiderte der Gefährte; „ich habe noch nie Geld gebraucht. Sobald wir in den Wald kommen, gibt es Wild in Hülle und Fülle!" „Aber wir haben ja kein Gewehr bei uns," warf der Bub ein, „da laufen uns die dicksten Hasen davon!"

„Gewehr brauchen wir auch keines, wart' nur, bis wir einen Hasen aufstöbern, dann wirst du schon sehen, wie ich ihn am Genick packe!"

„Du mit deinem aufgebundenen Bein, das möchte ich sehen!"

Digitized by Google

„Ja, grad damit," erwiderte der Stelzfuß. „Ich habe das eine Bein nur aufgebunden, damit ich nicht zu schnell laufe; mit dem geraden Bein jage ich das Kleinwild, und mit beiden zusammen fange ich das Hochwild ein!"

Damit hatten sie den Wald betreten, wo sie gleich einen Hasen aufschreckten. Der Stelzfuß sprang ihm so schnell nach, daß der Bub seinen Augen nicht traute. Nach einigen Sprüngen schon hatte der Kamerad den Langohr an den Läufen gepackt und ihm das Genick gebrochen. Dann zog er ihm die Haut ab, entfachte ein Feuerlein und briet den Hasen am Spieß, und die zwei hielten gute Mahlzeit. Als sie den Hunger gestillt hatten, zogen sie weiter und schnitten sich feste Stöcke, mit denen es sich gut wanderte. Die Sonne brannte, und sie litten sehr unter der Hitze.

Nach einiger Zeit sahen sie auf einem Nebenweg, der in die Straße einmündete, einen Mann daherkommen, der ihnen auffiel, weil er den Hut auf den Schoppen gerichtet, ganz auf dem linken Ohr trug. Und was war das für ein Hut! Statt der Krempe lief ein wiesengrünes Band um eine hohe Kupfe; es war eher ein Hut, wie ihn die Frauen und Mädchen tragen, denn er war oben und unten gleich breit. Dazu glänzte er bald rot, bald gelb, bald blau, bald in allen Farben des Regenbogens.

Sie blieben stehen und ließen sich mit dem Manne in ein Gespräch ein. Zuletzt luden sie ihn ein, sich ihnen anzuschließen, da sie ins Land hinaus zögen, wo es keine Berge mehr gebe, sondern nur große Städte, schöne Dörfer und vornehme Leute, bei denen es mehr als nur Käse und Brot zu essen gebe. Der fremde Geselle sagte: „Zu dreien wandert es sich besser als ganz allein, und da ich

Digitized by Google

noch nie aus den Bergen herausgekommen bin, so ziehe ich mit!"

Als sie nun zusammen marschierten, fragte der Stelzfuß den neuen Gefährten: „Jetzt sag' mir, warum hast du solchen Stolz und trägst den Hut ganz auf der Seite des Kopfes?"

„Stolz?" erwiderte der Angeredete, „ich bin doch nicht stolz! Ich trage den Hut nur schief am Kopfe, damit die Sonne neben durch auf die Erde scheinen kann. Trüge ich ihn mitten auf dem Kopf, so wie ihr, so käme die Sonne nicht durch, und dann würde es so kalt auf der Erde, daß alles rein gefrieren müßte!" Da sagten die zwei andern: „Nun, wir sind froh, dich gefunden zu haben; morgen, gegen Mittag, wenn es wieder so heiß wird, rückst du den Hut höher, dann marschieren wir im Schatten!"

Die drei Gesellen reisten nun zusammen und schlossen gute Freundschaft. Sie ließen den Wald hinter sich und kamen in eine Gegend, wo die hohen Berge nach und nach zurückblieben, ein großer See heraufglänzte und grüne, von Reben umsponnene Hügel sich zeigten. Der Stelzfuß fing das Wildbret, der Turteltibub trug es zum Feuer, und der Mann mit dem Sonnenhut sorgte für Wärme und Schatten, so wie sie es wünschten.

Eines Tages stiegen sie auf einen Hügel hinauf, um sich ein bischen umzusehen. Sie suchten eben ein Plätzchen, wo sie ihr Mittagsmahl halten konnten, als sie einen Burschen auf dem Rücken am Boden liegen sahen, der alle Viere von sich streckte, wie zu Hause auf den Alpen die Sennen, wenn sie das Vieh hüten. Der Faulenzer fiel ihnen gleich auf, der fürchterlich großen Nase wegen, und als sie näher traten, gewahrten sie, daß er eines

Digitized by Google

der Nasenlöcher mit einem Büschel Watte verschlossen hatte. Nicht weit davon, aber schon unten in der Ebene, standen drei Mühlen, deren Räder sich lustig drehten, obschon sich nicht das leiseste Lüftchen regte.

„Was liegst du so faul am Boden?“ fragten sie ihn, „und was fehlt dir, daß du ein Nasenloch verstopft hast?“

„Das seht ihr doch wohl, wenn ihr nicht zu dumm seid,“ entgegnete der Geselle am Boden. „Ich treibe die drei Windmühlen! Hätte ich das andere Nasenloch nicht sorgfältig zugestopft, so würde ich die Mühlen mit allem, was drum und dran steht und euch damit bums — in die Luft blasen!“

Die drei schraken zusammen und wichen einige Schritte zurück. Da fing der im Grase so laut zu lachen an, daß der Boden zitterte. Bald sahen sie, daß der Mann nicht so gefährlich war, wie er aussah, traten wieder herzu und fragten ihn, ob er mit ihnen Kameradschaft schließen wolle, grad so einer, wie er sei, fehle noch in ihrer Gesellschaft. Der Mann erhob sich, verschloß auch das andere Nasenloch, worauf die Windmühlen ihr lustiges Treiben einstellten und sagte: „Mit dem Mühlentreiben verdiene ich nur ein knappes Essen. Wenn ihr mir helfen könnt, zu einer Frau zu gelangen, so komme ich mit. Die hiesigen Mädchen mögen mich alle nicht leiden, weil ich so häßlich bin im Gesicht!“

„Das versprechen wir schon,“ riefen alle drei zusammen, und der Turteltibub am lautesten. „Eine Frau sollst du bekommen. Uns ist es bis jetzt gut ergangen, und wir sind erst am Anfang unserer Reise!“

Da zogen sie alle vier zusammen durch die Dörfer und Städte, weit, weit hinaus in das Hügelland und die Ebene, von wo sie die Berge in der Ferne nur noch ganz

Digitized by Google

ſchwach zu erkennen vermochten. Sie freuten ſich der ſchönen Reiſezeit und führten ein flottes Leben.

Eines Tages erblickten ſie die Türme einer großen ſchönen Stadt, der mächtigſten, die ſie bis jetzt geſehen hatten. Da gab es Paläſte, Gärten, Springbrunnen und gepflaſterte Straßen. Auf einem großen Platze ſtand viel Volk. Die Vier drängten ſich hinzu und bemerkten auf

einem Gerüſte einen vornehm gekleideten Mann, der mit tönender Stimme etwas verkündete.

„Wer iſt der Mann, der da ausruft?“ fragten die vier Geſellen die Nachbarn.

„Ihr ſeid wohl Fremde, daß ihr das nicht wißt?“

„Wir kommen von den Schweizer Bergen!“

„Ei was, die ſind wohl hoch, die Schweizer Berge? Höher als die unſrigen?“

„Wo eure Berge aufhören, da fangen unſere erſt

Digitized by Google

an," ſagte der Bub. Die Leute riſſen die Augen auf, und das Volk bildete einen Kreis um die vier Fremden.

„Und was ſchafft ihr ſo das ganze Jahr durch in den Bergen?"

„Wir ſchaffen nichts," erwiderte der Stelzfuß, „wir jagen nur das Wild!"

Die Umſtehenden riefen: „Seht dieſe Leute! Die kommen von den Schweizer Bergen und jagen nur das Wild! Was treibt ihr denn ſonſt immer?"

Die Vier ſahen ſich an und lachten. Da rief der Bläſer: „Nichts treiben wir, es geht alles von ſelbſt!"

„Und im Winter freſſen wir Eis und Schnee, und im Sommer trinken wir Gletſchermilch," fügte der mit dem Sonnenhut hinzu, „und wenn wir ſchönes Wetter haben wollen, ſo rücke ich mit der Rechten am Hut, und wenn es regnen ſoll, ziehe ich ihn wieder herunter!"

Die Zuhörer ſperrten den Mund auf, und das Volk ſcharte ſich ſo dicht um die vier Kameraden, daß ſie ſtille halten mußten.

„Nun, wenn ihr alles könnt," riefen wieder einige, „warum fegt ihr nicht die Wüſte rein und verwandelt ſie in ein fruchtbares Land!"

„Wo, was?" fragten die Vier faſt mit einander.

„Ei, ja! Der König hat ſoeben durch ſeinen Herold, den ihr geſehen habt, ausrufen laſſen, daß er demjenigen ſeine Tochter zur Frau gebe, dem es gelinge, die große Wüſte jenſeits des Waldes in guten Boden zu verwandeln!" — Da kam die Polizei und trieb die Menge auseinander.

Die vier Geſellen traten in eine Wirtsſtube, wo ſie ſich an einen Tiſch ſetzten und ſich vom Wirt beſtätigen ließen, was ſie ſoeben gehört hatten. „Das wäre etwas

Digitized by Google

für dich, Bläſer," ſagten ſie, „jetzt kommſt du zu einer Frau, wie du es gewünſcht und dazu noch zu einer Königstochter!"

„Ihr Narren," erwiderte der Bläſer, „Mühlenräder treiben und Sandwüſten ausblaſen, das iſt zweierlei, doch wenn ihr glaubt, daß ich euch damit nicht in Schaden und Unglück bringe, ſo kann ich es ſchon probieren!"

„Das könnteſt du wohl, und wir begleiten dich," ſagten ſie, und ſo ſtiegen ſie eine lange, breite Marmortreppe zur Hofburg hinauf und ließen ſich vor den König führen. Dort ſagten ſie, wenn es wahr ſei, was der Herold ausgerufen habe, daß der die Prinzeſſin zur Frau erhalte, der die Wüſte ausblaſe, ſo wollten ſie es probieren. Der König war hoch erfreut über das Anerbieten und ließ den vier Geſellen Braten und Wein auftiſchen. Dann fragte er, wer von ihnen das Wageſtück unternehmen wolle. Da wieſen ſie alle drei auf den Bläſer: „Der da wird es machen, der hat ſchon ganz andere Arbeiten verrichtet!" Da winkte der König einem Diener und ließ von ſeinem beſten Wein auftragen. Dann wurde ein Wagen vorgeführt, in den die vier Kameraden hineinſtiegen und ſich durch die Stadt und den Wald bis an den Rand der Wüſte hinausfahren ließen. Drei der Freunde ſtiegen hier aus und legten ſich in den Schatten der Bäume, der Bläſer aber fuhr weiter und hielt erſt mitten in der Wüſte an. Unterwegs ſtopfte er beide Naſenlöcher zu, dann ſtieg er aus und wartete einige Stunden, bis er glaubte, der Wagen ſei wieder in Sicherheit. Dann ſog er die Lungen voll, nahm die beiden Stöpſel heraus und blies.

Da wurde es ſtockfinſtere Nacht. Der Sand flog in großen, ſchweren Staubwolken weit durch die Lüfte, man

Digitized by Google

wußte nicht wohin. In der Stadt zündeten sie überall die Lichter an und glaubten, das Ende der Welt sei herbeigekommen. Als die Staubwolken sich verzogen hatten, war der Boden reingefegt. An Stelle der grauen Sandschicht zeigte sich schwarzer Lehm, der von selbst anfing zu grünen, so daß nach wenig Tagen die ehemalige Wüste in ein fruchtbares Wiesenland verwandelt war.

Der Bläser war nun mit seinen Gefährten in die Hofburg eingezogen, wo ihnen die herrlichsten Speisen und die feinsten Weine aufgetragen wurden und die Dienerschaft sie mit großen Ehren auszeichnete. Bald hatten sie sich an die vornehme Lebensweise gewöhnt, und nun ließ sich der Bläser eines Tages vor den König führen, von dem er verlangte, daß er ihm den Lohn ausbezahle für seine Arbeit und ihm seine Tochter zur Frau gebe. Das paßte dem König nicht, denn der Bläser war auch gar zu häßlich im Gesicht und von zu niederer Herkunft, deshalb sagte er: „Meine Tochter will jetzt noch nicht heiraten, sage mir lieber, wie viel ich dir bezahlen soll!“

Da stieg dem Bläser das Blut ins Gesicht, und er erwiderte in hellem Zorne: „Ich habe die Arbeit nicht um Geld besorgt. Wenn ich so herum reise, ist das Geld bald aufgebraucht; ich verlange eure Tochter zur Frau, denn ich habe die Bedingung erfüllt, die ihr durch den Ausrufer öffentlich habt stellen lassen!“

Der König befand sich in großer Verlegenheit. Da ließ er die Gefährten des Bläsers zu sich bestellen und bewog sie, ihren Freund zu überreden, daß er sich mit einem Haufen Geld, den er selbst bestimmen könne, zufrieden gebe. Die Gesellen versprachen es, und es gelang ihnen auch, den Bläser zu besänftigen, so daß er einverstanden war, auf die Königstochter zu verzichten.

Digitized by Google

Der König hatte mächtige Strohsäcke in den Hof tragen lassen, und der Schatzmeister brachte nun alles Geld, das sich in der Schatzkammer befand, aber das füllte nur spitz den ersten Sack. Der Bläser, der seine Arme trotzig in die Seite stemmte, verlangte viel mehr, und so ließ der Schatzmeister das sämtliche Geld im Reich in großen Wagen herbeiführen, und nun wurden die Säcke der Reihe nach gefüllt. Der Bläser verlangte immer mehr und mehr, aber als sieben Säcke voll waren, klopften ihm seine Kameraden auf die Schultern und sagten: „Jetzt ist's gut! Damit haben wir alle vier für unser ganzes Leben genug!" Der Bläser schaute sich um und fragte, wer nun das Geld forttragen wolle. Da trat der Turteltibub hervor und sagte: „Das nehme ich wohl noch!" Er ließ die Säcke von einem Sattler oben zusammennähen, dann warf er sie alle sieben auf die Achsel, und nun zogen sie fort, ohne sich bei jemand zu bedanken.

Kaum waren sie fort, reute den König das viele Geld, und er klagte es seinen Ministern: „Hätte ich nur noch die Wüste und dafür das viele Geld! Könnt ihr mir helfen?" Keiner der Minister wußte Rat. Da befahl der König einem General, mit seiner Armee den fremden Gesellen nachzujagen und sie alle vier in die Pfanne zu hauen.

Die vier Kameraden waren unterdessen ein schönes Stück weit vor die Stadt hinaus gewandert, und nun hielten sie an und freuten sich ihres großen Reichtums. Als sie zurückschauten, gewahrten sie das Heer, das ihnen auf flinken Pferden nachjagte, und sie fingen an zu jammern: „Jetzt schlagen sie uns tot, und wir haben nichts von unserm Reichtum!" „Nur ruhig," rief der Bläser, zog schnell seine Stöpsel aus der Tasche, verstopfte sich die

Digitized by Google

Nasenlöcher und lief der Armee entgegen. Als die Spitze derselben ganz nahe gekommen war, nahm er die Stöpsel heraus und blies. Da flog die ganze Reiterarmee in die Luft, und Mann und Pferd blieben tot am Platze liegen. Die vier Gesellen waren gerettet und konnten ungefährdet ihres Weges ziehen.

Der König war trostlos über die schlimme Nachricht, ließ abermals die Minister zu sich berufen und fragte sie, was er wohl anstellen könnte, um wieder zu seinem Gelde zu gelangen. Keiner wußte Rat. „Mit List vielleicht," sagte der König, „mit List könnte es gelingen!" Er sandte berittene Freundschaftsboten zu den Gesellen und ließ ihnen sagen, der König sei bereit, dem Bläser die Tochter zur Frau zu geben, aber dafür müßten sie ihm einen Teil des Geldes zurückerstatten. Die andern Gefährten wollten davon nichts wissen, aber der Bläser erhob Protest und sagte: „Ich habe das Geld gewonnen, und jetzt, wo man mir eine Prinzessin zur Frau anbietet, will ich sie auch — und gebt euch nur zufrieden, wenn ich einmal König bin im Lande, dann soll es euch auch nicht schlecht ergehen!"

Da machten die Vier kehrt. Der Turteltibub trug die sieben Säcke in die Hofburg zurück und stellte sie der Reihe nach an die Wand. Der König aber hatte einen eisernen Käfig herschaffen lassen, den er für die wilden Tiere gebrauchte. Die vier Gesellen wurden unversehens von starken Männern gepackt und hineingeworfen, dann trug das Volk mächtige Stöße dürren Holzes zusammen, das um den Käfig aufgeschichtet und mit Strohgarben angezündet wurde. „Jetzt sollen sie es haben, die vier Lumpen! Den Lohn wollen wir ihnen gönnen," rief man, und das Volk klatschte in die Hände und tanzte um den Käfig herum, als die Flammen hoch aufloderten. Aber

Digitized by Google

je mehr man draußen feuerte, deſto luſtiger wurden die vier Gefangenen in dem Käfig. Sie ſangen, johlten und pfiffen, denn der Gefährte mit dem Sonnenhut ſchob die Kupfe immer höher und höher hinauf auf den Kopf, je kräftiger die Flammen züngelten, ſo daß zuletzt das Volk draußen vor dem Käfig und auf dem Platze ganz elend fror, vor Kälte zitterte und mit den Zähnen klapperte, während die drinnen nicht mehr als eine behagliche Wärme verſpürten.

Der König ſah nun ein, daß den vier Geſellen nicht beizukommen war, ergab ſich in ſein Schickſal und ließ den Käfig wieder öffnen. „Ich bin jetzt überzeugt," ſagte er zu ihnen, „daß ihr mehr leiſten könnt, als alle meine Miniſter und Beamte zuſammen! Von dem Turteltibub, dem Bläſer und dem Geſellen mit dem Sonnenhut weiß ich es ganz gewiß. Nur den Stelzfuß möchte ich noch fragen, was er eigentlich zu leiſten imſtande iſt und warum er das linke Bein ſtets aufgebunden trägt?"

„Der Jagd wegen," erwiderte der Angeredete. „In der Ebene muß ich das Bein aufbinden, da ich ſonſt über das Kleinwild hinauslaufen und nichts erhaſchen würde. Mit beiden Beinen zuſammen gehe ich auf die Hochjagd und fange die Rehe und Gemſen mit den Händen ein!"

Da mußte der König lachen und ſagte: „Du mußt mir grad eine Probe deines Könnens ablegen!" Er ließ ihn in den Wald geleiten, wo Füchſe und Haſen hauſten. Dort fing der Stelzfuß in kurzer Zeit ſo viele davon, als er nur mit den Händen erwiſchen konnte, und in einem andern Wald, wo er beide Beine gebrauchte, fing er Hirſche und Rehe und überreichte ſie dem König lebendig.

Der König war nun befriedigt. Der Bläſer erhielt die Prinzeſſin zur Frau, die Miniſter wurden entlaſſen und die drei Geſellen zu Miniſtern ernannt.

Digitized by Google

Da meldete sich der Turteltibub zum Wort. „Ich danke sehr für die große Ehre, doch habe ich noch etwas auf dem Herzen. Meine Mutter, die oben im Bergtal lebt und ohne mich darben muß und jetzt auch kein Holz mehr hat zum Feuern, die möchte ich auch hier in der Hofburg sehen!“

„Die kannst du holen, wann du willst,“ entgegnete der König. „Du brauchst die Hofkutsche nur anspannen zu lassen!“

Am nächsten Tag schon traten die neuen Minister ihr Hofamt an, und man erzählt, noch nie sei ein Staat vortrefflicher regiert worden, als von den vier lustigen Gesellen aus dem Walliser Land.

Digitized by Google

Wie der Lötschengletscher entstanden ist.

In alter Zeit wohnte tief drinnen im Lötschental, wo es heute noch zu den Bänken heißt, eine kleine Familie, die nur aus der Mutter, ihren zwei Töchtern und einigen Knechten bestand, da der Vater früh gestorben war. Ihre Hütte stand in der Gegend des Lötschengletschers, der heute von dem Eismeer des Aletschfirnes als langgestreckte Zunge über die Lötschenlücke herunterhängt und bis tief hinab in die Talsohle reicht. Vor der Hütte war ein kleiner Garten, in dem Nelken, Geranien und gelbe Ringelblumen in buntem Wuste wucherten und in dichten Büscheln durch den zerfallenen Zaun heraushingen. Wie die Familie ins Tal zu den Bänken gekommen ist, weiß niemand. Nirgends im Lötschental gab es sonst menschliche Wohnungen, so daß die wilden Tiere sich ungestört in den Wäldern und Weiden herumtreiben und ungestraft die Herde der Aelplerinnen überfallen konnten. Tagsüber freilich wagten sich die Wölfe und Bären nicht an die Herde heran, denn sie fürchteten den starken Arm der beiden Töchter, welche die Herde bewachten, aber des Nachts, wenn das große Herdfeuer verglühte oder ganz auslöschte, fielen sie oft über die kleinen Bergkühe her und stillten ihre Mordgier. Aber die Herde erhielt auch wiederum neuen Zuwachs, so daß die Zahl der Tiere sich nicht verminderte.

Digitized by Google

In der heißen Sommerszeit machte sich ein großer Wassermangel fühlbar. Nur das Bietschhorn, das Hockenhorn und andere hohe Spitzen trugen die Eiskappe. Gletscher gab es nur auf Schattenhalb, und diese waren sehr unbedeutend und vermochten sich nur in den Nischen, Spalten und Schründen zu halten. Die Talsohle und die Gehänge waren bis weit hinauf mit undurchdringlichem Walde bedeckt, und in dem gab es Stämme, aus denen man ein ganzes Alpendörfchen hätte zimmern können. Weiter oben aber lagen die schönsten Alpen und Weiden, wo die Gemsen das hohe fette Kraut abästen, bis dann die Trockenheit einsetzte und die glühende Sonne das Gras zu Stoppeln versengte, die vor Dürre klirrten. Selten regnete es mehr als einen Tag, so daß in trockenen Jahren das Wasser für das Vieh und den Herd weit hergeholt werden mußte. Aus der Brunnenröhre floß nur im Winter ein dünner gluckfender Strahl, und Eis bildete sich hier gar nicht. Oft kam es vor, daß die Sennerinnen und die Herde den größten Durst leiden mußten.

Einst wanderte ein fahrender Schüler, namens Lonza, auf einem Wege durch das Gebirge, der heute längst unter Schnee und Eis begraben ist. Da er in böses Wetter geriet und vom Wege verschlagen wurde, kam er nach langem Herumirren zu der Hütte der Familie auf den Bänken und bat um Nahrung und Obdach. Die Mutter, die in ihrem Leben noch nie Besuch erhalten hatte, war hoch erfreut darüber, bewirtete ihren Gast mit uraltem Käse, Brot und Rahm und geleitete ihn des andern Tages noch ein Stück weit über die rotgebrannte Halde. Beim Abschied sagte der fahrende Schüler: „Ich danke euch sehr für die freundliche Bewirtung; fast gereut es mich, daß ich von hier fortziehen muß, denn hier ist es prächtig!“

Digitized by Google

„Das Tal ist schön," erwiderte die Mutter und schaute zu den kahlen, von der Sonne versengten Sommerweiden und den weißen Bergspitzen auf, die sich im tiefen Blau des Himmels scharf abzeichneten, „aber wasserarm ist es halt. Ihr wißt nicht, was wir unter der Dürre zu leiden haben; stundenweit müssen wir jetzt das Wasser herholen, und so jeden Sommer. Aber das ist das einzige, das uns fehlt, das Wasser, sonst sind wir glückliche Menschen!"

„So," sagte der fahrende Schüler, „das muß schon wahr sein, wenn die Weiden jeden Sommer so vertrocknet sind wie jetzt, aber da weiß ich ein Mittel dagegen, das hilft sicher. Wenn ihr meinen Rat befolgt, so werdet ihr Wasser genug erhalten!"

„Ja, das wäre ein Glück," sagte die Mutter und schaute ihn erwartungsvoll an. „Ein Glück wär's für uns, fast ein unverdientes!"

„Habt ihr eine reine Jungfrau zu Hause?" fragte der Fremde.

„Ich habe zwei Töchter," versetzte die Mutter, „die Marie und die Seline; die sind rein wie frischer Schnee. Ihr habt sie nicht gesehen, weil sie gestern mit dem Vieh höher hinaufgestiegen sind zum Petersgrat, wo noch ein Brünnlein fließt. Dort finden sie, so hoffe ich, für einige Tage Wasser, dann müssen sie wieder weiter ziehen!"

„Nun, so soll die jüngere — oder welche ist die flinkere von beiden — also die jüngere soll von sieben Gletschern sieben Stücklein Eis brechen und die sieben Klumpen oben auf dem Paßsattel der Lötschenlücke, wo ich eure Herde gesehen habe, der Reihe nach hinlegen. Wenn im Spätherbst auf dem Kamm oben der Gletscher sichtbar wird, so könnt ihr sicher sein, für immer Wasser genug zu haben.

Digitized by Google

Die Mutter bedankte sich für den guten Rat und holte dem fahrenden Schüler aus dem nahen Speicher noch ein Brot und ein Hauskäslein und stoffelte wieder in die Hütte zurück, während der Fremde weiterzog. Als am Sonntag die Töchter herunterstiegen, um neuen Proviant zu holen, erzählte sie ihnen von dem fahrenden Schüler und nannte das Mittel, das er ihr gegen die Trockenheit empfohlen hatte.

Die jüngere war gleich bereit, die Reise zu wagen, die Eisbrocken zu holen und an den bezeichneten Ort hinzutragen. „Eine weite Reise ist es schon," sagte sie, „aber ich nehme die Tschifere (Hutte) mit, lege zwei Brote, Käse und Zieger für zwei Tage hinein, lasse den Hund mitlaufen, und so will ich es versuchen!"

„So geh' in Gottes Namen und mach' gute Reise!"

Die Seline stieg nun stundenlang an den Abhängen, Schründen und Steilhalden herum und holte mit vieler Mühe die sieben Eisstücklein, von sieben Gletschern je eins, trug sie in der Hutte hinan auf die Lötschenlücke, legte sie in einer Reihe nieder ins Gras, alle ungefähr gleich weit auseinander, kehrte wieder nach Hause zurück und wartete nun mit Schwester und Mutter auf den Erfolg.

Nach einiger Zeit stiegen die beiden Schwestern, von der Neugierde zur schnellsten Gangart getrieben, zum Paßsattel hinauf, um nach dem Ergebnisse zu sehen. Es nahm sie wunder, zu erfahren, ob die Eisstücklein noch vorhanden oder schon zerronnen seien. Wie groß war ihre Überraschung und Freude, als sie fast atemlos oben ankamen und sahen, daß das Eis schon fest angefroren und nicht mehr von der Stelle zu bringen war. Sie gedachten in Dankbarkeit des fahrenden Schülers, der ihnen die genossene Gastfreundschaft so reichlich vergolten hatte.

Digitized by Google

Sie stiegen nun von Zeit zu Zeit zu der Berglücke auf und fanden die Eisklumpen, die mit dem Boden verwachsen schienen, jedesmal größer und dicker. Im Spätherbst waren sie so groß wie Felsblöcke, und die ganze Reihe war durch ein weißes Firnband verbunden. Von der Hütte aus konnte man schon ganz gut den schimmernden Streifen erblicken, der den Winter durch gewaltig in die Höhe und Breite wuchs und den Sommer über nicht mehr abschmolz. So entstand nach und nach ein kleiner Gletscher, der jedes Jahr sich dehnte und weiter ausgriff, Spalten bildete, Schründe und Eisberge und ins Tal hinunter zu klettern begann. Aus dem Gletschertor floß ein milchig weißes Bächlein, das sie zur Erinnerung an den fahrenden Schüler Lonza hießen, und das später zum schäumenden Talfluß anwuchs. Die Nächte wurden frisch und im Winter empfindlich kalt. Der Brunnen hatte jeden Morgen Eiszapfen und eine dünne Eisdecke, und vom Jägihorn herunter pfiff ein scharfer Wind. Jetzt hörte der Wassermangel auf, die Herde gedieh und vermehrte sich, und Mutter und Töchter waren glücklicher als je zuvor.

Da erkrankte die Mutter und starb. Die Töchter bestatteten sie im Garten, bauten weiter unten am Fluß eine Hütte und teilten das Tal unter sich. Die Seline nahm den obern Teil, von „Anlegein" aufwärts, wo heute die Zunge des Lötschengletschers beginnt, die ältere Schwester die untere Hälfte, den fruchtbaren Teil des heutigen Lötschentales. Doch bald fing sie an zu murren und zu jammern: „Schlimm ist es mir ergangen bei der Teilung; meine Schwester Seline hat mich übervorteilt; sie hat den schönsten Teil des Tales erhalten, und mir gehören nur die bewaldeten und „unhaben" Gründe, die nichts eintragen, und wo es von wilden Tieren wimmelt!"

Digitized by Google

Aber die Marie tat der Schwester unrecht, denn noch zu ihren Lebzeiten ist der Gletscher so gewaltig angewachsen, daß er als großer breiter Eisstrom die Gehänge herunterfloß, langsam und unmerklich, und die fetten Weiden des oberen Talgrundes zudeckte.

Die Leute, die sich später hier oben ansiedelten, haben den Gletscher seiner Ausdehnung wegen Langgletscher genannt, und da er weitaus der mächtigste des Tales ist, auch etwa Lötschengletscher. Die Lonza ist zu einem wilden Bergwasser angeschwollen, das im Hochsommer weiße Schaumwellen wirft, tollt und wettert und ungestüm durch das Tal rauscht. Die schönen Matten, die schönsten des Tales, auf denen ehemals die Herde der Familie zu den Bänken weidete, liegen unter dem vorrückenden Gletschereise begraben. Die Aelpler, die heute in der Nähe des Gletschers weiden, hören in hohen Zeiten die Mähder unter dem Gletscher, wie sie ihre Sensen dengeln, und das Glockengeläute der Herde, die auf die Weide zieht.

Digitized by Google

Vom Verfasser dieses Buches, **Dr. J. Jegerlehner**, ist im gleichen Verlag erschienen:

Was die Sennen erzählen

Märchen und Sagen aus dem Wallis. Aus dem Volksmunde gesammelt. Dritte, unveränderte Auflage. 8° VIII, 221 S. hübsch gebunden Fr. 3. 50; M. 2.80.

Urteile der Presse:

„. . . Es ist kein einziges Stück darunter, das man missen möchte, nicht wenige aber, die sich den schönsten Stücken des deutschen Märchenschatzes an die Seite stellen dürfen. . . . Dazu kommt, daß der Verfasser den Sagen- und Märchen-Erzählerton überaus glücklich getroffen hat: schlicht, sachlich, klar und doch farbig belebt und nicht selten von echtester Volkspoesie durchtränkt. Jung und alt muß an diesem echt schweizerischen Sagen- und Märchenbuch seine Freude haben." „Bund".

„Ein schönes, naturhaftes, poetisch anregendes Buch, das Jungen wie Alten, schlichtesten Naturen und auf Wissenschaft Bedachten, behagen muß . . ." Oskar Fäßler in den St. Galler Blättern.

„. . . Diese hier wiedergegebene Geschichte („Der Schmied von Rumpelbach") ist ein Meisterwerk der Fabuliertunst; ein Gottfried Keller könnte das gedichtet haben". „. . . Dr. Jegerlehners schöne Sammlung aber empfehlen wir jung und alt, namentlich der heranwachsenden Jugend, die sich kein hübscheres Weihnachts-Geschenk wünschen könnte, als diese Märchen und Sagen aus dem Wallis." „Basler Nachrichten".

„. . . Es sind in dem Buche geradezu mustergültige Märchenerzählungen. Dasselbe ist als Geschenk geeignet und vor allem ein gutes Buch für Jugend-Bibliotheken". „Vaterland".

„. . . Auch wo bekannte Sagen- und Märchenmotive wiederkehren, verleiht ihnen das mit der Anknüpfung an eine bestimmte Oertlichkeit verbundene Lokalkolorit einen eigenartigen Reiz. Alle besitzen ausgesprochenen Erdgeschmack. Und erzählt sind sie vorzüglich, in einem knappen Stil, der indessen Fülle und Farbe hat. Das Buch bildet eine gediegene und fesselnde Lektüre für die Jugend sowohl als die Erwachsenen." Fritz Marti in der „N. Zürcher Ztg."

„. . . Ein herrliches Buch! Und eine kostbare Idee, es uns, den großen und kleinen Freunden der Gebirgsmärchenwelt, zu schenken! Wir sind dem Verfasser, der den eifrigen und gewissenhaften Sammler und den dichterisch begabten Nacherzähler in einer Person glücklich vereinigt, zum Ausdruck unseres aufrichtigen Dankes für seine schöne Gabe einen kräftigen, nationalen Handschlag schuldig. Dem trefflichen Buche aber wünschen wir, was für ein Werk seiner Art immer der beste und lohnendste Erfolg ist, recht viele freudige und genußfähige Leser! „Berner Rundschau".

Digitized by Google

Ferner erschien vom gleichen Verfasser, **Dr. J. Jegerlehner,** im Jahre 1904:

Das Val d'Anniviers (Eivischtal) nebst einem Streifzug ins Val d'Hérens (Evolena). Führer durch Landschaft, Geschichte, Volk und Sage eines Walliser Hochtales. Mit 1 Photogravüre und 5 Zeichnungen nach E. Bille, 49 Illustrationen nach Naturaufnahmen und 2 graphischen Darstellungen von Prof. Dr. C. Schröter. VII, 164 S. Steif broschiert Fr. 3. 80, gebd. Fr. 4.—.

Das ist nun allerdings ein Buch zum drin lesen, da der Verfasser, der für dergleichen Schilderungen eine glückliche Veranlagung und zum Walliser Bergleben und Volk wahre tiefe Zuneigung hat, uns auf fesselnde Weise mit Landschaft, Geschichte, Volk und Sage jenes Walliser Hochtales bekannt macht. Ueber 50 Bilder unterstützen seine schon im Wort anschauliche Darstellung. Schreiber dieser Zeilen wäre bei seiner neulichen Herbstwanderung nach Zinal froh gewesen, dieses Büchlein irgendwo im Nachtquartier vorzufinden; jetzt dankt er ihm wenigstens die Auffrischung eigener Eindrücke und die belehrende Ergänzung gar mancher, bei erstmaligem Besuch unvollständig gebliebener Beobachtung. J. V. Widmann.

„Besucher des Wallis machen wir angelegentlich auf diese wertvolle literarische Gabe aufmerksam, die ja nicht verglichen werden darf mit einem Führer oder einer Reisebeschreibung Bädeker'scher Art. Unser Buch ist vielmehr ein Führer durch Landschaft, Geschichte, Volk und Sage eines der landschaftlich und ethnographisch interessantesten Walliser Hochtäler.

Wer z. B. das Rhonetal bei Turtmann, rechts oberhalb Leuk verläßt, in das wildschäumende Tal hinaufwandert, bis zum Hotel Weißhorn in Z'Meiden, von da auf dem Z'Meidenpaß oder dem Pas de Boeuf über die herrliche Bella Tola hinübersteigt ins Eivischtal und von da über Grimentz, über den ganz leicht zu begehenden Col de Torrent und über die Alpe de Lona (wo das Edelweiß wächst wie Unkraut) nach Evolena — für den ist das Büchlein ein ganz herrlicher Ratgeber, wie es überhaupt alle Besucher der Val d'Anniviers und Val d'Herens trefflich führt, nicht nur der Oberfläche entlang, sondern in die Tiefe des Geistes und der Gebräuche eines seltenen und für den Ethnographen sogar geheimnisvollen Volkes, das noch lebt in patriarchalischer Genügsamkeit, ein Rätsel der genußsüchtigen, modernen, hastenden und jastenden Welt, voll Kraft und Eigenart.

Dem Büchlein können einzig die Walliser Publikationen von Dr. Stebler an die Seite gestellt werden. Es sei allen Freunden des Wallis bestens empfohlen." „Vaterland".

Digitized by Google

Verlag von A. Francke in Bern.

Anheisser, Dr. Roland: Altschweizerische Baukunst. 110 Blatt Federzeichnungen in Folio Mit Text. In Mappe. Fr. 35.—

*** Wenn wir von der Schönheit der Schweiz reden, denken wir in der Regel zuerst an unsere Berge, Seen, Wälder. Was für Schätze stiller Schönheit bergen aber auch unsere Städte und Dörfer! Diese ans Tageslicht zu ziehen und, von Künstlerhand gezeichnet, jedem zur Augenweide, in einer Sammlung zu vereinigen, ist der Zweck der oben angezeigten Publikation.

Dübi, Dr. H. Saas-Fee und Umgebung. Ein Führer durch Geschichte, Volk und Landschaft des Saastales. Mit 51 Illustr., 1 Panorama vom Plattje und 1 Karte des Saastales. VIII, 164 S. 1902. Gebd. Fr. 4.—.

Gempeler-Schletti, D. Heimatkunde des Simmentals. Mit 87 Illustr. und 1 Karte des Simmentals. 503 S. 1904. Brosch. Fr. 6.—, Gebd. Fr. 7.50.

v. Greyerz, Dr. O. Kleines berndeutsches Wörterbuch. 24 S. 1904. Kart. 80 Cts.

— Schweizer-Kinderbuch mit Bildern von Rudolf Münger. 8°. Geschenkausgabe. Kart. Fr. 2.—.

— Im Röseligarte. Schweizerische Volkslieder mit ihren Melodien. Mit Zeichnungen von Rud. Münger. I. Bändchen. 8°. Kart. Fr. 1.50, in Partien von mindestens 25 Expl. Fr. 1.25 pro Expl.

v. Haller, Albr. Die Alpen. Mit einer Beilage und 8 zeitgenössischen Kupfern. 4°. 40 S. auf Büttenpapier. 1902. Gebd. Fr. 10.—.

Singer, Prof. Dr. S. Schweizer Märchen. Anfang eines Kommentars zu der veröffentlichten Schweizer Märchenliteratur. Mit 1 Abbildg. 77 S. 1903. Fr. 1.50.

— Dasselbe. Erste Fortsetzung. Mit 1 Abbildung und 1 Tabelle. VI. 166 S. 1906. Fr. 5.—.

Zahler, Hans. Ferien! Eine Sommerfahrt in die Berge, dazu Sagen und Märchen. Kleinen und großen Kindern erzählt. Buchschmuck von E. Vetter. 258 S. 1904 Gebd. Fr. 4.80.

Zürcher, Gertrud. Kinderlied und Kinderspiel im Kanton Bern. Nach mündlicher Ueberlieferung gesammelt. Volksausgabe. IV. 256 S. 1903. Gebd. Fr. 3.50.

— Das Ryti-Rössli-Lied. Vorläufige Probe aus der im Werk begriffenen Sammlung schweizerischer Kinderlieder und Kinderspiele. 39 S. 1906. Fr. 1.—.

Digitized by Google

Verlag von A. Francke in Bern.

Emanuel Friedli:

Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums.

Reich illustriert nach Originalen von
R. Münger, W. Gorgé. F. Brand, K. Indermühle, H. Blener,
und photogr. Aufnahmen von **Dr. Hegg** und Anderen.

I. Band: **Lützelflüh** mit 170, zum Teil farbigen Illustrationen und zwei Karten. Gr.-8°. XVI, 660 S.

II. Band: **Grindelwald** mit über 200, zum Teil farbigen Illustrationen, 1 Karte und 1 Panorama. Gr.-8° XVI, 695 S.

Preis pro Band brosch. Fr. 12.—, in Original-Leinwandband Fr. 14.—

Inhalt des I. Bandes: Hoch und tief. — Wasser — Wiese. — Acker. — Haus und Heim. — Bsatzig. — Schiff und Geschirr. — Gewand. — Sauber. — Gesund und krank. — Rauchen. — Milch, Anke, Chäs. — Unser täglich Brot. — Das Essen. — Familienleben. — Das Heilige im Leben.

Inhalt des II. Bandes: Aus Grindelwalds Bergwelt. — Des Wassers Gestalten und Gewalten. — Das Luftmeer. — Grindelwalds Himmel. — Wetter und Klima. — Alpenwald und Alpenpark. — Aus dem Wildtierleben. — Bauernbotanik. — Das Gehege. — Das Familiengut in Tal und Vorberg. — Das Gemeingut der Alp. — Das Gvicht. — Milchwirtschaft. — G'hälter. — Haus und Häuslichkeit. — Verkehr. — Eigen, Eigentum, Eigentumszeichen. — Aus der Welt der Phantasie. — Die Kirche und die Welt.

„. . . Alles in allem: es ist ein Werk für Jahrhunderte, das nicht veralten kann, — eine Schweizerkunde, die in ihrer meisterhaften, lebensvollen Vereinigung mit der Mundart des Volks wegeweisend und für alle Zeiten vorbildlich für alle Darstellungen des Volkstums erscheint. Volkstum im Rahmen einzelner Gemeinden und im Spiegel seiner Sprache darzustellen, hat uns zuerst Emanuel Friedli gelehrt und dabei hat er sich sofort als der Meister erwiesen, von dem alle die, welche Volkskunde treiben, nur zu lernen haben."

So schließt D. Dr. A. Freybe, selber ein angesehener Forscher und Schriftsteller auf dem Gebiete germanischer Volkskunde, einen mehrere Spalten langen Artikel in der von Prof. Heinrich Sohnrey herausgegebenen Zeitschrift „Das Land" vom 1. Januar 1908.

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DUE SEP -4 33

26256.38
Am herdfeuer der sennen;
Widener Library 003356885
3 2044 089 074 025

Digitized by Google